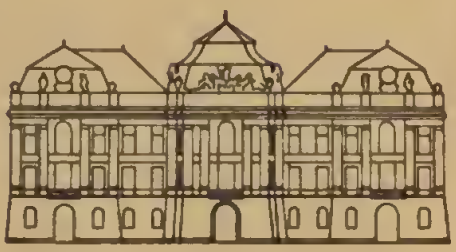
MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

26.S.76

26. S. 76.

Weltkunde

oder

Weltkunde.

Litteratur und Völkerkunde.

I.

Januar. 1786.

I.

Die Folter.

Eine portugiesische wahre Geschichte.

Von dem berühmten englischen Dichter Cumberland.

Die folgende Geschichte (sagt Cumberland) ist so ausserordentlich, daß wenn ich sie nicht in dem Lande selbst, wo sie geschehen, und zwar von sehr sicherer Hand erfahren hätte, *) ich sie für die Erfindung eines Dichters zur Fabel eines Drama halten haben würde.

Ein

*) Zur Erinnerung für manche Leser dient, daß der Erzähler dieser Geschichte, der durch seine dramatischen Werke, vorzüglich aber durch den Westindier, rühmlichst bekannte Cumberland ist, der sich während dem americanischen Kriege einige Jahre als geheimer Agent des englischen Hofes zu Madrid aufhielt, und hernach durch Portugal nach England zurückkehrte.

A. d. H.

Ein portugiesischer Edelmann, den ich bloß durch den Namen Don Juan bezeichnen will, wurde vor wenigen Jahren vor Gericht gezogen, weil man ihn beschuldigte seine Schwester geschwängert und hernach vergiftet zu haben. Er hatte einige Zeit vor diesem Prozeß auf seinem Schloß in der Nachbarschaft von Montremos, einer an der Strasse zwischen Lissabon und Badajos liegenden Gränzfestung, ein sehr einsames Leben geführt. Man zeigte mir dieses Schloß, als ich durch dies traurige Land reiste; es lag eine englische Meile von der Landstrasse, in einem mit Korkbäumen umgebenen Grunde. Nie sahe ich eine mehr melancholische Wohnung. Die Beweise gegen diesen Mann waren so stark, und die Begebenheit in der Gegend, wo er lebte, so allgemein bekannt, daß ob er gleich den größten Theil eines beträchtlichen Einkommens in wohlthätigen Handlungen verwandte, so betrat doch niemand seine Schwelle, um ihm für seine Almosen zu danken, oder um Unterstützung anzuflehen, ausser ein armer Mönch aus dem Hieronymitenkloster in Montremos, der sein Beichtvater war, und mit seinen Almosen nach Wohlgefallen schaltete.

Eine Beschuldigung von so schwarzer Art, die das Verbrechen der Blutschande mit einer Mordthat verband, erreichte endlich das Ohr der Gerechtigkeit, und eine Commißion wurde nach Montremos abgeschickt, die Sache zu untersuchen. Der vermeinte Verbrecher machte keine Versuche zur Flucht, sondern gehorchte ohne Anstand, als er vor Gericht gefodert wurde. Bey der Untersuchung erfuhr man, so wohl durch die verworrene Aussage des Gefangenen, als durch Zeugen folgende Umstände: Daß Don Juan von seiner ersten Kindheit

an

an in dem Hause eines reichen Kaufmanns in Lissabon erzogen worden wäre, der einen beträchtlichen Handel nach Brasilien geführt hätte; daß Don Juan die Erlaubniß erhalten, dieses Kaufmanns Namen anzunehmen, daher man ihn durchgehends für seinen natürlichen Sohn gehalten; daß eine heimliche Liebesgeschichte zwischen ihm und des Kaufmanns Tochter Josepha, dessen einzigem Kinde, statt gefunden habe, und sie schwanger geworden sei, worauf sie aus den Händen Don Juan Medicin empfangen, nach deren Genuß sie in wenig Stunden mit allen Symptomen des Gifts gestorben wäre. Die Mutter des jungen Frauenzimmers überlebte diesen Unfall nur einige Tage, und der Vater gieng aus Verzweiflung in ein Kloster der Mendicanten, nachdem er zuvor sein ganzes Vermögen diesem sogenannten Mörder geschenkt hatte.

In dieser Erzählung scheinen die Facta sehr dunkel zu seyn, denn einige beweisen sehr gegen Don Juan, dahingegen der letzte Umstand allem widersprach, und die ganze Sache verwirrte. Um daher den Gefangenen zu zwingen, den Vorfall aufzuklären, nahm man die Zuflucht zur Folter.

Während daß hiezu die Zubereitungen gemacht wurden, zeigte Don Juan nicht die geringste Unruhe; vielmehr sagte er seinen Richtern, daß es ihnen und ihm viel Mühe ersparen würde, wenn sie seine Aussage über gewisse Artikel anhören wollten, die ganz Wahrheit seyn solte; mehr als dieses würden alle Martern der Welt von ihm nicht erpressen. Er sagte, er wäre nicht der Sohn des Kaufmanns, wie man glaubte, auch mit der verstorbenen Josepha nicht anders verwandt, als durch die zärtlichsten Bande von gegenseitiger Zuneigung und

Versprechungen einer Heyrath, die jedoch, wie er gestand, nicht vor sich gegangen wäre. Er sey der Sohn eines Edelmanns in Brasilien von ansehnlichem Vermögen, der ihn noch als ein Säugling der Sorgfalt des gedachten Kaufmanns überlassen hätte; dieser, aus Ursachen, die er nicht wisse, habe ihm seinen eignen Namen beygelegt, und da dieses in der ersten Kindheit geschehen sey, so hätte er selbst geglaubt, daß er eine Wayse, der Sohn eines weitläuftigen Anverwandten von seinem Pflegevater wäre. Er bat daher seine Richter zu bemerken, daß er nie die Josepha als seine Schwester betrachtet habe. Was ihre Schwangerschaft beträfe, so gestand er solche ein, und daß er sie verursacht hätte; wobey er Gott um Vergebung eines Vergehens bat, das er seiner Absicht gemäß durch die Ehe wieder habe gut machen wollen. Die Arzeney hätte er ihr mit eignen Händen gegeben, weil sie während ihrer Schwangerschaft sich krank befand, und aus Furcht Unruhe und Verdacht bey ihren Eltern zu erregen, ihn ersucht habe, gewisse Medicamente von einem Apotheker zu kaufen, und zwar als ob sie für ihn wären. Dieses habe er gethan, und er sey überzeugt, daß sie redlich gemischt worden, weil er bey dem Mann während der Zubereitung dieser Medicin gestanden, und alle Ingredienzien, eines nach dem andern, hinein thun gesehn hätte.

Die Richter fragten ihn, ob er es auf sein Gewissen nehmen wolte, zu behaupten, daß das Frauenzimmer nicht an Gift gestorben sey: Don Juan, dessen Augen bis dahin trocken geblieben waren, brach nun in Thränen aus, und antwortete, daß er es leider zu seinem ewigen Gram wüßte,

daß

daß sie vergiftet worden wäre. Man fragte nun weiter: — War dieses Gift in der Medicin enthalten, die sie nahm? — Ja es war darin, antwortete er. Man wolte wissen, ob er das Verbrechen, den Gift in die Medicin zu mischen, dem Apotheker zuschriebe, oder es auf sich nähme. Er sagte, weder der Apotheker noch er wären schuldig. Auf die Frage aber, ob denn das Frauenzimmer aus Scham den Selbstmord begangen, und sich ohne sein Mitwissen vergiftet habe, sprang er auf voller Abscheu, und rief Gott zum Zeugen, daß sie an der That unschuldig gewesen wäre.

Die Richter schienen hiedurch verwirrt zu seyn, und hielten eine Zeitlang mit fernern Fragen inne; sie begnügten sich durch Flüstern unter einander zu berathschlagen, worauf denn einer von ihnen zum Gefangenen sagte, daß da nach seinem eignen Geständniß sie an Gift gestorben sey, und doch aus seinen gegebenen Antworten erhellte, daß er alle Personen freyspräche, auf die ein Verdacht möglicher Weise fallen könnte, so wäre nun noch eine Frage übrig, welche, so unnatürlich sie auch sey, er ihm der Formalität wegen vorlegen wolte, bevor man zu Extremitäten schritte, und diese Frage beträfe den Vater und die Mutter der Verstorbenen. Ob er denn die schreckliche That, ihr eignes und einziges Kind zu ermorden, den Eltern zuschreiben wolle? „Nein, antwortete der Gefangene mit einem gesetzten Ton, ich bin gewiß, „daß nie ein solches Vorhaben in die Herzen der unglücklichen „Eltern kam, und ich würde der abscheulichste der Sünder „seyn, wenn ich es ihnen zur Last legte.“ Die Richter erklärten hierauf einstimmig, daß er ihrer spotte, und befahlen,

ihn auf die Folter zu spannen. Dennoch wolten sie zum letztenmal von ihm wissen, ob es ihm bekannt sey, wer die Josepha vergiftet habe, worauf er ohne Bedenken antwortete, daß er es wüßte, daß aber keine Martern ihm die Erklärung dieses Umstandes erpressen solten; er fügte hinzu, sie mögten mit ihm nach Gutdünken verfahren, denn er könnte in keinen grössern Qualen sterben, als er gelebt hätte.

Man ergrif hierauf diesen steifsinnigen Inquisiten, zog ihn nackend aus, und spannte ihn auf die Folterbank; ein Wundarzt wurde herbeygerufen, der während der Operation seinen Puls befühlen mußte. Die Henker erhielten nun Befehl mit ihren Martern anzufangen. Die gewaltsame Ausreckung seines Körpers auf diesem höllischen Instrument riß die Muskeln aus ihren Fugen, und alle Glieder knackten. Der Schweiß brach in großen Tropfen auf seinem Gesicht und Brust aus. Die Natur sprach, allein der Leidende schwieg und blieb standhaft: bey allen Experimenten der Maschine entfuhr ihm kein Seufzer. Endlich erklärte der böse Geist, der bey dieser höllischen Arbeit präsidirte, durch den Mund des Wundarzts, daß sie die Martern vermehren müßten, weil der Puls ganz regelmäßig gegangen wäre, und auch nicht das das Geringste von seiner Stärke verlohren hätte.

Die Henker schritten nun zu einer andern Operation, die weit heftiger als die erstere durch Mark und Bein drang: Vermöge ihrer teuflischen Erfindsamkeit wußten sie die entsetzlichsten Schmerzen an den Theilen des Leibes zu erzeugen, die nicht ihr völliges Leiden bey dem ersten Versuch ausgestanden hatten. Sie fuhren mit diesem Geschäft fort, als auf

einmal

einmal ein Mönch in die Marterkammer stürzte, und den Richtern zurief, einen unschuldigen Mann nicht länger zu foltern, weil sie von ihm das Geständniß des Mörders erfahren solten. Auf ein Zeichen der Richter liessen die Henker nun die Maschine auf einmal aus den Händen fahren, und die Muskeln drängten sich nun mit der Elasticität eines Bogens hörbar in ihre Fugen hinein. Die Natur sank unter dieser Anstrengung, und Don Juan lag auf der Folterbank sinnloß da. Der Mönch rief nun mit lauter Stimme aus: „Ihr „verfluchte Unmenschen, ihr Abgeordneten der Hölle und des „Teufels, haltet nur eure Instrumente für die Strafbaren „bereit, und zieht eure blutigen Hände von dem Unschul„digen zurück, denn seht hier steht vor euch der Vater „und der Mörder der Josepha!“

Alle Versammleten waren für Erstaunen äusser sich; die Richter standen wie versteinert, und selbst die Torturdämone starrten voll Schrecken und Abscheu mit ihren wilden Augen den Mönch an.

„Wenn ihr Lust habt, sagte er zu den Richtern, mein „Geständniß zu vernehmen, während daß eure Henker ihre „Folterbank für den nichtswürdigsten Bösewicht zubereiten, der „je darauf ausgespannt worden ist, so höret mich an! Wo „nicht, so setzt nur ohne ferneres Fragen eure Maschine in „Bewegung, und sättigt eure Begierden an menschlichen To„desqualen, die ihr einmal in eurem Leben jezt mit Gerechtig„keit ausspenden könnt.“

Fahret fort, sagte der vornehmste Richter.

„So höret denn, fieng der Mönch an; dieser schuld-
„lose Leidende, der hier nun ohne Empfindung vor meinen
„Augen liegt, ist der Sohn eines vortreflichen Vaters, der
„ehemals mein vertrautester Freund war; er wurde als ein
„zartes Kind meiner Fürsorge überlassen, da meines Freun-
„des Vermögensumstände ihn nach unsern Pflanzungen in
„Brasilien riefen. Er blieb daselbst zwanzig Jahr lang, ohne
„in dieser ganzen Zeit Portugal zu besuchen; oft schickte er
„mir grosse Geldsummen für seinen Sohn. Ein höllischer
„Gedanke stieg in meiner Seele auf, der durch die Abnahme
„meines Vermögens und durch den Hang zu einem prächtigen
„Leben erzeugt wurde. Es war nichts geringers als das
„mir so gutmüthig anvertraute Eigenthum mir selbst zuzu-
„eignen. Ich vertraute diese Absicht meinem unglücklichen
„Weibe, die jetzo dafür büssen wird. Jedoch muß ich ihr
„die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und bekennen, daß sie
„eine Zeitlang standhaft sich dagegen sträubte. Das Glück
„fuhr aber fort mir den Rücken zu kehren, und mein Credit
„sank stündlich. Der gänzliche Ruin stellte sich meinem Geiste
„dar, und nichts stand zwischen mir und einem augenschein-
„lichen Untergang, als dieses infame Hülfsmittel.“

„Ueberredung, Drohungen und der immer stärker wer-
„dende Druck der Noth besiegten endlich die Tugend meines
„Weibes, uud sie bewilligte den Betrug. Wir kamen überein,
„das Kind für eine hinterlassene Wayse eines weitläuftigen
„Verwandten von meinem Namen auszugeben. Mitlerweile setz-
„te ich nicht allein meinen Briefwechsel mit seinem Vater beständ-
„dig fort, sondern ich sandte ihm auch immer Briefe, die ich
„vorgab,

„vorgab, von seinem Sohn geschrieben zu seyn. Die Geld-
„sendungen aus Brasilien blieben nie aus, und unter-
„stützten mich bey meinem ausschweifenden Aufwande. End-
„lich starb Don Juans Vater, und vermachte sein Ver-
„mögen seinem Sohn und dessen Erben mit der Clausul, daß
„im uberlebenden Fall mir alles zufallen solte. Ich war be-
„reits so sehr mit dem Verbrechen bekannt, daß die Ver-
„suchung mich auch dieses Vermögens sofort ganz zu be-
„mächtigen, in meiner Seele keinen Widerstand fand.
„Ich entschloß mich, die Hinderniß aus dem Wege zu
„räumen, und schlug meinem Weibe vor, daß um zu
„dem Reichthum zu gelangen, den das Glück uns so
„nahe legte, das beste Mittel seyn würde, den Erben
„umzubringen. Sie bebte bey diesem Vorschlag mit Ab-
„scheu zurück, und eine Zeitlang war ihr Geist in einem
„so zerrütteten Zustande, daß ich nicht rathsam fand,
„den Angrif zu erneuern. Mitlerweile kam der Agent
„des Verstorbenen aus Brasilien in Lissabon an; da er
„nun von meinem Briefwechsel genau unterrichtet war, so
„hielt ich es für nöthig, Don Juan zu entdecken, wer
„er sey, und welches Vermögen ihm zugefallen wäre.
„Die Schaam bey dieser Entdeckung, die unausbleibliche
„Schande, die Geldbegierde, der Stolz, ja der böse
„Geist selbst, hielten mich davon ab, und vermochten
„mich mein widerstrebendes Weib endlich dahin zu bringen,
„an meinem Verbrechen Theil zu nehmen. Wir bereiteten
„Gift, für Don Juan bestimmt, das aber durch Zufall
„von unserm einzigen Kinde genommen wurde.“

„Sie nahm es. Der erzürnte Himmel brach mit „seiner Rache über unsre Häupter loß, und wir sahen „unsre geliebte Tochter in Zuckungen vor unsern Augen „hinsterben mit dem schwarzen Gedanken einer doppelten „Mordthat, denn sie war schwanger, und das Kind „lebte bereits in ihrem Leibe. Hat die Sprache der Men„schen wohl Worte, unsern Jammer auszudrücken? „Habt ihr mit euren Folterinstrumenten wohl je Martern „erfunden, die mit denen zu vergleichen wären, die wir „fühlten? Wundervoll war der Kampf der Natur in „dem Herzen unsers sterbenden Kindes. Sie bedauerte „uns; sie tröstete uns; sie vergab uns. Dem Don „Juan gestanden wir sogleich unser ganzes Verbrechen, „und beschworen ihn, uns diejenige Strafe zu ertheilen, „die die Gerechtigkeit verlangte, und unsre Missethaten „verdienten. In diesem schrecklichen Augenblick war es, „daß unsre Tochter mit ihrem letzten Athemzuge den Don „Juan aufs feyerlichste beschwur, und auch von ihm „das Versprechen erhielt, ihre Eltern nicht durch eine „Entdeckung des Geschehenen dem Todesurtheil auszusetzen. „O Himmel! ich sehe nur zu deutlich, wie sehr er sein „Wort gehalten hat. Seht, wie er als ein Martyrer „der Ehre unter euren höllischen Martern seinen Geist „aufgiebt!“

Kaum hatte der Mönch diese Worte mit einem lauten wilden Tone gesprochen, als der unglückliche Don Juan einen Seufzer ausstieß; ein zweyter würde gefolgt seyn, allein der Himmel wolte die Unschuld nicht läns

ger den Qualen überlassen, und sein Herz hörte auf zu schlagen auf ewig.

Der Mönch hatte seine Augen auf ihn gerichtet, die vor Schrecken ganz starr standen, und da der Sterbende seine verstümmelten Glieder noch einmal als das letzte Lebenszeichen mit einer Zuckung bewegte, rief er aus: „Ihr verfluchten Ungeheuer, Gott wird diese Mordthat „an jenem grossen Gerichtstage von euren Seelen fodern! „Sein Blut komme auf eure Häupter, ihr Diener der „Finsterniß! Was mich betrift, wenn die göttliche Rache „noch nicht durch meine tiefste Reue befriedigt ist, so wird „meine gemarterte Seele mitten in den Flammen der Hölle „Trost in dem Gedanken finden, daß ihr an den Qualen „Theil nehmen müßt.“

Nachdem er dieses mit brüllender Stimme ausgestossen hatte, stieß er sich ein Messer ins Herz, das Blut strömte heraus, er warf sich auf Don Juans Leichnam, und gab ohne einen Laut sogleich seinen Geist auf.

II.

Ueber die Germanier.

Dieses war der Anfang eines verlohren gegangenen Manuscripts, das eine Geschichte von Deutschland enthielt. Der Verfasser ist ein Deutscher und talentvoller Mann, der zwar nie etwas drucken lassen, allein nach diesem Fragment zu urtheilen, sehr fähig ist, wenn er wolte, unter unsern guten Schriftstellern zu glänzen.

d. H.

Das alte Germanien war ein ungeheures Land; es erstreckte sich von den Alpen bis an den nordischen Ocean, und vom Rhein bis an die sarmatischen Gebirge. In der Schilderung, welche die Alten davon machen, erkennen wir unser Deutschland nicht. Seine Thäler waren mit Sümpfen, seine Berge mit Wäldern bedeckt, und über ihm lag ein trauriger Himmel. Die Germanier, in zahllose Horden getrennt, lebten in der starren Freyheit der Natur, die nie durch Unterwerfung gebrochen wurde; ihre Kinder kannten keinen Gehorsam, ihre Knechte keine Dienstbarkeit.

Diese Völker waren sehr verschieden, nur Liebe zur Freyheit und Hang zum Kriege belebte sie alle. Tacitus preist ihre Tugend; aber das tiefe Gefühl der römischen Gräuel machte den grossen Mann partheyisch; die germa-

nische

nische Tugend war nichts, als die Abwesenheit der römischen Laster. Es ist wahr, sie verabscheuten frühe Wollust, und selbst die Römer ehrten ihren fürchterlichen Muth: ihre Waffen waren von Holz, aber sie führten sie mit eisernen Armen; es kostete Mühe, bis die Legionen des Marius der Riesengestalt, und des Trotzes der Germanier gewohnt waren; Cäsars Soldaten weinten, wie sie mit ihnen fechten sollten; oft prahlten die römischen Despoten mit Triumphen über die Germanier, und liessen sie auf Münzen prägen, mit denen sie den Frieden von ihnen erkauften. Aber der gepriesenen Ehrlichkeit dieser Barbaren widerspricht die Geschichte. Ihr erster Sieg über die Römer, die Niederlage des Varus, war die Wirkung einer tiefen Verrätherey, die Behendigkeit und Verstellung voraussetzt. Was sind die Dynastien der Franken, und das Mittelalter, Carls des Grossen Regierung ausgenommen, was sind sie, als Schauplätze der Verrätherey, des Aberglaubens, der Dummheit, der Unmenschlichkeit, bey welchen man mit Ekel vorübereilt; denn da ist keine Spur von Verstand und Güte. Rachgierde, Schwelgerey, Spielsucht und Müßiggang hatten die Germanier mit allen Barbaren gemein. Bey keinem Volke war der Frauenraub so gewöhnlich. Ausser seinem Gaue zu stehlen, hielt der Germanier für keine Schande; aber still mit Arbeit sich zu ermüden schien ihm verächtlich. Sie opferten Menschen. Ariovist, dessen Antwort an Cäsarn eher einen Sophisten als Barbaren verräth, getraute sich nicht, gegen den Rath der Wahrsagerinnen mit den Römern zu schlagen. Velleda, die brukterische Prophetin, wurde wie eine Gottheit verehret. Strafen kannten die Germanier gar nicht: jeder rächte sich

selbst, und alle seine Verwandte waren schuldig, Theil zu nehmen an dem gelittenen Unbilde. Dem Fürsten kam nichts zu, als die Rache der Beleidigten zu hemmen, wenn sie zu weit gieng, oder die Genugthuung zu bestimmen, womit das Verbrechen gebüßt werden solte, denn selbst der Todtschlag hatte seinen Tarif.

Es ist bekannt, daß die Germanier Städte wie Kerker flohen. Wo sich eine Horde niederließ, wurden Hütten gebaut, man theilte sich in die Felder, wie sie um die Wohnungen lagen, und das folgende Jahr zog man weiter; ein festes Landeigenthum war unbekannt. Das Lehn ist eine Ausdünstung der germanischen Moräste. Die Führer der Horden, durstig nach Ruhm und Beute, freuten sich des Krieges, und suchten ihn überall. Dazu waren Gefährten nöthig, und die bekamen sie bald, muthige Jünglinge, die Gefahren, Wunden und Tod mit ihnen theilten. Die Fürsten wetteiferten um das rüstigste Gefolge; sie sorgten, wie Tacitus erzählt, für den Unterhalt dieser Krieger, gaben ihnen Waffen und Schlachtpferde. Hier ist alles, was zum Lehn gehört.

Die germanischen Stämme bestanden aus Edlen und Freyen. Der Ursprung dieses Adels, den nur barbarische Völker gekannt haben, verliert sich in der Dunkelheit der germanischen Wälder. Vermuthlich legte man ihn den Geschlechtern bey, die sich zuerst vereinigt, und die andern aufgenommen hatten, eine Wohlthat, deren Andenken sich leicht erhalten, und den Nachkommen dieser Stifter zu einer Ehre gereichen konnte, die sich endlich in ein Recht verwandelte. Aber

Edle

Edle und Freye waren gleich; man kannte keinen Unterschied: nur in wichtigen Augenblicken wählte man Führer, die sich endlich aus den Trümmern des römischen Reiches Throne gebaut haben. Unter den Jägern, die sich in ihren Wäldern mit den Bären um ihre Häute, mit ihren Nachbarn um die Heerden schlugen, die gleichen Muth und gleiche Kräfte hatten, unter diesen Männern fand das Recht des Stärkern über den Schwächern nicht statt. Aber ihre Söhne, Herren der römischen Besitzungen, lernten Genieſſungen und Bedürfnisse kennen, ein Gefühl, das denen Achtung erwarb, die sich bey der Eroberung bereichert hatten. Hier verschwand die rauhe democratische Gleichheit. Aus der Mischung der römischen Knechtschaft, der germanischen Freyheit, und des Lehnverhältnisses entstanden Adelsregierungen. Zu gleicher Zeit fieng das noch rohe Christenthum an zu herrschen. Die freyen Männer, die ehemals aus den germanischen Wäldern hervorbrachen, um die Unterdrücker der Menschheit zu züchtigen, diese Männer waren nicht mehr. Ein Adel, barbarischer als tapfer, und eine Priesterschaft fürchterlich durch Aberglauben, Irrthümer und Eigennutz, machten jetzt die Nationen allein aus. Diese Menschen hielten sich Könige, die ganz von ihren Grillen und Ränken abhiengen. Es hat tausend Jahre gekostet, bis die Völker angefangen haben zu denken. So langsam sind die Schritte des Verstandes.

Die Germanier sind den Römern spät bekannt worden, und was noch sonderbarer ist, die, welche den Vorhang weggezogen, kamen vom äusserſten Norden. Ohngefähr hundert und vierzehn Jahre vor der Epoke des Christenthums erschienen vor den römischen Besitzungen die ungeheuren Haufen der

Cimbrer und Teutonen. Die Legionen, vor denen so viele Reiche gefallen waren, bebten beym Anblicke dieser Barbaren. Sie flohen überall. Marius gab ihnen endlich den Geist wieder, womit sie so grosse Thaten gethan hatten, und war so glücklich, die Germanier zu schlagen. Wer diesen Völkern widerstehen wolte, mußte sie vertilgen, und Marius thats.

Funfzig Jahre hernach fand der Triumvir Cäsar die Germanier in Gallien, und Arioviſt an ihrer Spitze. Unter dem Vorwande, die Sequaner, eine gallische Nation, gegen ihre Nachbarn, die Eduer, zu schützen, hatten sie beyde überwältigt. Auch dießmal unterlagen sie der römischen Kriegskunst. Cäsar that noch mehr: einige Jahre hernach fielen andere Germanier in Gallien; er schlug auch diese, und zog über den Rhein. Aber die Habsucht der Römer fand keine Nahrung in den germanischen Wüsten; sie verliessen das traurige Land bald wieder. Auf diesem Zuge formte Cäsar die germanischen Cohorten, die so fürchterlich waren, und die Reiterey des Pompejus in den pharsalischen Feldern schlugen.

Nach dem Tode des Eroberers verpflanzten sich germanische Völker auf die linke Seite des Rheins, in den Theil von Gallien, der Gallia belgica hieß. Auguſt, der selbst nach Gallien kam, trennt die Besitzungen dieser Völker davon, nennt sie Germania cisrhenana, und theilt sie nach dem Laufe des Flusses in das erste und zweyte, oder Ober- und Niedergermanien. Mainz war der Hauptort im ersten, Kölln im letztern.

Noch

Noch war das grosse Germanien auf der rechten Seite des Rheins unbewegt. Die Römer, beschäftigt, das sinkende Gebirge ihrer Eroberungen zu stützen, durften diese schrecklichen Völker nicht reizen. Sie hörten fernher das Geräusch der Waffen in den germanischen Wäldern, wie den unterirdischen Donner einer kommenden Erschütterung. Nur am Niederrhein litten zuweilen ihre Pflanzstädte.

Indessen hatte die Schlacht bey Actium Roms Schicksal entschieden. August war Kayser, und Drusus beschloß, die Germanier zu bekriegen. Er vereinigte den Rhein mit der Yssel, führte seine Legionen in die Nordsee, und nahte sich auf der Ems den unzugänglichen Wohnungen der germanischen Völker. Er drang bis an die Elbe, vielleicht weiter; die Trümmer der Castelle, die er überall bauen ließ, entdecken uns noch die Bahn, die er sich brach. Seine Züge sind ein grosses Feld für den Geschichtforscher, aber den Denker interessiren sie wenig. Es waren rauschende Einfälle, die nichts hatten, als den Werth überwundner Schwierigkeit. Die flüchtigen Germanier wichen den mühsam andringenden Legionen, folgten ihnen aber, wann sie zurückzogen, und löschten ihre verhaßten Fußstapfen bald wieder aus. Drusus starb 745 auf dem letzten Zuge.

Nach ihm führte Tiber den Befehl. Mehr listig als tapfer hintergieng er viele germanische Völker durch Unterhandlungen, fesselte sie unvermerkt, und verflanzte sie so viel er konnte. Damals lebte Marbod, Fürst der Markomannen, der sein Volk in der römischen Kriegskunst unterwiesen hatte;

es war zahlreich und geübt. Marbod hatte sich von den Gränzen weg in das Land gezogen, das jetzt Böhmen heißt. Tiber wolte im Jahre 9 diesen gefährlichen Fürsten überziehen: ein Aufstand in Pannonien hielt ihn ab, und eben war dieser gedämpft, als sich der unsterbliche Sieg über den Quintilius Varus, seinen Statthalter in Niedergermanien, ereignete.

Varus, einer der philosophischen Wollüstlinge, von denen Rom damals voll war, wie aus der Ode scheint, die ihm Horaz zugeschrieben hat, Varus fiel in die Stricke, die ihm die Germanier gespannt hatten. Sie sahen mit verbißner Wuth, daß der Römer seine Gesetze, seine Beile, und was noch ärger war, seine Sachwalter bey ihnen einführen wolte, bey ihnen, wo kein tapferer Mann zu rechten brauchte, wo nur Verräther und Feige durch die Hände der Priester den Tod empfiengen. Es entstand eine Verschwörung, wovon Arminius, ein unternehmender Jüngling, Sohn des cheruskischen Fürsten Siegmar, die Seele war. Segest, ein anderer Cherusker, warnte die Römer; er haßte Siegmars Sohn, der seine Tochter entführt hatte: aber Varus verachtete den Wink. Die Verschwornen locken ihn in die schrecklichen Gegenden des teutoburger Waldes. Unter Sturm und Regen dringen die Legionen durch. Sie waren schon entkräftet, als die Germanier hervorbrachen; man schlug sich vier Tage, drey Legionen wurden vertilgt, und Varus fiel in sein Schwert.

— — — s.

III. Schrei-

III.

Schreiben an eine Dame über den Ursprung der Weihnachts- oder Neujahrsgeschenke.

„Ich muß Ihren Willen erfüllen, gnädige Frau. Hier „ist also alles, was ich von dem Ursprung der Weyhnachts- „und Neujahrsgeschenke weiß, da man giebt, da man em- „pfängt, und von welchen manche ein langes angenehmes An- „denken zurücklassen. O! wie viel Schönes könnte man über „diesen letzten Punct sagen, allein Sie wollen heute bloß vom „Alterthum reden hören. Also zur Sache.“

„Ein deutscher Gelehrter, Namens Lipenius, hat im „vorigen Jahrhundert über diese Gattung von Geschenken ge- „schrieben. Im Anfange des jetzigen hat Spon ein Gleiches „gethan, allein mit einem ungünstigen Vorurtheil gegen diesen „angenehmen Gebrauch. Lipenius geht nur bis zu den Rö- „mern zurück, er konnte aber bis zu den Griechen, Juden „und Persern heraufsteigen. Alle diese Völker kannten diese „liebenswürdige Gewohnheit von denen anzunehmen, die man „hochschätzt, und denen zu geben, die man liebt. Sie be- „dienten sich hiezu der Früchte, der Blumen und des Honigs. „Dieses waren die schönsten Producte der Ländereyen, die „sie bewohnten. Die Blumen und Früchte sind im Winter „selten, dadurch aber wurden diese Geschenke desto kostbarer.

„Titus Tatius, König der Sabiner, die ihren Ursprung „aus Lacedämon hatten, führte diesen Gebrauch in Rom ein, „als er allda mit Romulus gemeinschaftlich regierte. Das „Laubwerk und die Baumzweige, die man in einem der Göttin „Strenua geweiheten Hayn abgeschnitten hatte, machten die „Materien dieser Geschenke aus. Strenua war die Göttin „der Kraft. Ein Stück Holz aus dem ihr geweiheten Walde „zeigte die galante Absicht der Gebenden an. Sie wolten „ohne Zweifel ihren Freunden figürlich Kraft und Gesund„heit wünschen. Mit allem unserm Gewäsche sagen wir „nicht mehr. Das jederzeit leichtgläubige Volk glaubte, daß „das Laubwerk und die geheiligten Zweige wirklich Kraft und „Gesundheit verschaften. Die Druiden, die nur zu sehr „geneigt waren, das gemeine Volk zu hintergehn, sammleten „im Anfange des Jahrs die heiligen Misteln, die sie austheil„ten. Dies war ein Geschenk der Götter."

„Die Römer kannten diese Art Geschenke nicht, die so „hoch herabkamen; sie hielten sich allein an Privatgeschenke. „Diese bestanden in Honig, Datteln und trocknen Feigen. „Man war damals noch im Genuß mäßig, und vielleicht „waren diese Früchte nicht sehr gemein. So wohl Lipenius „als Spon glaubten, daß man durch die Süßigkeit dieser Ge„schenke den Wunsch bezeichnen wolte, daß das Jahr süsse „vollbracht werden möchte. Dieser süßliche Schluß ist um „so viel abgeschmackter, da die Römer zu diesen Früchten ein „Stück Geld fügten, das auf der einen Seite die Figur des „Janus, und auf der andern das Bild eines Schiffs hatte, „die gewöhnliche Form der ersten Münzen. Ovid ist bey

„Gele-

„Gelegenheit dieser Münze nach seiner bekannten Art fein „und sinnreich. Er führt den Janus redend ein mit folgen„den Worten: — Du würdest dich sehr betrügen, wenn „du glaubtest, daß von allen Geschenken der Honig das süsseste „sey. Ich habe seit der Regierung des Saturns gesehn, „wie das Gold den Vorzug erhalten, und die Zeit hat diese „Liebe beständig wachsen gemacht. Sie ist schon bis zu „einem solchen Grad gestiegen, daß ich zweifle, man könne „weiter gehn. — *) Was würde Ovid sagen, wenn er un„ter uns lebte? Man hält sich nicht bey Münzen auf. „Unsre Delicatesse erlaubt nicht mehr, daß wir einander „Gold- und Silberstücke geben, dafür sind unsre Künstler „aber unsrer Schamhaftigkeit zu Hülfe gekommen, durch „deren Arbeiten eben diese Stücke so glückliche Verwandlun„gen erhalten, daß man sie annehmen, und bey der Annahme „lächeln kann. Auf diese Art, gnädige Frau, sehen Sie selbst, „daß man nicht sagen könne, es fehle uns an Delicatesse und „besonders an Schamhaftigkeit.“

„Die Römer, selbst in dem glänzendsten Zeitalter ihres „Luxus und ihrer Weichlichkeit, behielten den alten Gebrauch „bey, zu ihren Goldstücken Honig und Früchte zu legen, der „sich ganz bis auf unsre Tage mit einer geringen Veränderung „erhalten hat. Unsre Früchte und Zuckerwerk werden mit

*) Der berühmte Dryden giebt dem Jupiter folgende Rede in den Mund: „Als ich das Gold schuf, schuf ich einen „grössern Gott als ich selbst bin, und unbesonnen gab ich „meine Allmacht aus den Händen.“

A. d. H.

„den andern Geschenken recht artig verbunden. Die Kayser „erhielten auch die ihrigen. Das Volk brachte sie ihnen dar, „so gering sie auch waren. Ein jeder sagte: Dies ist „alles was ich vermag, und sagte es aus gutem Herzen. „August fand ein Vergnügen dran, diese Gaben vom Volk „anzunehmen. In seiner Abwesenheit brachte man sie im „Vorsal seines Palasts. Bey seiner Zurückkunft betrachtete „er sie, ein Anblick, der für ihn und hernach für den Kayser „Marcus Aurelius sehr grossen Reiz hatte. August bestimmte „dieses Geld zu Bildsäulen, die er in den Strassen setzen „ließ. Ich glaube, daß wenn unsre Monarchen diesen Ge„brauch einführten, und voraus bekannt machten, wem zu „Ehren die Bildsäule von dem Ertrag errichtet werden solte, „so würde man die Volksachtung für ihn aus dem grossen „oder kleinen Maaß der Gaben schliessen können. Diese „Art, die öffentliche Achtung zu fondiren, würde die sicherste „seyn, und der Schatzkammer nichts kosten. Der menschen„scheue Tiberius entfernte sich die ersten Tage des Jahrs, „um uberhoben zu seyn, so wohl Geschenke anzunehmen als „dergleichen auszutheilen. Er schränkte diesen Gebrauch auf „den ersten Tag des Januars ein; allein seine Nachfolger ver„längerten ihn bis zum siebenden Tag. Die Bestandtheile „dieser Geschenke wurden bey den Römern nach den Zeiten „und den Oertern abgeändert. Zu Nero's Zeiten gab „man Perlen.“

„In den ersten Jahrhunderten der christlichen „Kirche begnügten sich unsere Vorfahren mit Complimen„ten und Wünschen, die nichts kosteten. Die ersten

„Christen

„Christen waren arm, und Feinde von dem Aufwande „der Römer.“

„Dies ist alles, gnädige Frau, was ich in der Ge„schwindigkeit über diese Materie in meinen Büchern habe „finden können. Bey einer nähern Nachsuchung würde der „Stof gewiß ergiebiger werden. Ich habe die Ehre zu „seyn — — — —“

IV.

Ueber die Sitten und Gebräuche der wilden Völker in Nordamerica.

Ein Auszug aus des berühmten Engländers, Major Rogers, Nachrichten, der lange unter ihnen gelebt hat.

Unter allen verschiednen Nationen und einzelnen Stämmen, die das unermeßliche nordamericanische Gebiet bewohnen, sind diejenigen, welche unter dem allgemeinen Namen der fünf Nationen bekannt sind, die merkwürdigsten. Sie werden von allen übrigen wegen ihrer vorzüglichen Einsichten geschätzt, und ihrer ausserordentlichen Tapferkeit im Kriege gefürchtet; diese letzte wird durch eine unaufhörliche Uebung bey ihnen unterhalten, denn sie sind beständig mit einem, auch oft mit mehreren benachbarten Völkern zugleich in Streitigkeiten ver-

wickelt. Ihre Sitten, Gebräuche und Tracht werden von vielen andern Stämmen angenommen und nachgeahmt. Kurz, diejenigen, die ihnen am ähnlichsten sind, werden unter die vornehmsten und bestcultivirtesten von denen Indianern gerechnet.

Ehedem waren die Mohocks der zahlreichste Stamm unter ihnen, jetzt aber ist er einer der schwächsten; allein dem ungeachtet behauptet er noch immer, als die vornehmste Nation, eine Art von Authorität und Gewicht über die übrigen; bey allen wichtigen Vorfällen und Berathschlagungen werden sie von den andern zu Rathe gezogen.

Einige Völker dürfen noch gegenwärtig bey keinem Congresse oder allgemeinen Versammlung, wobey die fünf Nationen sind, in dem gewöhnlichen Putze, das heißt gemahlt, erscheinen; dies ist durch einen besondern Artikel ihrer Capitulationen festgesetzt. Diese fünf Nationen sind vom ersten Anfange an, da die Franzosen sich in Canada festgesetzt haben, ihre unversöhnlichsten Feinde gewesen, und beynahe die einzigen Indianer in dem Bezirke von fünfhundert englischen Meilen, die sich nie von ihnen gegen die Engländer haben aufbringen lassen, sie waren vielmehr größtentheils beständig die treuesten Freunde und Bundesgenossen der letztern.

Denen Indianern überhaupt fehlt es nicht an natürlichem Verstande und Scharfsinn; viele unter ihnen zeigen große Fähigkeiten für Wissenschaften und mechanische Künste. Ihre Einbildungskraft und Gedächtniß ist so stark, daß wenn sie nur einmal an einem Orte gewesen sind, er sey auch noch

so

so entfernt oder versteckt, so finden sie ihn gewiß wieder. Die Völker in der Gegend von Neuschottland und um den Golfo von St. Lawrence sind oft herüber nach Labrador gefahren, ohne einen Compaß zu haben; dieser Weg beträgt doch dreyßig oder vierzig Seemeilen, und sie sind allezeit auf dem nämlichen Flecke gelandet, wo sie es sich vorgenommen hatten; auch selbst bey dunkeln und trüben Wetter wissen sie ihren Weg sehr richtig zu finden; dies letzte geschieht durch eine genaue Beobachtung und Befühlung derer Baumrinden und Aeste; wovon die Nordseite in diesen Gegenden allezeit mit Moos bedeckt, und die Aeste auf der Südseite am stärksten sind.

Selten wird man unter ihnen einen Ungestalten, Gebrechlichen, oder einen Menschen finden, der an irgend einem Sinne fehlerhaft sey, ungeachtet der geringen Sorgfalt, die für die Mutter während ihrer Schwangerschaft und Niederkunft, oder für das Kind in seinen ersten Jahren beobachtet wird. Sie sind größtentheils stark, gesund und geschickt gebauet; allein die starken Getränke, die beyde Geschlechter unmäßig genieſſen, haben ihre Anzahl schon erstaunend vermindert, und werden wahrscheinlich in einer Zeit von hundert Jahren sie gänzlich aufreiben.

So bald die Kinder des Indianers in dem Alter sind, wo die unsrigen die Wiege verlassen, so überläßt man ihnen völlige Freyheit; jedoch werden sie zeitig von ihren Eltern in dem Gebrauche der Waffen, besonders des Bogens unterrichtet; oft erzählen sie ihnen bey dieser Gelegenheit die grossen Thaten ihrer Vorfahren, um ihnen zeitig einen Ge-

schmack an Tapferkeit und kriegerischen Handlungen beyzubringen. Sie führen sie sehr jung in ihre Berathschlagungen, und machen sie mit den wichtigsten Unterhandlungen bekannt; hierdurch werden die Knaben zeitig zur Verschwiegenheit gewöhnt, bekommen ein männliches, gesetztes Wesen, erhalten Geschmack an der Nacheiferung, und werden verwegen und unternehmend. Nur selten strafen sie ihre Kinder, weil, sagen sie, wenn sie jung sind, sie nicht Vernunft genug haben, ihre Aufführung darnach einzurichten, und wenn sie älter geworden, weil sie Ueberlegung genug besässen, und folglich niemand Rechenschaft von ihren Handlungen zu geben hätten. Diese Grundsätze gehn so weit in der Ausübung, daß zuweilen Eltern von ihren Kindern üble Begegnung erdulden; auf die nämliche Art entschuldigen sie auch jede Beleidigung, die ihnen von einem Betrunkenen wiederfährt; wie können wir ihn tadeln oder bestrafen, sagen sie, wenn er nicht weiß was er thut, oder seiner Vernunft nicht mächtig ist? Wenn eine Mutter ihre Tochter etwas Unrechtes vornehmen sieht, so bricht sie in Thränen aus, und wenn diese sie um die Ursache fragt, so sagt die Mutter, weil du mich auf solche Art entehrest, und diese Art von Warnung ist selten ohne Nutzen. Die Indianer schliessen nicht allezeit förmliche Heyrathen, sondern nehmen oft Gesellschafterinnen auf kürzere und längere Zeit; die Kinder, welche aus solchen Vereinigungen gebohren werden, geniessen die nämlichen Freyheiten und Rechte, als die andern.

Die Mannspersonen haben einen entschiednen Hang zum Müßiggange, und entschuldigen ihn damit, daß sie behaupten,

haupten, die Arbeit sey für Leute entehrend, die nur zum Kriege, zur Jagd und zur Fischerey gemacht wären, wiewohl es eigentlich ihr Geschäft ist, alles was dazu gehört, als Waffen, Netze, Canoes, auch das Aufbauen und Ausbessern ihrer Häuser zu besorgen; allein sie sind so faul, daß sie sehr oft ihre Weiber nöthigen, ihnen in diesen Stücken zu helfen, obgleich die letztern alle andre Arbeit, so wohl im Hause als auf dem Felde auf sich haben.

Die meisten Indianer besitzen eine bewundernswürdige Geduld und Herrschaft über ihre Leidenschaften, die Rache ausgenommen. Ohne ein verdrüßliches Wort zu verlieren, oder im Aeusserlichen sich zu verändern, ertragen sie die größten Unglücksfälle; selbst ein Gefangner, dessen Schicksal noch sehr unentschieden ist, der nicht weiß, ob er nicht zu einem grausamen Tode bestimmt sey, schläft dennoch ungestört, ißt und trinkt eben so ruhig wie seine Ueberwinder. Ihre Entschlossenheit und Herzhaftigkeit in Schmerzen und Krankheiten ist bewundernswürdig. Ein junges Weib liegt einen ganzen Tag in Geburtsschmerzen, ohne einen Seufzer oder Schrey hören zu lassen, denn man würde, wenn sie es thäte, sogleich von ihr sagen, daß sie unwürdig sey, Mutter zu werden, und daß sie nichts als feigherzige Geschöpfe zur Welt bringen könne. Nichts ist gewöhnlicher so wohl junge als alte Leute von beyden Geschlechtern zu sehn, die sich unter den größten Schmerzen, selbst bey den unmenschlichen Martern, die sie oft denen Gefangnen anthun, nicht allein aufgeräumt anstellen, sondern noch ihre Peiniger dazu spotten, und ihnen die bittersten und beissendsten Vorwürfe machen.

Alte

Alte Leute werden selten anders als mit größter Achtung von denen jüngern behandelt; sie schwören, fluchen, und geben einander bey ihren Zänkereyen nie Schimpfnamen, allein zu gleicher Zeit nimmt ihre Rache nie ein Ende; oft wird sie vom Vater auf den Sohn als ein Erbe vermacht, bis sich eine Gelegenheit vielleicht erst in der dritten oder vierten Geration findet, selbige zu befriedigen. Dem ungeachtet ist ihnen der Werth der Freundschaft nicht unbekannt; denn jeder von ihnen wählt sich, wenn er zu gewissen Jahren gekommen, einen, der ungefähr mit ihm von gleichem Alter ist, zu seinem vertrauten Busenfreund, sie verbinden sich einander in jedem Falle, ohne Rücksicht der Gefahr, beyzustehn, sie überwindet sogar bey ihnen die Furcht für dem Tode, weil sie selbigen ohnedem nur als eine kurze, körperliche Trennung betrachten, einander hingegen in einer andern Welt wieder antreffen, und nie mehr getrennt seyn werden; auch glauben sie, daß dort ebenfalls einer des andern Hülfe benöthigt seyn werde.

Es giebt keine Nation unter ihnen, die nicht einige Begriffe von Gott, und eine Art von einer Religion habe; allein diese sind so verschieden und so durch einander verworren, daß es sehr schwer ist, etwas Gewisses darüber zu sagen. Ihre Meynungen von der Natur und den Eigenschaften der Gottheit sind dunkel und meist ungereimt, unterdessen glauben sie doch alle, daß er der Schöpfer und Herr der Welt sey; allein wie diese Erschaffung geschehn sey, wissen sie nicht, und hegen auch sehr verschiedne Begriffe davon. Einige glauben, daß es zuerst Menschen und Thiere aus den Wolken

geregnet

gregnet habe; man findet auch hin und wieder einige dunkle Ideen von Engeln, oder Wesen einer höhern Art wie die Menschen; sie glauben, daß es deren eine unendliche Menge giebt, weil sie überall sind, sie rufen sie oft an, in der Meynung, daß diese sie hören können, auch suchen sie ihre Handlungen ihnen gefällig zu machen. So sprechen sie auch von einem bösen Geiste, der beständig geschäftig sey Böses zu thun, und einen grossen Einfluß auf die ganze Schöpfung habe; diesem letztern ist ein grosser Theil ihrer Anbetung gewidmet, sie bitten ihn darin sehr demüthig, daß er ihnen nur nichts Uebles zufüge. Den guten Geist hingegen bitten sie um alles, was sie brauchen oder wünschen, auch daß er das böse Wesen abhalte, ihnen Schaden zu thun; die Haupteigenschaften, wodurch man diesem guten Geiste gefallen kann, sind gute Krieger und erfahrne Jäger.

Sie halten viel auf Träume, und glauben fest, daß sie die ganze Geschichte ihres künftigen Lebens in Träumen vorher sehen; sie machen deswegen, wenn sie zu reifern Jahren gelangt sind, eine eigne religiöse Ceremonie auf folgende Art: Sie bestreichen ihr ganzes Gesicht mit schwarzer Farbe, fasten verschiedne Tage, und erwarten nunmehr, daß sich ihnen der gute Geist unter irgend einer Gestalt in einem Traume offenbare. Dies strenge Fasten macht auf die Gemüther der jungen Leute einen grossen Eindruck, und derjenige, der es thut, wird mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet; alle Träume nun, die einer während dieser Zeit hat, werden am nächsten Morgen sogleich erzählt, und von allen übrigen fest geglaubt. Wenn die Ceremonie in irgend einer Privatabsicht geschieht,

die eben nicht das Intresse des ganzen Stammes betrift, so kürzen sie die Fasten ab; da der gute Geist der Gegenstand aller Gedanken eines solchen Menschen ist, so wird er auch leicht das Objekt seiner Träume; jedes Hirngespinst ihrer Seele muß nun nothwendig dieser gute Genius seyn, der ihnen unter der Gestalt eines Vogels, Fisches, Baumes oder Thieres erscheint, und jedes Ding, was unter diese Classe gehört, ist ihnen für ihr ganzes übriges Leben heilig. Zeigt sich jemand, der ausserordentliche Gaben von irgend einer Art besitzt, unter ihnen, so glauben sie, er sey von seinem Genius inspirirt; er genießt alsdenn besondrer Achtung, weil sie überzeugt sind, der gute Geist regiere vorzüglich alle seine Schritte. Sie stellen sich das zukünftige Leben als einen Ort vor, wo jede Sache im größten Ueberfluß seyn, und sie alle ihre Wünsche ohne das geringste Hinderniß befriedigen werden. Hierdurch kommt ohne Zweifel ihre grosse Gleichgultigkeit gegen den Tod, denn die Nachricht, daß ein Indianer nur noch wenig Stunden zu leben hat, wird ihn nicht im geringsten aus seiner Fassung bringen; er hält gemeiniglich noch kurz vorher an die Umstehenden mit vieler Gelassenheit eine Rede; auf diese Art giebt ein Vater seinen Kindern die letzten Ermahnungen, und nimmt von seinen Freunden Abschied.

Gewöhnlich begraben die Indianer ihre Todten mit vielem Anstande, und errichten Denkmäler bey ihren Gräbern. Man giebt ihnen diejenigen Sachen, die sie am meisten gebraucht und geliebt haben, als ihren Bogen, Pfeile, Pfeife, Taback ꝛc. mit ins Grab, damit es ihnen bey der Ankunft in jenem Leben an nichts fehlen möge. Die Mütter trauren

lange

lange um ihre Kinder, und die Nachbarn beschenken den Vater, der eines verlohren hat, wofür er ihnen wieder ein Fest giebt.

Die indianischen Feste, es sey nun bey Gelegenheit eines Begräbnisses, eines Sieges, Besuches oder irgend einer andern Gelegenheit, sind sehr einfach. Der Wilde kränkt seinen Freund nicht mit Ausstellung seiner Reichthümer, sondern theilt sie mit ihm, und glaubt nicht den Ertrag eines ganzen Jahres nöthig zu haben, um ihn zu empfangen; ja, er schätzt sich sogar glücklich, wenn er ihn Theil an dem, was er besitzt, nehmen lassen kann. Der Gast ist versichert, mit einer ungekünstelten Freymüthigkeit behandelt zu werden, und darf weder höhnisches Ohrenflüstern während seiner Anwesenheit, noch beissende Anmerkungen, wenn er hinweg ist, befürchten; ein Vorzug, den er bey gesitteten Nationen nicht geniessen würde. Hier kennt man auch keinen Unterschied der Stände, und knechtische Unterwürfigkeit gegen Höhere, wodurch das Vergnügen einer Gesellschaft so oft gestört wird, ist nicht unter ihnen zu finden.

Der Hang zur Rache bey den Indianern ist eine Hauptursache, warum sie zu jeder Zeit und auf die allergeringste Veranlassung zum Kriege geneigt sind; auch schlagen sie ihren Bundesgenossen selten ihre Beyhülfe ab, wenn diese sie darum ansprechen.

Ihre Kriegserklärung geschieht mit viel Umständen und Ceremonien, die Furcht und Schrecken erregen. Zuerst berufen sie eine Versammlung derer Sachems und vornehmsten

Krieger, worin sie berathschlagen, wie man sich überhaupt bey der ganzen Sache verhalten wolle. In diesem Generalcongreß haben unter den nördlichen Indianern und bey denen fünf Nationen die Weiber so gut ihre Stimme als die Männer. Wenn sie alle beysammen sind, trägt der Präsident oder vornehmste Sachem die Sache vor, hebt die Streitart, welche bey ihm liegt, empor, und sagt: „Wer von euch „will gegen diese Nation fechten? Wer von euch will Ge„fangne unter ihnen machen, um unsre ermordeten Freunde „zu ersetzen, und unsre Beleidigungen zu rächen, damit unsre „Ehre und unser Name so lange erhalten werde, als die „Flüsse fliessen, das Gras wächst, oder Sonn und Mond „scheinen.“ Hierauf tritt einer von den angesehensten Kriegern auf, redet die Versammlung an, wendet sich endlich an die jungen Leute, und fragt, wer mit ihm gegen den Feind gehn wolle? sie stehn alsdenn alle einer nach dem andern auf und folgen ihm, indem er in einem Cirkel herum geht. Gemeiniglich haben sie bey einer so grossen Versammlung ein Stück Wildpeet oder sonst ein Thier ganz gebraten; jeder von denen, der aufgestanden ist, schneidet sich ein Stück von demselben, ißt es und sagt dabey: „So will ich unsre „Feinde, wobey er die feindliche Nation nennt, zerreissen.“ Durch diese Ceremonie verbindet sich ein jeder zur Treue und Tapferkeit während des Krieges; wenn diese vorüber ist, fängt der Tanz an, und sie singen den Kriegsgesang dazu; der Inhalt desselben bezieht sich auf ihr Vorhaben, und die Art, wie sie ihre Feinde überwinden und ausrotten wollen. Alles dies wird mit erhabnen Worten und fürchterlichen Tönen ausgedrückt. Die Beredsamkeit und der Einfluß ihrer Weiber

bey

bey diesen Berathschlagungen ist ausserordentlich groß, denn oft hängt der letzte Entschluß von ihnen ab. Wenn eine von ihnen, eine Nation oder auch nur einzelne Leute, die nicht recht entschlossen zu seyn scheinen, an dem Streite Antheil zu nehmen, dennoch dazu reizen will, es geschehe nun einen ermordeten Verwandten zu rächen, oder durch Gefangne seinen Verlust zu ersetzen, so läßt sie demjenigen, dessen Hülfe sie verlangt, eine Schnure von Wampum durch einen starken jungen Krieger überreichen, und diese Einladung schlägt selten fehl.

Wenn sie um eine Of- oder Defensivallianz anhalten, so schicken sie eine Gesandschaft, diese überbringt ein Wehrgehenke nebst einer blutigen Axt, und ladet sie ein, ihnen das Blut ihrer Feinde trinken zu helfen. Diese Gehenke waren bey solchen Gelegenheiten, ehe sie mit denen Europäern bekannt waren, mit nichts als kleinen Muscheln, die sie an den Ufern der Seen und des Meeres auflasen, besetzt; jetzt aber in einer Art cylinderförmigen Schnuren von schwarzen und weissen Muscheln, die bey ihnen in eben dem Ansehn stehn, als Gold und Silber bey uns. Die schwarzen schätzen sie am meisten, und beyde zusammen sind ihre größten Kostbarkeiten und Zierrathen; sie vertreten völlig bey ihnen die Stelle des Geldes. Sie wissen selbige sehr geschickt in ihre Wehrgehenke, Halsbänder u. a. Sachen in tausend verschiednen Figuren zu sticken und zu weben. Sie färben das Wampum mit verschiednen Farben und Schattirungen, die mit vieler Ordnung und Geschmack durch einander gemischt sind; die Ordnung und Gestalt derselben ist sehr oft bedeutend,

und sie können dadurch einander verschiedne Sachen zu verstehn geben, so wie wir es durch Schriften thun. Die Geschenke, welche von einer Nation bey Bündnissen, Erklärungen und andern wichtigen Gelegenheiten an die andre geschickt worden, werden in den Hütten ihres Chefs sorgfältig aufbewahrt, und nicht allein als ein zur Geschichte nöthiges Monument, sondern auch als ein öffentlicher Schatz betrachtet. Auch werden sie nur bey den wichtigsten Vorfällen, die das Ganze angehn, getragen, denn man würde es für eine Entheiligung ansehn, sich ihrer bey jeder unbedeutenden Gelegenheit zu bedienen.

Eben so wichtig ist das Calumet oder die Friedenspfeife, die auch bey diesen Unterhandlungen gebraucht wird; der Kopf derselben ist von einem weichen rothen Steine, der sich gut bearbeiten läßt, das Rohr aber von gewöhnlichem Rohre, Hollunder oder einem andern leichten Holze, mit verschiednen Farben gemahlt, und Federn von den schönsten Vögeln geziert. Sie bedienen sich dieses Calumets um Taback, oder in dessen Ermanglung andre Blätter, bey wichtigen Gelegenheiten, als Bündnissen u. s. w. daraus zu rauchen; diese Ceremonie vertritt bey ihnen die Stelle des feyerlichsten Eides, der nicht ohne Verlust der Ehre und Zuziehung aller möglichen Strafen vom Himmel gebrochen werden kann. Wenn sie sich über einen Krieg berathschlagen, so ist die Pfeife und alle Verzierungen an derselben roth; zuweilen ist auch nur die eine Seite derselben roth; jedermann, der die Sitten dieser Völker kennt, wird beym ersten Anblicke derselben sehn, was die Nation, die sie bringt, damit verlangt. Das Rauchen aus dieser Pfeife ist zugleich eine religiöse Ceremonie bey vielen Gelegenheiten,

heiten, und dient bey Bündnissen besonders als ein Zeugniß der Anerkennung, des Beytritts zu dem was beschlossen worden, zugleich auch als eine Handlung, wodurch sie die Sonne und den Mond zum Zeugen ihrer Aufrichtigkeit nehmen. Diese Gewohnheit der Indianer, ob sie gleich im ersten Augenblick ein wenig lächerlich scheint, ist dennoch nichts weniger als ungereimt; denn nach ihrer Meynung vertreibt das Tabackrauchen alle Dünste aus dem Gehirn, erheitert den Kopf, und macht ihn zum Nachdenken geschickter, deswegen machen sie das Ceremoniel mit der Friedenspfeife zu einer so wichtigen Sache bey ihren Berathschlagungen; und indem beyde Nationen, nämlich die Vornehmsten derselben daraus rauchen, so ist es das nämliche, als wenn wir zum Zeichen der Freundschaft aus einer Schaale trinken. Die Grösse und Verzierungen des Calumets richtet sich theils nach dem Range der Personen, denen sie überreicht wird, der Hochachtung, die man für die Gesellschaft hat, auch nach der Wichtigkeit des Auftrags überhaupt.

Ein andres Instrument, welches in grossen Ansehn unter ihnen steht, ist das Tomahawk. Es ist eigentlich ein altes Gewehr, dessen sie sich, ehe sie mit dem Gebrauche des Eisens und Stahls bekannt waren, im Kriege bedienten, allein seit dieser Zeit sind die Aexte an deren statt üblich unter ihnen geworden. Jedoch bey feyerlichen und öffentlichen Gelegenheiten hat es dennoch so wie das Calumet seinen grossen Werth, und ist oft von grosser Bedeutung. Es hat viel Aehnliches mit einer Axt, aber einen längern Griff; auf der einen Seite ist es rund wie ein Knopf von hartem Holze,

und fest genug, um den stärksten Hirnschädel zu zerschlagen, auf der andern aber, wo an einer Axt die Schneide ist, läuft es spitzig zu; diese Spitze läuft ein wenig unterwärts nach dem Griffe oder Stiele gekrümmt zu; in der Mitte, wo der Stiel fest gemacht ist, geht oberwärts eine lange Spitze heraus, so daß man sich dieses Instruments zugleich als eines Spiesses bedienen kann. Es ist ebenfalls mit Farben und Federn, nach dem die Gelegenheit, zu welcher man es brauchen will, es erfodert, geschmückt. Auf demselben machen sie durch eine Art von Hieroglyphen das Tagebuch ihres Marsches und andrer wichtigen Vorfälle während des Krieges. Wenn sie sich wegen eines Krieges berathschlagen, so ist das Tomahawk ganz roth angestrichen, und liegt während der Sitzung auf der Erde; ist er beschlossen, so hebt es der Anführer der jungen Krieger auf, stimmt, wie schon gesagt worden, den Kriegsgesang an, und tanzt damit herum. Wenn die Versammlung vorbey ist, so wird es, oder ein andres von der nämlichen Art durch einige Krieger an alle Stämme herum geschickt, zugleich bringen sie ein Wehrgehenke von Wampum mit; sie werfen das Tomahawk auf die Erde, welches der vornehmste Krieger in dem Stamme wieder aufhebt, wenn er Willens ist Antheil zu nehmen; wo nicht, so geben sie es nebst einem andern Gehenke von Wampum zum Gegengeschenke zurück.

Jede Nation oder Stamm hat ihr besonderes Zeichen oder Wappen, dies ist gemeiniglich ein Thier, ein Vogel oder ein Fisch. So sind es unter denen fünf Nationen der Bär, die Otter, der Wolf, die Schildkröte und der Adler. Durch die

die Namen dieser Thiere, deren Figur sie so wohl gemahlt als auch tättawirt oder in die Haut eingeätzt an ihren Körpern tragen, werden sie auch gemeiniglich unterschieden. Wenn sie durch Wälder ziehen, so pflegen sie an jedem Orte, wo sie ein Lager gehabt haben, diese Figuren in die Bäume zu schneiden, besonders wenn sie aus einem glücklichen Feldzuge zurück kommen; sie setzen gemeiniglich die Anzahl ihrer Scalpen (abgerißne Häute von denen Hirnschädeln) oder der Gefangnen dazu.

Ihr kriegerischer Anzug hat viel Romantisches und Fürchterliches, besonders die Tracht ihrer Haare und das Bemahlen mit Farben. Sie schneiden oder raufen alle Haare, ausgenommen einen Schopf oben auf dem Wirbel in der Stärke eines Guldens, aus; desgleichen auch den Bart und die Augenbraunen. Der übrig gebliebne Schopf Haare wird in verschiedne Zöpfe getheilt, die jeder mit Wampum, Schnuren von Muscheln, Federn u. a. m. geziert und zugleich steif gemacht sind, alle diese einzelnen Zöpfe werden zusammen genommen, und aufwärts umwickelt, so daß es nun ein aufrecht stehender Busch ist, der ihnen ein fürchterliches Ansehn giebt. Ihre Köpfe sind bis an die Augenbraunen roth gemahlt, das Untertheil derselben aber ist mit weissen Flecken. Der Knorpel an ihren Ohren ist beynahe völlig durchstochen; in den Löchern tragen sie Stücken Drath, die hinten im Nacken zusammen gedreht werden. Auch hieran hängen eine Menge Verzierungen, unter welchen gemeiniglich die Figur eines Thiers oder Vogels ist. Der untere Theil ihrer Nasen ist ebenfalls durchbohrt, und mit kleinen Schnuren Muscheln behängt; der

übrige Theil des Gesichts ist mit allerhand Farben auf eine abentheuerliche und fürchterliche Art bemahlt. Die Brust wird mit einer Art von Cüraß oder Platte von Metall bedeckt, und das schreckliche Gewehr, das Scalpiermesser, hängt an einer Schnur um den Hals.

Auf diese Art gerüstet, und mit allen übrigen zum Kriege nöthigen Dingen versehen, marschieren sie unter Anstimmung des Kriegsgesangs aus, und endigen diesen nicht eher, bis sie ihr Dorf aus dem Gesicht verlohren haben. Gemeiniglich folgen ihnen ihre Weiber, und tragen einen Theil ihres Gepäckes, kehren aber zurück, ehe es zu einem Gefecht kommt. Die Indianer haben keine festgesetzte Methode Krieg zu führen, sie richten ihre Angriffe blos nach der Gelegenheit, die sich zeigt, ein; größtentheils aber geschehen sie heimlich, hinterlistig, durch Ueberfälle mit fliegenden Partheyen, die auch zu dieser Absicht ausgerüstet sind, denn ihr Anzug ist alsdenn sehr dünn und leicht, und besteht oft in nichts als einem Hemde, Strümpfen, langen Hosen, oft sind sie beynahe ganz nackend. Die Nationen, die mit den Engländern und Franzosen in Verbindung stehn, bedienen sich gewöhnlich der Flinten, Streitärte und des Scalpiermessers; die übrigen führen den Bogen, das Tomahawk, Piken und dergleichen Waffen.

Bey öffentlichen Versammlungen sprechen die Chefs selten und wenig, weil sie es unter ihrer Würde halten, sich bey solchen Gelegenheiten vernämlich auszudrücken, sie haben deswegen ihre eignen Sprecher oder Redner, und in jeder Stadt, oder bey jedem Stamme befindet sich einer. Ihre

Art

Art sich auszudrücken ist natürlich, deutlich und erhaben; man kann von ihnen behaupten, daß sie den wahren lakonischen Styl haben, denn nie hört man etwas, das nicht nothwendig zur Sache gehörte.

Geiz, diese unter andern Völkern so gemeine Leidenschaft ist bey ihnen völlig unbekannt, Ehrgeiz und Begierde nach Reichthümern reizt sie nicht, auch haben sie keine Begriffe von dem Unterschiede zwischen reich und arm, hoch und niedrig, von hoher oder geringer Geburt. Der Tapfere, er mag auch in noch so schlechten Umständen seyn, ist sicher geehrt und belohnt zu werden. Das größte Fundamentalgesetz ihrer Politik ist, daß jeder Mensch frey und unabhängig sey, und niemand auf Erden ein Recht habe, ihn dieser Vortheile zu berauben, auch nichts ihn für diesen Verlust schadlos halten könne.

Wenn die Indianer aus einem glücklichen Feldzuge zurückkehren, richten sie es so ein, daß sie nicht eher als mit dem Abende bey ihrem Dorfe anlangen. Beym Einbruche der Nacht schicken sie drey oder viere ab, um den Chefs Bericht von den Hauptvorfällen abzustatten. Am Morgen des folgenden Tages ziehn sie ihren Gefangnen neue Kleider an, schmücken ihre Köpfe mit Federn, bemahlen ihnen die Gesichter, und geben denselben weisse Stäbe, die mit Schwänzen von Thieren umwunden sind, in die Hände. Hierauf thut der Anführer so viel laute Schreye oder Rufe als er Scalpen oder Gefangne gemacht hat; das ganze Dorf versammlet sich hierauf an der Wasserseite, wenn es an einem Flusse liegt. So bald man die Krieger ansichtig wird, gehen ihnen vier oder

fünf junge Leute in ihren besten Kleidern entweder in einem Canoe oder zu Lande entgegen; die beyden ersten tragen jeder ein Calumet; diese holen singend die Gefangnen ab, und bringen sie im Triumph nach einer Hütte, wo sie ihr Urtheil erwarten. Der Eigenthümer derselben hat das Vorrecht, ihr Schicksal zu bestimmen, oft aber wird es auch Weibern überlassen, die Männer, Väter, Brüder oder Söhne im Kriege verlohren haben; in diesem Falle wählen sie gemeiniglich Gefangne an ihre Stelle, und retten dadurch das Leben derselben. Man giebt dem Gefangnen gleich nach seiner Ankunft zu essen, und während dieser mit der Mahlzeit beschäftigt ist, wird über ihn berathschlagt; erhält er das Leben, so gehen sogleich zwey junge Männer, binden ihn los, und führen ihn bey der Hand in die Hütte der Familie, die ihn angenommen hat. Beschließt man aber seinen Tod, so erhebt das ganze Dorf das Todesgeschrey, und alle Anstalten zur Hinrichtung werden gemacht. Sie richten zwey Pfähle auf, und an diesen wieder zwey Querlatten, die eine ungefähr zwey Fuß vom Boden, und die andre fünf bis sechs Fuß höher; auf die unterste nöthigen sie nun das unglückliche Schlachtopfer, welches schon nackend ausgezogen worden, zu treten, und binden seine Füsse ein wenig aus einander an; seine Hände werden ausgestreckt und an der obern Pfoste befestigt; in dieser Stellung brennen sie ihn über den ganzen Leib, nachdem sie ihn wohl vorher mit Harz bestrichen haben. Männer, Weiber und Kinder sind um ihn her versammlet, und ein jeder hat das Recht ihn zu martern wie er will, so lange noch Leben in ihm ist. Wenn nicht jemand von denen Umstehenden seine Geschicklichkeit hierin besonders zeigen will, und dadurch seine Qual verlängert,

gert, so wird er gemeiniglich bald mit Pfeilen todtgeschossen, oder von dem Rauche der um ihn gehäuften und angezündeten Baumrinden erstickt. Sie lassen seine Ueberreste alsdenn so, laufen auf den Abend in allen Hütten herum, hauen jedes Stück ihres Geräthes, selbst die Wände, mit kleinen Ruthen, um seinen Geist vollends fort zu jagen, und ihn zu verhindern Rache an ihnen zu nehmen; den Ueberrest des Tages bringen sie mit Festen und Belustigungen zu.

Dies ist die gewöhnlichste Art, ihre Gefangnen hinzurichten; zuweilen aber binden sie selbige auch nur an einen einzigen Pfahl, und zünden rund umher Feuer an; auch schneiden sie ihnen manchmal die Finger und Zehen stückweise ab, oder brennen sie mit heissem Wasser zu Tode. Oft bringen sie ihre Gefangnen gleich auf dem Flecke, wo sie selbige bekommen, um, oder auf dem Rückwege, wenn sie entweder befürchten, daß sie ihnen entlaufen, oder zu beschwerlich werden mögten.

Ist aber der Krieg unglücklich ausgefallen, so betragen sie sich ganz anders; sie kommen alsdenn am Tage ohne die geringste Ceremonie in das Dorf zurück, und beobachten mit vielen Merkmalen der Traurigkeit ein tiefes Stillschweigen. Haben sie einigen Verlust gehabt, so gehen sie Abends in das Dorf zurück, machen das Todesgeschrey, und nennen diejenigen, die sie entweder durch den Feind oder durch Krankheit eingebüßt haben. Wenn das Dorf beysammen ist, setzen sie sich nieder, verwickeln oder bedecken sich die Köpfe, und weinen alle, ohne lange Zeit ein Wort zu sprechen. Hierauf fangen sie laut an den Verlust ihrer Gefährten zu betrauren,

und alles behält verschiedne Tage den Eindruck der Betrübniß. Dies sind überhaupt, die Sitten derer Indianer, welche die Engländer unter dem allgemeinen Namen der fünf Nationen verstehn, und diese Gewohnheiten dienen, wie ich schon gesagt habe, allen übrigen Völkern, mit denen die Engländer in Verbindung stehen, zum Muster; jedoch hat jeder einzelne Stamm immer irgend etwas eignes.

Bey den Huronen, die von den fünf Nationen Väter genennet werden, und ohne allen Zweifel mit zu ihnen gehören, ist die Würde eines Chefs erblich, und die Succeßion ruht auf der weiblichen Linie: so daß wenn jetzt einer stirbt, so kommt nicht sein, sondern seiner Schwester Sohn an dessen Stelle, und solte kein Sohn einer Schwester da seyn, so ist es der nächste Anverwandte von der weiblichen Seite; gesetzt aber dies ganze Geschlecht wäre verloschen, so wählt die edelste oder vornehmste Matrone des Stammes oder der Stadt den Nachfolger. Ist dieser noch nicht bey reifen Jahren, so wird während der Minorennität des erstern ein Regent ernennt, der zwar völlige Authorität hat, jedoch nur im Namen des Unmündigen handelt.

Die Delawares und Shawanees sind wegen ihres betrügerischen und hinterlistigen Characters bekannt; sie achten weder ihr gegebnes Wort, noch die allerheiligsten Bündnisse.

Die Tweeghtwees und Yeahtanees sind sanft und ruhig, und scheinen unter allen indianischen Nationen ihre Leidenschaften am meisten in ihrer Gewalt zu haben. Sie waren von

jeher

jeher der Engländer treue Freunde, und freuen sich, wenn sie deren bey sich haben können; ohne Zweifel würden aus ihnen sehr gute Unterthanen gezogen werden können, wenn man die rechten Maasregeln ergriffe, sie zum Christenthum zu bringen und zu civilisiren.

Verschiedne Saihems oder Chefs regieren die Cherokees, ungefähr auf die nämliche Art, wie die Einrichtung in den vereinigten Staaten von Holland ist; sie werden von ihren verschiednen Stämmen oder Städten gewählt. Auf die nämliche Art werden auch die Creeks und Chictaws beherrscht. Die Chickesaws haben einen König und eine Rathsversammlung zu seinem Beystande, man hält sie für ein sehr tapfres Volk. Sie sind gewöhnlich mit allen andern Indianern an der östlichen Seite des Mißisippi in Krieg verwickelt; die Chictaws, Creeks, Cherokees und die südlichen Völker fechten oft in der Plaine in Schlachtordnung mit ihnen; da sie Pferde genug haben, so reiten sie bis auf das Schlachtfeld, und steigen dort ab, wo die Weiber oft eben so wie die Männer fechten, wenn man ihnen zu heftig zusetzt.

Man vermuthet, daß die Chickesaws aus Südamerica gekommen, und von dort die Pferde mitgebracht haben. Die Creeks und Chictaws bestrafen die Untreue ihrer Weiber dadurch, daß sie ihnen die Haare abscheeren, und diese dürfen sie nicht eher wieder wachsen lassen, bis im nächsten Jahre das Getraide reif ist. Ihre Nachbarn, die Chickesaws, hingegen kennen die Eifersucht gar nicht, und behaupten, es sey unter der Würde eines Mannes, die Keuschheit eines Weibes in Zweifel zu ziehn. Sie sind groß, wohl gemacht, und von

ange-

angenehmer Bildung; ihre Weiber besonders zeichnen sich durch Schönheit von allen andern Nationen nach Süden zu aus; doch werden diese wieder von denen huronischen Weibern am See Erie, welche die schönsten unter allen auf dem festen Lande seyn sollen, übertroffen. Sie kleiden sich weit zierlicher, und wissen jeden Theil des Körpers durch einen gut gewählten Putz zu schmücken; allein dem ungeachtet wird man selten, weder unter den fünf Nationen, noch bey den Huronen einen eifersüchtigen Ehemann finden.

Die Männer unter denen Ottawawas oder Souties sind fett und von starken Gliedern, die Weiber aber klein, sehr dick, und nichts weniger als schön, dem ungeachtet sind ihre Männer in dem Rufe, als ob sie eifersüchtig wären; so bald ihnen ein solcher Einfall in den Kopf kommt, so schneiden sie dem Weibe, die sie im Verdacht haben, die Nasenspitze weg, um sie auf ewig zu beschimpfen.

Diejenigen Nationen, die an den Seen herum wohnen, leben größtentheils friedlich unter einander, weil sie ruhige Besitzer schöner Striche Landes sind. Sie machen eine Art von einem eignem Reiche aus; der Kayser ist aus dem ältesten, nämlich dem Stamme der Ottawawas, und wird gewählt. Einige von diesem letztern wohnen nicht weit von dem englischen Fort Detroit; allein der meiste Theil desselben hält sich mehr westwärts nach dem Mißisippi zu auf. Ihr gegenwärtiger König oder Kayser heißt Ponteak, und hat auf allen Fall das größte Gebiet unter allen indianischen Chefs auf dem festen Lande. Er lebt wirklich mit fürstlicher Pracht, und wird von seinen Unterthanen sehr geehrt. Vor nicht gar

langer

langer Zeit entwarf er einen Plan, alle übrige nordindianische Nationen unter seinen Befehlen zu vereinigen, allein dieser schlug fehl.

Wenn man nordwärts von Montreal nach dem Ottawawasfluß reiset, trift man einige Dörfer, die denen Rundköpfen und Ottawawas gehören. Die ersten haben den Namen von der Gestalt ihrer Köpfe, weil die Mütter bey diesem Volke alle mögliche Sorge tragen, denen Kindern in ihrer zartesten Jugend die Köpfe so rund als möglich zu drücken, indem sie es für die größte Schönheit halten.

An den Ufern des Flusses St. Joseph, der sich in den See Meshigan ergießt, sind noch nicht längst zwey Städte von denen Pottawatamees und Yeahtanees angelegt worden. Vormals hielten sich die Miamees an diesem Flusse auf, sie sind nunmehr aber in lauter kleinen Haufen an den Flüssen Miamee und Wabach, die in den Ohio fallen, zerstreut. Die Yeahtanees sind wegen ihres guten, freundlichen Characters bekannt; sie behandeln sogar ihre Gefangnen ganz gegen die Gewohnheit der übrigen indianischen Völker mit Güte und Menschenliebe.

Die Sprachen aller Völker nach Norden haben wohl ohne Zweifel ihren Ursprung von denen fünf Nationen oder Ottawawas, und wer nur diese beyden Mundarten in seiner Gewalt hat, kann sich wenigstens bey hundert verschiednen Stämmen verständlich machen; denn ob gleich beynahe jeder derselben kleine Abweichungen und Eigenheiten in der Aussprache hat, so sind dennoch diese gar nicht beträchtlich. Die

Sprache der Ottawawas ist selbst unter diesen beyden am meisten bekannt; die fünf Nationen sprechen in der That fünf verschiedne Dialecte, verstehn sich aber sehr gut.

Die Mundart der Mohocky ist die kürzeste, edelste und erhabenste. Sie bewegen bey einer langen Rede kaum die Lippen. Die Ottawawas sprechen schon geschwinder und mit mehrerer Heftigkeit, allein beyde Sprachen sind stark und ausdrucksvoll; auch bemerkt man, daß sie sich mit grosser Reinigkeit ausdrücken, selten hört man einen falschen Syntax oder Aussprache und Ton. In gewisser Rücksicht sind diese Sprachen freylich arm, weil sie keine Worte haben, wodurch sie die Menge unsrer abstrakten Ideen ausdrücken könnten; denn ehe sie mit den Europäern bekannt waren, sprachen sie nur selten von Dingen, die nicht sichtbar oder gegenwärtig gewesen wären. Ein Europäer, der ihnen irgend etwas, was sie nicht gesehn haben, begreiflich machen will, muß sich deswegen einer Menge Umschreibungen bedienen, die freylich die Unterhaltung höchst langweilig machen.

Die Indianer, besonders nach Süden zu, befestigen ihre Städte mit starken Pallisaden, so daß sie von einem Feinde, der in der Kriegskunst nicht erfahrner ist als sie selbst, wenig zu befürchten haben. Ehedem hielt man die fünf Nationen für die erfahrensten im Bauwesen, allein jetzt werden sie von denen am Lac Superior und einigen westlichen Nationen übertroffen. Die Jagdhäuser oder Hütten sind meistens das Werk einer halben Stunde; allein oft durchstreichen sie Monate lang die Wälder, ohne andre Bedeckung als eine Thierhaut oder einen Teppich.

Da sie eben nicht sehr gesprächig sind, so ist es sehr langweilig mit ihnen zu reisen, denn sie sprechen nicht allein selbst nichts, als was die Nothwendigkeit erfodert, sondern werden auch darüber verdrüßlich, wenn einer ihrer Gefährten die Reise über, sie sey zu Wasser oder zu Lande, redet. Unter denen Chickesaws, Creeks, Cherokees und andern südlichen Nationen findet man beynahe in jedem Dorfe einen Beschwörer, der tiefe Kenntnisse in allen Sachen zu haben vorgiebt; denn er behauptet, daß er die allertiefsten Geheimnisse, selbst das, was in den Cabinetten vorgeht, wisse, sagt den guten oder schlimmen Ausgang einer Negation, eines Kriegs, einer Jagd vorher. Diese Zauberer bereiten sich allemal zu jeder Beschwörung durch einen heftigen Schweiß an einem warmen Ofen, worauf sie sich, es mag auch noch so kalt seyn, in einen Fluß oder See stürzen. Ihre Hauptbeschäftigung aber ist medicinisch und chirurgisch. Die Indianer kennen in Vergleich mit uns nur wenig Krankheiten. Das Podagra, die Gicht, Gallenfieber, Schlagflüsse und eine Menge andre Uebel, die bey uns gemein sind, sind ihnen völlig unbekannt; auch wußten sie nichts von den Blattern, ehe sie mit uns Umgang hatten, wodurch so viele von ihnen umgekommen sind. Bey Wunden, Verrenkungen, Brechen der Glieder brauchen sie nichts als Kräuter, Säfte derselben, Wurzeln und andre einfache Mittel. Auch bedienen sie sich oft der Bäder, und während der Cur wird der Patient auf eine strenge Diät gesetzt; hilft endlich diese einfache Curart, womit beynahe ein jeder selbst umzugehn weiß, nicht, so nehmen sie ihre Zuflucht zu dem Zauberer, der nunmehr seine Künste anfängt. Der Kranke mag nun sterben oder gesund wer-

den, so ist der gelehrte Herr doch gewiß aus aller Schuld; denn kaum bemerkt er, daß keine Hofnung mehr übrig ist, so schreibt er gewiß den Gebrauch irgend eines Dinges vor, welches auf allen Fall nicht zu haben ist; hierauf beruht, wie er ihnen versichert, die Genesung des Patienten, und nun kann freylich der gute Mann nicht dafür, wenn dieser stirbt.

Die Wilden haben wirklich einige Mittel, die in gewissen Krankheiten selten fehl schlagen; dies ist besonders bey paralytischen Zufällen, der Wassersucht und venerischen Krankheiten. Sie schröpfen und lassen viel Ader, allein ihr Universalmittel ist schwitzen, und gleich darauf ein kaltes Bad; sie schwitzen auch oft zum Vergnügen, um ihre Köpfe zu erleichtern, und mit desto mehrerer Leichtigkeit bey öffentlichen Versammlungen sprechen zu können. Sie glauben, ein Patient sey nicht eher gefährlich krank, bis er alle Nahrung verweigert; gemeiniglich geben sie alsdenn das ganze Uebel irgend einer Hexerey Schuld, und hier ist nun kein ander Gegenmittel, als der Zauberer, welcher nach einer Menge abgeschmackter Ceremonien, wobey er schwitzt, schreyt, sich selbst schlägt, seinen Geist anruft, ihnen endlich die Ursache der Krankheit und ein Mittel dagegen angiebt.

Die Wilden, welche an den Küsten von Labrador, um den Golf von St. Laurence, und an denen Meerengen von Belleisle herum wandern, haben wenig Aehnlichkeit mit denen übrigen Indianern in America. Sie ziehn in grossen Haufen herum, und sind sehr feig, ihr schrecklicher Anblick

ist

ist das einzige, was man von ihnen zu fürchten hat. Sie kleiden oder verwickeln sich auf eine solche Art, daß man gar ihre Gesichter nicht sehen kann, ihre Hemden gehen hoch über den Kopf in Art einer Mütze herauf, oben aus der Spitze geht eine Menge ihrer Haare heraus, und hängen ihnen über die Gesichter; die Kleider gehn bis unter die Knie, das Vordertheil derselben hängt in einem spitzigen Zipfel herab; an ihren Gürteln haben sie eine Menge Zierrathen von Muscheln, Knochen und andern Dingen. Die Materialien zu ihren Kleidungen bestehn größtentheils aus Häuten und Pelzwerk, wovon sie eine Menge eins über das andre ziehen; allein ungeachtet dieses schwerfälligen Anzugs scheinen sie doch hurtig und geschickt zu seyn. Die ältesten Männer jedes Stammes sind ihre Regenten, und machen eine Art des Senats unter sich aus. Die Verbindung und Handlung der Engländer mit den Siaux Nißipougs und mehrern noch nördlichern Völkern ist nur gering, allein nach den Nachrichten, die man von ihnen hat, so sind diese Nationen faul, wild, grausam, beynahe viehisch, und haben alle Fehler in einem höhern Grade, als diejenigen Nationen, die mit den Britten in Unterhandlung stehn.

Die Seguntacooks, oder Abnaques in Neuengland waren ehedem, wie auch die Mimaux in Neuschottland, weit zahlreicher. Von denen Penobscots, Narigeewalks, denen St. John's Indianern, und vielen andern ost- und südwärts vom Golfo von St. Lawrence, findet man nichts mehr, als hin und wieder einige zerstreute Familien.

Die Canoes von Baumrinde, deren sich die Indianer bedienen, verdienen wegen ihrer Arbeit besondre Aufmerksamkeit. Sie bestehn entweder aus Ulmen oder Birken; die erstern sind gemeiniglich kürzer und nicht so gut gearbeitet. Die Canoes aus Birken werden von denen Engländern eben so wohl als von denen Indianern auf den Seen und Flüssen im Lande gebraucht. Sie spellen oder scheiden die Rinde, welche sehr dick ist, durch Keile von Cedern oder Fichtenholze, und zwischen diese und die Rinde schlagen sie noch kleine Splitter oder Pflöckgen, wodurch das Canoe mehr Festigkeit und Stärke erhält. Die beyden Enden erheben sich allmählig, und laufen in zwey scharfen, völlig gleichen Spitzen zu. Der Mann, der hinten sitzt, steuert, und der vorderste giebt Acht, daß das Schiff nicht gegen irgend etwas laufe, wo es Schaden nehmen könnte. Sie sitzen oder knien auf dem Boden, ihre Ruder sind fünf bis sechs Fuß lang, und gemeiniglich von Ahornholz. Wenn sie gegen einen heftigen Strom fahren, brauchen sie lange Stangen, die sie in den Grund einsetzen, allein man muß sehr genau das Gleichgewicht beobachten, weil das Canoe vermöge seiner Leichtigkeit bald umschlägt.

Die Ribben oder Breter von Baumrinde, so wie auch die Querriegel, sind mit feinen aus einander geschälten Wurzeln, besonders von der Fichte, weil diese weicher und nicht so leicht wie die übrigen trocknet, zusammen genäht. Jede Naht ist so wohl auf der innern als äussern Seite mit Harz bestrichen, und wird alle

Tage

Tage sorgfältig untersucht. Ein grosses Canoe trägt zwölf Mann, einige auch noch mehr; die Ottawawas sind in Erbauung derselben am geschicktesten.

In den Monaten Februar und März ziehen die Indianer den Saft aus dem Ahornbaume; er ist gesund und von einem vortreflichem Geschmacke. Man verfährt dabey auf folgende einfache Art: sie machen einen Einschnitt in den Stamm des Baumes, und leiten nunmehr den Saft durch kleine Röhren oder Federkiele in ein Gefäß. Der nämliche Baum kann verschiedne Jahre hindurch abgezapft werden. Der Saft selbst ist so hell wie Wasser, und sehr kühlend; er wird als sehr gesund für die Brust betrachtet, und man hört nicht, daß er irgend jemand, und wenn er auch noch so viel davon trinkt, geschadet habe. Er gefriert nicht, wird aber, wenn er lange aufbewahrt wird, vortreflicher Eßig. Die Indianer sieden selbigen, und gewinnen daraus eine Art von Zucker, der beynahe wie Honig, aber noch angenehmer schmeckt, und völlig wie Zucker gebraucht werden kann; wenn man ihn gehörig behandelte, so würde er ohne Zweifel ganz die Stelle des gewöhnlichen, der aus dem Zuckerrohre gemacht wird, vertreten. In der Provinz Neuyork bey South-Bay ist eine Manufactur davon angelegt worden, die gut geht, und schon eine ansehnliche Menge Zucker so wohl in Pulver als auch Stücken geliefert hat.

Die Meynungen über den eigentlichen Ursprung der Indianer in America sind sehr verschieden, weil man nämlich

als gewiß voraussetzt, daß sie Emigranten sind, die vormals aus einer andern Gegend gekommen sind. Ihre Geschichte besteht bloß aus Traditionen, die von dem Vater auf den Sohn fortgeht, allein hierin sind sie sehr genau und pünktlich, deswegen glaube ich auch, daß ihre Berichte hierin den mehresten Glauben verdienen. Die Huronen, die fünf Nationen und alle andre nach Süden zu, kommen, ausser den Chickesaws, darin überein, daß sie von Abend her gekommen sind. Die Chickesaws aber kamen seit der Besitznehmung der Spanier aus Südamerica. Die Indianer an den grossen Seen, die nordwärts vom Fluß St. Lawrence liegen, und diejenigen zwischen diesem Flusse und der Bay von Fundy, auch beynahe bis zur Hudsonsbay nordwärts, die Eskimaux ausgenommen, sagen, ihr Ursprung sey aus Norden.

W — — rf.

V.

Schreiben des berühmten Eduard Wortley Montagu, enthaltend eine Nachricht von seiner Reise von Cairo nach dem Berg Sinai. Im J. 1765.

Dieser Brief wurde von Montagu's Freund, der ihn erhielt, der königlichen Societät der Wissenschaften in London mitgetheilt, die ihn sodann in den philosophischen Transactionen bekannt machte.

Ich reiste von Cairo ab, auf derjenigen Strasse, die unter dem Namen Tauriche Beni Israel, Strasse der Kinder Israel, bekannt

bekannt ist. Nach einer Reise von zwanzig Stunden, wo wir in jeder Stunde ungefähr drey englische Meilen machten, giengen wir durch eine Oefnung in den Gebirgen zu unsrer rechten Hand, über die Berge Marattee. Es giebt noch zwey Strassen; eine nordwärts von dieser, auf welcher die Pilgrimme von Mecca gehn, und eine andre auf der Südseite zwischen den Bergen, die aber wenig bereist wird, denn sie führt nicht nach Suez, welches dreyßig Stunden von Cairo liegt. Man sagt, durch diese Oefnung wären die Kinder Israel durch die Gebirge gegangen, und nicht auf der südlichsten, welches ich doch für das wahrscheinlichste halte; denn nach dem zu urtheilen, was man noch gegenwärtig sieht, so war es nicht möglich, daß Pharao mit seinen Wagen durch diese engen Pässe kommen konnte. Diese Oefnung führt, wie mir die Einwohner sagten, gerade nach einer Ebne, die Badeah heißt; dies bedeutet im Arabischen etwas Neues und Ausserordentliches, so wie auch der Anfang von etwas Neuem, bisher noch Unbekanntem.

In Suez fand ich eine Gelegenheit, zur See nach Tor zu kommen, die ich um desto freudiger ergrif, weil ich dadurch der Stelle, wo, wie man glaubt, die Israeliten in den Golfo giengen, näher kam, auch von der See eine freye Aussicht an das gegenüber liegende Ufer hatte, und folglich über das Ganze ein beßres Urtheil fällen konnte. Ueberdies hatte ich mir vorgenommen, die Aussichten, Lage und Tiefen zu messen und zu zeichnen.

Als wir Badeah gegenüber waren, schien es mir (denn ich war nicht am Lande) eine Ebne mit einer Erhöhung in

der Mitte, die wohl groß genug war, die Israeliten zu fassen. Ich bemerkte auch etwas, das Ruinen ähnlich schien. Der Capitain und die Matrosen sagten mir, es sey die Stelle, wo dies Volk in die See gegangen sey, und die Ruinen, Ueberreste eines Klosters, welches auf diesen Fleck gebauet worden, wie ich vermuthe zum Andenken dieser Handlung; sie fügten noch hinzu, man finde dort sehr gutes Wasser. Hier ist ein heftiger Strom in der See, der südostwärts nach dem gegenüber liegenden Ufer strömt; durch seine Schnelligkeit macht er einen Strudel, wo selbst, wie die Schiffer sagten, zuweilen Schiffe verlohren giengen, wenn sie aus Mangel des Windes von dem Strome hinein getrieben würden. Dieser Strudel ist ungefähr sechs Meilen nordwärts vom Cap Karondel und nicht weit davon eine Sandbank, die bey niedrigem Wasser eine flache Insel macht, welche sich auf drey Meilen *) nach Ost und West erstreckt. Ich glaube, dieser Sand wird von der Bewegung aus dem Strudel ausgeworfen, und da der Strom durch den Widerstand von der Sandbank zurück in die Höhlung gedrängt wird, so entsteht daraus der Wirbel. Dieser heißt Birque Pharaone, der Brunnen oder Wirbel des Pharao, und hier gieng er, wie man behauptet, mit seiner ganzen Macht verlohren. Ich werde hiervon mehr bey meiner Rückreise zu Lande sagen. Wir warfen in einer Tiefe von funfzehn Faden Anker, anderthalb Meilen vom Ufer, südwärts von der Sandbank. Das östliche Ufer ist hier bergigt; das egyptische Ufer von Suez nach Badeah ist gleichfalls felsigt, so daß ausser diesen beyden Plätzen nicht leicht an das Ufer zu kommen ist.

Das

*) Es werden hier allezeit englische Meilen verstanden.

Das egyptische, westliche oder thebaische Ufer, südwärts von Badeah, Tor gegenüber, auf der Ostseite ist felsigt und steil. Bey Elim der nördlichsten Spitze in der Bay von Tor endigt sich die Reihe von Gebirgen, die auf der Ostseite bey Karondel ihren Anfang nimmt. Da dieser Brief hauptsächlich dazu bestimmt ist, Nachrichten von Sharme, Meenah El Dzahab, Kadesh Barnea, dem Steine, welchen Moses zweymal schlug, und deren Inschriften zu geben, so sage ich auch nichts von Elim oder Tor. Doch muß ich noch erinnern, daß man von diesen Städten den eigentlichen Berg Sinai nicht, sondern nur die Gruppe von Bergen, worunter er ist, und die in der hiesigen Sprache alle Berge Sinai genennt werden, sehn kann. Der, denen Mönchen des Berges Sinai gehörige Garten zu Elim bringt jährlich an Datteln und andern Früchten 20,000 Piaster, oder 2,500 Pfund Sterlinge ein.

Von hier kamen wir in ungefähr acht Stunden quer durch die Ebne, und erreichten die Berge Sinai. Sie bestehn aus Granit von verschiedenen Farben. Bey einem sehr engen Eingange, durch welchen wir mußten, sah' ich auf einem grossen einzelnen Granitsteine eine Inschrift in unbekannten Buchstaben, deren, wie ich glaube, Dr. Pocock, Bischof von Ossory, schon Erwähnung gethan; da aber, so viel wir wissen, die Israeliten, als sie hier durch zogen, keine Schrift hatten, so hielt ich sie nicht für wichtig genug, mich dabey aufzuhalten. Die Araber sagten mir, sie enthielte Nachrichten von einem Treffen, welches hier zwischen Arabern vorgefallen; ich kann auch nicht einsehn, welcher Theil der Geschichte hierdurch einl-

ges Licht erhalten könnte, und überdies sind es nur fünf oder sechs Worte. Wir erreichten endlich, nachdem wir die nämlichen Schwierigkeiten, die schon andre Reisende angeführt haben, überstanden hatten, das Kloster des Berges Sinai, wurden wie gewöhnlich empfangen, und besahen auch die gewöhnlichen Plätze. Zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß die Mönche gegen mich schlechterdings nicht eingestanden, daß sie jemals etwas an dem Eindrucke des Fusses von Mahomets Cameele gethan oder gemacht hätten. Ich besah' es genau, und es ist gewiß, daß nie ein Werkzeug eines Bildhauers es je berührt hat, denn die Oberfläche des Granits ist ganz, nirgends eingeschnitten, und man weiß, daß wenn diese, selbst an weniger harten Steinen einmal angebrochen ist, selbige sich nie wieder erneuert. Es ist ein bewundernswürdiges Spiel der Natur, dessen sich die Mahometaner zu ihrem Vortheile bedienen.

Meribah ist ausserordentlich sehenswerth, ich untersuchte seine Mündung, und konnte keine Spur eines Meisels daran entdecken, das Bette oder der Canal desselben ist augenscheinlich durch den Strom des Wassers ausgespült worden, und eine genaue Besichtigung hinreichend, einen jeden zu überführen, daß das Ganze nicht das Werk von Menschenhänden sey. Unter der unzählichen Menge von Oefnungen und Mündungen in Felsen, die ich sowohl in diesem als auch in andern Welttheilen gesehn habe, fand ich noch keinen von dieser Art, ausgenommen die zu Jerusalem, und die beyden in dem Felsen, welchen Moses zweymal schlug.

Ich

Ich erkundigte mich bey dem Capitain und den beyden Steuerleuten unsers Schifs, wegen Sharme und Dzahab an dem westlichen Ufer des östlichen Theils des rothen Meeres. Sie sagten mir, sie wären oft genöthigt bis in den elatinischen Golfo, der den östlichen Theil des rothen Meeres ausmacht, zu segeln, und kämen denn gemeiniglich nach Sharme, auch zuweilen so hoch herauf bis Dzahab; ihr Weg sey gewöhnlich von Cap Mahomet, der südlichste Theil der Halbinsel zwischen den beyden Golfen, nach Sharme in sechs Stunden, und diese Geschwindigkeit komme daher, weil sie selten anders als mit einem Sturm dahin giengen. Der Hafen ist geräumig, mit Bergen umgeben, der Eingang eng, und das Wasser bis an die Felsen sehr tief; diese letztern sind so steil, daß wenn man auf einer Spitze derselben steht, und einen Stein herunter fallen läßt, selbiger senkrecht in das Becken fällt. Hier hat kein Wind einige Gewalt; sie werfen auch keine Anker aus, sondern befestigen die Schiffe nur mit Tauen an die Felsen. Es giebt hier sehr gutes Wasser, jenseits der Berge sind einige Wohnungen, und oben auf dem Gipfel ein ansehnliches Dorf, welches wohl der Wahrscheinlichkeit nach Nest Ken seyn mag. Dzahab liegt acht und vierzig Meilen höher hinauf in den Golfo. Dieser Hafen ist merklich grösser als der vorige, allein nicht so genau mit Bergen umgeben, dem ungeachtet aber sehr sicher. Hier ist ein Brunnen von so sehr hohem Alterthum, der gutes Wasser giebt; man findet ansehnliche Ruinen, und die Einwohner behaupten, daß ehedem eine grosse Stadt daselbst gewesen, gegenwärtig aber sind keine Wohnungen mehr hier, als ein arabisches Lager von 2000 Mann. Es geht von hier eine Strasse nach Jerusa-

lem, die sonst sehr bereist wurde. So weit gehn die Nachrichten, die ich vom Capitain und den beyden Steuerleuten erhielt.

Ich fragte ferner so wohl die Mönche als die Araber wegen dieser Plätze und der Ruinen, die mein gelehrter Freund, der Bischof von Ossory, für Kadesh Barnea hält. Die erstern konnten mir weiter nichts sagen, als daß sie seit verschiednen Jahren keine Fische mehr daher bekommen hätten, und es sey nicht mehr als zwey starke Tagereisen, also ungefähr vierzig Meilen, entfernt, allein der Weg dahin sehr bergigt. Die Araber waren wegen der Strasse einstimmig mit dem Vorhergehenden; jedoch behaupteten sie, es sey vordem ein grosser Ort gewesen, wo ihr Fürst gewohnt, dessen Tochter Moses heyrathete; nach der Zeit sey Moses ihr Fürst, und der größte aller Propheten geworden. Sie theilen die Propheten nach folgendem Range ein: Moses ist der erste, ihm folgt Salomon, hierauf Mahomet, Christus, und nun die Propheten der Bibel. Von Dzahab wußten die Mönche blos, daß es vier Tagereisen entfernt sey, und eine Strasse von dort nach Jerusalem gehe; die Araber sagten das nämliche, obgleich die Entfernung beynahe achtzig Meilen beträgt. Ich erkundigte mich bey ihnen allen wegen der Ruinen, und erfuhr, daß deren viele auf dem halben Wege nach Dzahab, ungefähr vierzig Meilen von Sinai wären, jedoch glaube ich, daß Kadesh weit näher bey Jerusalem gelegen hat. Gern wär' ich an diese Oerter gereist, allein ich konnte keinen Wegweiser bekommen, weil die vier Stämme der Araber, die dieses Vorgebirge bewohnen, eben mit einander

der Krieg führten. Bey einer zweyten Reise hoffe ich glücklicher zu seyn, denn jetzt habe ich meine meisten Nachrichten nur vom Hörensagen; jedoch, dies gehörig mit denen Stellen in der Schrift zusammen gehalten, so können wir, glaube ich, schliessen, daß Sharme, Midian, und Meehnah El Dzahab, Eziongeber sey. Was aber die dazwischen liegenden Ruinen sind, kann ich nicht erforschen, allein mich dünkt es gefunden zu haben, daß Kadesh Barnea wo anders gelegen haben muß. Ich glaube auch deßwegen, daß es nicht hier seyn kann, weil die Israeliten sich an der Gränze des heiligen Landes oder des Landes der Verheissung befanden, als sie Befehl erhielten zurück zu gehn; und als sie von den Moabiten aufgehalten wurden, heißt es, sie wären von Kadesh Barnea aufgebrochen. Weder in der heiligen Schrift noch in irgend einem alten Geographen, Strabo oder irgend einem andern finde ich, daß sie die Scheidelinie zwischen diesem Vorgebirge und dem Lande der Verheissung so tief herunter ziehen; auch konnten sie es nicht, da diese Ruinen beynahe siebenzig Meilen von denen Gränzen desselben entfernt liegen.

Es giebt zwey Wege vom Berge Sinai nach Jerusalem, der eine durch Pharan, der andre über Dzahab; der erste beträgt eilf Tagereisen, nämlich zwey nach Pharan, drey nach einer Station der Pilgrimme von Mecca, mit Namen Scheich Ali, eine und eine halbe zu einigen sehr ansehnlichen Ruinen, alles dies geht nordwärts von hier etwas mehr als vier Tagereisen nach Jerusalem über Hebron, wobey man den asphaltischen See südostwärts zur rechten Hand liegen läßt. Der andre Weg ist länger, weil die Strasse mehr bergicht ist; er geht aber auch über Scheich Ali und bey

den

den Ruinen vorbey. Ich erkundigte mich wegen dieses letztern noch in Jerusalem, und erhielt den nämlichen Bericht, nur mit dem Zusatze, daß diejenigen Mahometaner, die von Jerusalem nach Mecca giengen, diesen Weg wählten, um die Caravane von Cairo zu Scheich Ali zu treffen. Dies scheint nun eine ganz entgegen gesetzte Lage von Kadesh Barnea zu seyn, wenigstens nach der von allen Geographen gezogenen Linie, vermöge deren die Kinder Israel, indem sie über den Berg Hor, jetzt Acaba, giengen, den asphaltischen See zu ihrer linken Hand nach Nordwest liessen. Die Tradition der Araber stimmt ebenfalls hiermit überein, daß sie diesen Weg nahmen, deswegen glaube ich, Kadesh Barnea muß nahe hier herum gestanden haben. Hier sind auch grosse Ruinen, und doch wußte ich von keiner Stadt, die hier gewesen wäre, denn Petra lag mehr östlich zwischen dem asphaltischen und elatinischen Golfo. Um endlich nichts unversucht zu lassen, fragte ich auch die Rabbinen zu Jerusalem, wo Kadesh Barnea nach ihrer Meynung gelegen habe, und sie sagten bey diesen Ruinen.

Wir reisten vom Berge Sinai auf der Strasse von Scheich Salem ab; nachdem wir Mahomets Stein vorbey waren, kamen wir in ein schönes Thal. Ich blieb dort (auch glaube ich das Manna entdeckt zu haben; allein hiervon werde ich in einem andern Schreiben handeln) und giengen am andern Morgen nicht vor Tages Anbruch weg, damit ich den Felsen, welchen Moses zweymal schlug, nicht vorbey gehn möchte. Ich suchte ihn, erkundigte mich auch bey meinen Arabern darnach, konnte aber nichts finden. Einige kurze

Inschrif-

Inschriften sah' ich an verschiednen Gegenden der Berge deren Buchstaben die nämlichen waren, wie sie der Bischof von Ossory vom Berge Sinai, Meribah u. a. m. angiebt. Vier Meilen vorher, ehe wir zu Pharan ankamen, mußten wir durch einen Riß oder Bruch in dem Gebirge; jede Seite desselben ist senkrecht wie eine Mauer, beynahe achtzig Fuß hoch, und die Breite der Spaltung beträgt deren beynahe vierzig. Auf diesem Platze glaube ich ists, wo die Horites geschlagen wurden, vier Meilen über den gegenwärtigen Ruinen von Pharan; denn nachdem sie diese Spaltung paßirt waren, konnten sie einen Halt machen, und nicht so leicht verfolgt werden. Auf den Spitzen der Berge zu unsrer rechten Hand waren Ruinen von Gebäuden, wovon das eine ein festes Schloß gewesen zu seyn schien. Von Meribah bis hierher waren wir gleichsam immer herab gestiegen; an vielen Oertern sieht man Betten von Flüssen, und nach einem Regen das Wasser häufig darin laufen; allein kurz vorher, ehe wir an diese Oefnung in den Felsen kamen, erhob sich das Erdreich allmählig gegen Westen, denn die Wasser fallen in den Theil der Wüste, den wir von Tor aus durchstrichen hatten. Zwischen dieser Oefnung und Pharan sind verschiedne Quellen; auch ist eine an diesem letzten Orte, wo wir uns lagerten. Es scheint, daß Wässer von Meribah aus bis an diesen Ort geflossen sind, weil man sehr deutlich ein Bette sieht, und eine Quelle am obern Ende desselben, die aber nicht Wasser genug giebt, um einen Strom zu machen, und folglich ist das Bette trocken; hier endigen sich auch vier lange Schluchten oder Thäler, und machen eine grosse Sandebne. Ich erkundigte mich wegen der Strasse nach Jerusa-

lem, und die Berichte, die ich wegen der Entfernung der Ruinen hier erhielt, kamen völlig mit dem, was ich schon deswegen gehört hatte, überein. Wir reisten im Bette eines Flusses durch eine Schlucht nordwärts, und nach einer halben Stunde machte mich der Anblick eines sehr grossen Felsenstückes oder Steines, balo wie der von Meribah, der in einiger Entfernung von einem Berge uns zur rechten Hand lag, aufmerksam; zugleich bemerkte ich, daß verschiedne kleinere Steine darauf lagen. Die Araber haben die Gewohnheit, daß wenn sie vor irgend einem Steine, als der des Mahomets oder dergleichen, wofür sie besondre Achtung hegen, ihre Andacht verrichtet haben, so legen sie andre kleinere, und von einer weichern Gattung, darauf. Ich fragte sie, wie dieser genennt würde, sie gaben mir zur Antwort, „Hagar Mousa," den Stein Moses; ich sagte ihnen hierauf, dies könnte nicht seyn, denn dieser läge in Rephidim, sie gaben mir aber zur Antwort, „es sey wahr, allein dies wäre Hagar il Chotatain, „der Stein mit den zwey Schlägen, — — er habe ihn „zweymal geschlagen, und es sey mehr Wasser als zu Me„ribah heraus gekommen, wovon das Bette des Flusses ein „Beweis wäre;" dies windet sich von Ost nach Ostsüdost. Ich fragte, wie weit es gienge, und hörte bis zu den Ruinen von Scheich Ali und noch darüber hinaus beynahe bis an den See; folglich muß der Fluß hier seinen Anfang gehabt haben, und nicht zu Pharan, und das Bette daselbst ist, wie ich glaube, bloß von Winterströmen entstanden. Ist nun dies der Fluß, dessen der heilige Paulus erwähnt, wie ich wohl glaube, so haben wir also den zweyten Felsen; geht er bis zu den Ruinen, wie man sagt, so ist es wohl sehr wahrscheinlich,

scheinlich, daß es die von Kadesh Barnea sind, und wenn dies Bette in dem nämlichen Laufe sich bis zur See erstreckt, woran auch nicht zu zweifeln ist, so ist dies der Fluß Rinocolura, von dem Eratosthenes glaubt, er habe seinen Ursprung aus den arabischen Seen, weil er seine wunderbare Quelle nicht kannte. Strabo aber bezweifelt das Daseyn desselben ganz, weil er, so bald die Israeliten in das Land der Verheissung kamen, vertrocknete, und seit der Zeit alle Traditionen aufhörten. Was ich vorher gesagt habe, scheint wieder ein Beweis, daß dies wirklich der Felsen sey, der zum zweytenmale geschlagen wurde, um Wasser zu geben. Die Quellen zwischen dem Bruche in dem Felsen und Pharan waren gewiß zur Zeit Mosis noch nicht da, und gesetzt, sie wären auch vorhanden gewesen, so waren sie dennoch nicht hinreichend, eine solche Menge Menschen und Thiere zu tränken.

Wir kamen nun in ein grosses Thal westwärts nach der See zu, und giengen hierauf noch durch ein andres, welches einen Theil der Wüste Sin ausmacht; dies letztere theilt die Berge von Pharan, von denen die längst der Küste und derjenigen Plaine hinlaufen, durch die wir von Tor aus gekommen waren. Nachdem wir ungefähr eine Stunde in diesen Bergen gereist, und eben über einen derselben, auf dem ich deutliche Spuren eines verlöschten unterirdischen Feuers antraf, gekommen waren, sahen wir zur linken Hand einen kleinen Felsen, in welchem einige unbekannte Buchstaben geschnitten waren, und nach zehn Minuten kamen wir in ein andres Thal, welches sechs Meilen breit war, und sich von Norden nach Süden erstreckte; alle Felsen, die es auf der

Westseite umgaben, waren voll Buchstaben und Inschriften. Dies sind Gebel El Macaatab, oder die beschriebnen Berge. Als ich die Inschriften näher untersuchte, so wunderte ich mich sehr, sie überall mit Figuren von Menschen und Thieren untermengt zu finden; dies überzeugte mich, daß sie nicht von den Israeliten herrühren konnten; denn wären sie nach der Bekanntmachung des Gesetzes geschrieben worden, so würde Moses nicht zugegeben haben, Bilder hier in Stein zu hauen, da er eben das Gesetz nur empfangen hatte; kamen sie aber diesen Weg und nicht längst der Küste, so hatten sie damals noch keine Buchstaben, wenigstens so viel wie wir wissen, obgleich vielleicht einige unter ihnen, während ihres Aufenthaltes in Egypten, Kenntniß der Hieroglyphen erlangt haben mochten; allein diese letztern haben mit den Figuren in diesem Thale gar keine Verbindung. Es wird immer schwer seyn zu bestimmen, was diese Inschriften bedeuten, und ich fürchte, daß wenn man es auch endlich entdeckt, es dennoch kaum der Mühe werth seyn wird. Ich will es wagen, meine Muthmassungen mitzutheilen.

Aus denen schon angeführten Ursachen können sie weder von den Israeliten noch Mahometanern herrühren. Solten sie ja einige Verbindung mit denen letztern haben, so müßten sie den cuphischen Buchstaben ähnlich seyn; denn mit diesen wurde ehedem das Arabische, bevor die jetzigen arabischen Buchstaben angenommen waren, geschrieben. Die ersten Mgnuscripte des Alcorans waren mit cuphischen Characteren. Es befindet sich ein sehr schönes von dieser Art zu Cairo, ich konnte es aber nicht kaufen, denn es gehört zu der vornehmsten

sten Mosque, und der Iman wolte es für nicht weniger als vierhundert Zechinen (200 Pf. Sterl.) für mich stehlen. Wie ich aber schon gesagt, sie haben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Inschriften hier; sie sehn eben so wenig aus, wie saracenische Character; auch bin ich geneigt, diese Inscriptionen für älter anzunehmen, als die Hegira. Ich glaube daher, daß sie aus den allerersten Zeiten des Christenthums abstammen; als nämlich häufige Wallfahrten von Jerusalem nach dem Berge Sinai gebräuchlich waren. Deswegen also halte ich es für hebräische Buchstaben, die um die ersten Zeiten des Christenthums im Gebrauche waren. Ich zeigte sie in Jerusalem denen Rabbinen, sie waren meiner Meynung, und glaubten, man könnte ihnen folgende Erklärung geben, „das von Jesu getragne Kreutz, oder auch Jesus brachte „Heil oder Seligkeit.“ Jedoch werden vielleicht gelehrtere Leute als ich die Wahrheit ergründen, ich sage hier blos meine Meynungen; überhaupt ist auch es leichter zu sagen, was diese Inschriften nicht sind, als was sie sind. Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß sie aus den Zeiten der Helena sind, denn sonst würden sie Aehnlichkeit mit den griechischen Buchstaben haben. Vielleicht glauben auch einige, es sey Altegyptisch, und von der Colonie geschrieben, von welcher man vermuthet, sie sey nach China gegangen, und habe sich dort festgesetzt. Dies ist eine Sache, die ich gar nicht untersuche; allein unter einer Menge Einwürfen, die man dagegen anführen könnte, will ich nur einen erwähnen; Wenn es wirklich eine solche Colonie gab, so gieng sie doch wahrscheinlich die gerade Strasse, von einem Golfo zum andern, von Hieropolis nach Eloth, den Weg, den jetzt die Pilgrimme von

Mecca nehmen. Allein dieser Platz würde weit aus demselben gewesen seyn, und wenigstens sechzig Meilen südwärts von dieser Strasse; man nehme denn an, daß sie Transports zu Dzahab oder Sharme gehabt hätten. Da ich die Inscriptionen aus allen angeführten Ursachen für nicht sehr wichtig hielt, so nahm ich nur von einigen wenigen Abschriften.

An einigen andern Stellen der Felsen giebt es noch griechische, arabische, saracenische und eine hebreische Inschrift. Die saracenischen und arabischen sagen gemeiniglich nichts weiter, als „N. N. war hier zu der oder der Zeit; so sind „auch die meisten griechischen, bis auf eine folgendes Inhalts: „Der böse Genius der Armee schrieb dies.“ Dies beweist allenfalls, daß ein Corps Griechen hier irgend einen Verlust erlitten hatte, und die Ursachen desselben einem höhern Einflusse zuschrieb. Da wir überhaupt jetzt reich an Muthmassungen sind, so kann es vielleicht jemand einfallen, den Xenophon hieher zu setzen. Die Buchstaben haben übrigens etwas Aehnliches mit denen zu Sinai, Meribah u. s. w. wovon mein gelehrter Freund, der Bischof von Ossory, schon Nachrichten gegeben hat.

Nachdem wir von hier weggereist waren, lagerten wir uns zu Sarandou, oder wie es eigentlich heißt zu Korondel, wo das bittre Wasser Marah ist. Ich untersuchte, ob vielleicht die Zweige oder Wurzeln der Bäume einige Wirkung auf das Wasser hätten, fand aber nichts davon; so daß also die Geschichte, deren die Schrift erwähnt, durch ein Wunder entstanden seyn muß. Diese Gewässer sind an ihrer Quelle etwas bitter und scharf; da aber der Boden, über welchen

sie

sie weglaufen, mit harzigen Salzen, die von der ausserordentlichen Sonnenhitze erzeugt werden, bedeckt ist, so nehmen sie einen salzigen Geschmack an, werden noch bitterer, und sind nicht mehr zu trinken. Nach einer Reise von neun Stunden machten wir in der Wüsten Shur oder Sour Halt. Der allgemeinen Sage nach stiegen die Israeliten hier aus dem See ans Land, es liegt der Ebne Badeah gegenüber. Von hier sehen die Oefnungen in den Felsen aus wie ein grosser Riß. Die Israeliten sind wohl nicht genöthigt gewesen durch das rothe Meer zu gehn, wenn sie nur zwey oder drey Meilen von dem nördlichsten Ende des Golfo entfernt waren; der Raum höchstens von zwey Meilen, welches die Breite des Golfo zu Suez beträgt, und bey niedrigem Wasser eine Tiefe von drey Fuß, denn es wird zu dieser Zeit beständig durchgegangen, konnte nicht so viel Volk fassen, oder Pharao's Armee ersäufen. Es war auch gar keine Nothwendigkeit für seine Reuterey und Wagen vorhanden, daß sie sich hinter eine Menge Volks, die zu Fuß, mit Weibern, Kindern und Gepäcke beschwert waren, in das Wasser stürzten, da sie durch einen kleinen Umweg sie sehr leicht abschneiden konnten. Diese Ursachen, nebst denen bedeutenden Namen vieler Plätze, als „Tauriche Beni Israel, Strasse „der Kinder Israel, Attaiah, Befreyung, Badeah, etwas „Neues oder Wunder, Bachorel Polsum, See des Verder„bens," überzeugen mich, daß die Israeliten zu Badeah und nirgends anderswo in den See giengen. Ueberdies besteht die ganze übrige Küste von Suez aus steilen Felsen, es müßte also nothwendig noch ein andres Wunder vorher gegangen seyn, vermöge dessen sie selbige herab gestiegen wären. Der

Strom geht von dem Platze, wo wir uns gelagert hatten, nach dem entgegen gesetzten Ufer in den Pfuhl oder Teich Birque Pharaone, Teich des Pharao, wo er und seine Leute, wie die Tradition sagt, ertrank. Dieser Strom entsteht, wie ich glaube, durch das Reissen und Spielen der Wellen an den beyden sehr hohen Ufern, und der vielleicht durch Gottes Zulassung als ein Denkmal so geblieben ist; die Entfernung bis zu dem bittern Wasser ist ungefähr dreyßig Meilen. Ich habe vergessen zu sagen, daß wir zwischen Korondel und diesem Orte nicht so glücklich waren wie der Verfasser des Journals, der hier einen schönen Bach angetroffen hat, wir fanden gar keinen. Das Ain Mousa, worauf die Israeliten getroffen haben würden, wenn sie über Suez gekommen wären, und die Küste von dortaus südwärts besteht blos aus steilen Felsen, und dies ist mir wieder ein Beweis, daß sie zu Badeah in den See giengen, und hier heraus stiegen. Jedoch bin ich von meiner eignen Unwichtigkeit zu sehr überzeugt, um entscheiden zu können, und überlasse dies deswegen gelehrtern Männern. Ich sage hier blos meine Meynungen, die sich auf eine genaue Besichtigung der Oerter selbst gründen. Wenn irgend etwas, was ich gesagt habe, zur Unterstützung der Offenbarung dient, von welcher ich mich dieser erleuchteten Zeiten ungeachtet als Freund öffentlich erkläre, so will ich mich sehr glücklich schätzen, und mit Horaz sagen, — omne tulit punctum &c.

Das sogenannte rothe Meer hat einen dunkelrothen Grund, daher denn auch die ersten Schiffer, die von der Meerenge von Babelmandel herein kamen, ihm diesen Namen

men beylegten. Es ist stürmisch und voll Untiefen; an der arabischen Küste ist nächst Tor nur ein Hafen zwischen Suez und Gidda oder Mecca, ungefähr anderthalb Tagereisen von Gidda, doch dies ist eigentlich nur eine Bay ohne Stadt daselbst, deswegen rechnet man Gidda immer als den eigentlichen Hafen. An der andern Seite ist nur der Hafen Coßire, dieser aber ist sehr schlecht, unterdessen kommen doch zuweilen Schiffe dort an; die Caravanen gehen über Morshout. Die Schiffe sind völlig so, wie sie der Bischof von Ossory beschrieben hat; das Steuerruder ist an der Aussenseite derselben so wie das Schiff, selbst nach der Meynung dieses Lords, des heiligen Paulus war. Sie brauchen nur vier Seegel, und bedienen sich weder eines Compasses noch Bleyloths; auch seegeln sie nur bey Tage von einem Ankerplatze zum andern, und verlieren selten das Land länger als zwey Tage aus dem Gesichte, vom Cap Mahomet nach dem festen Lande von Arabien. Wenn ein jäher Wind kommt, gehen öfters Schiffe verlohren. Sie werden mich unendlich verbinden, wenn Sie dieses der Societät mittheilen wollen. Ich bin ꝛc.

VI.

Die unglückliche Heyrath.

Eine wahre Geschichte aus dem Englischen.

Nach einer langen Abwesenheit, die ich größtentheils in Zerstreuung von Geschäften und dem Gewühle grosser Städte zugebracht hatte, war ich endlich so glücklich, wieder meinen ruhigen Aufenthalt in dem Landhause auf dem neuen Walde bey Southampton bewohnen zu können. Es wohnte hier ausser mir nur der Herr des Hauses mit seiner Gattin, ihrem Sohne und Tochter, nebst einem alten Bedienten und einer Magd. Wir waren eben mit einem leichten Abendessen fertig, als wir ein lautes Pochen an der Thüre hörten. Da wir um diese Zeit keine Besuche erwarten konnten, so wurden wir etwas dadurch erschreckt; es war ein Bedienter, der mit vieler Höflichkeit um etwas Hirschhornwasser für seinen Herrn bat, der sich übel befände; er erhielt dies sogleich, und verließ das Haus, von den Wünschen der ganzen Familie für die Besserung desselben, begleitet. Ich konnte mich nicht enthalten, mich nach ihm zu erkundigen, allein niemand war im Stande, mir eine gewisse Nachricht von ihm zu geben; seit einigen Monaten lebte er in einem benachbarten Landhause; die Bäume des Waldes waren seine Gesellschafter; er sprach mit niemand als mit seinem Bedienten, er gieng viel, man hörte ihn oft seufzen und sah' ihn Augen und Hände gen Himmel heben.

Er

Er hatte viel Geld, und jede Familie in der Nachbarschaft, die einiger Hülfe bedurfte, seit seinem Aufenhalte großmüthig unterstützt. Eine so unbekannte Person und ein so besondres Betragen hatte schon sehr verschiedne Meynungen veranlaßt; der größte Theil hielt ihn für einen Mörder, der sich aus Furcht für der Gerechtigkeit an diesen abgelegnen Ort begeben, und nun sein Leben in Reue und Gebet zubringen wolle, andre hielten ihn für verrückt, und die jungen Leute behaupteten einstimmig, es sey ein unglücklicher Liebhaber. Alles dies zusammen erregte eine ausserordentliche Begierde in mir, den Mann kennen zu lernen. Selten unterließ er seinen Morgengang, der nahe an dem Orte war, wo das Wild gefüttert wurde. Ich nahm mir vor, den nächsten Morgen mit William, meines Wirths Sohn, dahin zu gehn.

Mit Anbruch desselben, als schon jedermann im Hause an seine Arbeit gieng, begaben wir uns zu unsern Hirschen, die eigentlich Williams Sorge anvertrauet waren. Schon in einiger Entfernung wurden wir den Unbekannten gewahr; er gieng stark, wie ein Mensch, der heftig bewegt ist, ich schmeichelte mir deswegen, ihm nahe zu kommen, ehe er mich bemerkte. Doch meine Hofnung war vergebens, er sah' mich, und begab sich hinweg. Der Zufall aber führte ihn kurz darauf in unsern Weg. Ich war ihm nahe genug, um seine Person deutlich zu beobachten. — — Himmel! wen erblickte ich in diesem vermeyntlichen Mörder! — meinen vertrautesten Freund, Crawford. Ehe ich mich von meiner Bestürzung erholte, war er schon wieder so weit weg, daß ich ihn nicht einmal rufen konnte. Ich befürchtete nun wirklich, daß sein

Gram ihn der Vernunft beraubt, denn sonst hätte er die Freundschaft nicht so beleidigt; ich kannte seinen Gram, der zu tief war, als daß Philosophie ihn davon hätte befreyen können. Mein ganzes Bestreben gieng nur dahin, eine Unterredung mit ihm zu erhalten; ich schöpfte einige Hofnung bey dem Gedanken, daß er mich nicht erkannt habe, deswegen schrieb ich ihm folgendes Billet:

„Der Zufall zeigte mir heut ein unerwartetes Glück, allein
„Du hast mich desselben durch Deine Flucht beraubt.
„Gestern erst kam ich hier an, habe aber schon zu viel
„von Deinem gegenwärtigen Zustande gehört, als daß
„ich die Freuden in der Einsamkeit geniessen könnte,
„auf die ich gerechnet hatte. Bey der ununterbrochnen
„Freundschaft, die schon in unsern frühesten Jahren
„uns vereinigte, beschwöre ich Dich, lindre meine Un-
„ruhe dadurch, daß ich Dich sehn darf; kann ich Deine
„Traurigkeit nicht schwächen, so erfodert wenigstens
„die Freundschaft, daß ich sie mit Dir theile. Lebe
„wohl!“

Moreton.

Ich befahl dem Ueberbringer auf Antwort zu warten; unterdessen war in unserm Hause der Tisch zum Frühstück gedeckt, alle Augen waren auf mich gerichtet, man fürchtete sich mich wegen meines Freundes zu fragen. Endlich befriedigte ich die allgemeine Neugierde durch folgende Erzählung.

Blos um einen Theil der üblen Eindrücke zu schwächen, oder vielmehr selbige in einem Hause, das ich hochschätze, ganz

zu

zu verhindern, welche die Erscheinung so wohl als das sonderbare Betragen meines Freundes erregt hat, will ich Ihnen einige Umstände aus seiner Geschichte mittheilen. Von unsrer Kindheit an herrschte schon die genaueste Vereinigung zwischen uns, die mit den Jahren immer zunahm; wir kamen zusammen auf die nämliche Akademie. Er hatte eine liebenswürdige Gestalt, und sein Gesicht schon zeigte die Redlichkeit seines Herzens; mit diesen Vorzügen, ob er gleich noch keine Kenntniß der Welt besaß, fand er dennoch vielen Beyfall bey dem andern Geschlechte. So wie sich unsre Bekanntschaft vermehrte, suchten wir so viel als möglich zu denen Parthien und Ergötzungen der Frauenzimmer zu kommen, deren Gesellschaft wir als das einzige Gegenmittel gegen die Pedanterey ansahen. — Doch! wie kurzsichtig sind wir Sterblichen! was wir damals für unser größtes Glück hielten, ward für meinen Freund die Quelle unaussprechlichen Elends! Sein Herz war sehr empfänglich für die Schönheit, es war also natürlich, daß ihn die ungekünstelten Reize, der feine Witz, und die einnehmende Unterhaltung Constantiens fesselten. Er fühlte Unruhe, wenn er abwesend von ihr war, und entdeckte es mir; jede, auch die kleinste ihrer Handlungen, war fähig ihn in Entzückung zu setzen. Ich hatte nichts wider seinen Vorsatz, sie zu heyrathen, einzuwenden, jedoch rieth ich ihm, es reiflich zu überlegen. Er gab mir zur Antwort, seine Leidenschaft sey zwar heftig, jedoch seine Beurtheilungskraft noch frey, und er bemerke an ihr auch eine entschiedne Neigung für ihn. Wir können kein grösseres Glück geniessen, als die häuslichen Freuden, ich trieb ihn also selbst an, diesen Plan auszuführen; — er that es, und es gelang ihm nur zu gut! —

er gewann das Herz der Constantia. Mein Freund war eine Wayse, und hatte nie die Süßigkeiten der kindlichen Liebe gekannt; ein Vetter nahm ihn von dem Augenblicke, wo er seine Eltern verlohr, zu sich, unterstützte ihn noch, und da er von selbigem zum geistlichen Stande bestimmt war, so schien selbst dies sehr gut zu seinen Plan von Glückseligkeit, welchen er sich gemacht hatte, zu passen. Dieser Anverwandte war ein Graf; einer seiner Bedienten kam eines Tages eilig, brachte einen Brief an Crawford, und sagte, seine Ankunft zu Winstone sey äusserst nothwendig. Crawford theilte seiner Geliebten diese Nachricht mit, nahm zärtlich Abschied, und folgte dem erhaltnen Befehle. Voll Unruhe über das Unerwartete desselben langte er auf dem Landsitze seines Onkels an, und ward mit den Zeichen der größten Liebe und Freundschaft aufgenommen.

Sir Harry Bewley mit seiner Gemahlin, und Emilie ihr einziges Kind waren hier zum Besuche. Der Graf that ausserordentlich aufgeräumt, hingegen Crawford niedergeschlagen, jedoch schrieb man dies der Ermüdung von der Reise zu. Constantia besaß sein Herz, und die Reize, welche die Natur Emilien versagt, der erstern hingegen so reichlich ertheilt hatte, fesselten ihn noch mehr an sie. Das Abendessen ward aufgetragen, und nun erfolgten lange uninteressante Gespräche, wovon Crawford doch meistens der Gegenstand war, bis sich endlich die Fremden in ihre Zimmer begaben, und nun entdeckte ihm der Graf seine Absichten mit folgenden Worten: „Carl, „Deine gute Aufführung und vortreflicher Character haben „mich schon längs angetrieben, Dich in eine solche glückliche „Lage

„Lage zu setzen, wo Du Deinen großmüthigen Neigungen fol„gen kannst. Mein Titel kann, wie Du weißt, nach unsern „Gesetzen nicht Dein werden; dasjenige von meinem Ver„mögen, welches mir überlassen ist, fällt Dir zu. Sir Har„ry's Guth gränzt an das, welches ich Dir bestimmt habe, „und dieser Umstand macht eine Heyrath mit seiner Tochter zu „einer sehr vortheilhaften Parthie. Zwar könnte ich durch „meine Verbindungen Dich in eine Familie von höherm Range „bringen, allein des Baronets grosse Reichthümer müssen „der Sache das Gleichgewicht geben; seine Familie ist alt, „er steht in grossem Ansehn, und wird seiner Tochter dreyßig„tausend Pfund Sterling mitgeben, alles ist richtig, und in „wenig Tagen wird Emilie Deine Frau seyn. Carl, die „Schwäche des Alters nähert sich mir, dies ist meine gewöhn„liche Schlafstunde, ich werde also heute nicht weiter davon „reden, — morgen mehr.“ Gute Nacht, Carl, mit die„sen Worten verließ er ihn.

Die kalte Hand des Todes hätte meinen Freund nicht mehr erschrecken können; er warf sich auf einen Sopha, und als sein Bedienter herein trat, fand ihn dieser in heftigen Convulsionen, die übrigen Bedienten waren erschrocken, allein Carl erholte sich und gieng in sein Zimmer. Ich werde es nicht wagen Ihnen zu beschreiben, was er diese Nacht litt; er fühlte den heftigsten Streit zwischen Leidenschaft und Pflicht, wovon eine um die andre die Oberhand erhielten.

Nach dieser traurigen Nacht brach endlich der Morgen an, und er wurde zum Frühstück gerufen, allein er ließ sich entschuldigen. Der Graf schloß schon aus der Art, wie seine

Erklä-

Erklärung den Abend vorher war aufgenommen worden, daß er einige Widersetzung zu befürchten haben würde, er kam deswegen zu Crawford und nahm die nämliche Materie wieder vor. Zuerst bezeigte er ihm Mitleid wegen seiner Krankheit, und fuhr darauf fort: „Es scheint als wenn Du meinen Antrag nicht mit der Freude aufgenommen hättest, den „eine so reiche und in jedem Betracht wünschenswerthe Verbindung erregen solte. Es ist wahr, das Mädchen hat eben „nicht sonderlich viel Verstand, aber, Carl, ihr Geld wirft „einen Schleyer über dies und jedes andre Gebrechen, zu „was braucht ein Weib grosse Einsichten? oder was würde „Dir die Deinige helfen, wenn mein Rang und Ansehn Dich „nicht unterstützte? Ich befürchte, Du hast Dich ohne mein „Vorwissen in andre Verbindungen eingelassen, — ich werde „deswegen ganz deutlich mit Dir sprechen: — — Sir „Harry und ich sind über alle Puncte völlig einig, ich bin „also schon zu weit gegangen, wie Du siehest, um mit Ehren „zurücktreten zu können; nur unmittelbare Befolgung meiner Befehle kann Dir meine Gewogenheit erhalten, Widersetzung würde den gänzlichen Verlust derselben, und folglich „Dein Elend nach sich ziehn.“ Crawford versuchte es, ihn zu bewegen, und dies bestärkte den Grafen in seiner Meynung, daß sein Neffe einer andern Leidenschaft nachhänge, er hörte ihn deswegen gar nicht an, sondern bestimmte sogleich, daß die Ceremonie noch diesen Abend vor sich gehen solte; er befahl Carln, sich darauf vorzubereiten, und verließ das Zimmer.

Der geschwinde Entschluß und ausdrückliche Befehl überzeugte meinen Freund, daß sein Vetter durch nichts, selbst

nicht

nicht durch die Ueberzeugung ihn völlig unglücklich zu machen, von seinem Vorsatze abzubringen seyn würde. Seine Lage war fürchterlich; seinem Onkel sich widersetzen, hieß sich auf Lebenszeit elend machen, und der Gedanke, Constantien zu entsagen, beraubte ihn beynahe der Vernunft. Dieser Verfassung, worin er beynahe von sich selbst nichts wußte, machte sich der Graf zu Nutze, und Emilia ward Crawford's Weib; auf diese Art wurde jede andre Rücksicht dem Stolze und dem Ehrgeize aufgeopfert. Einmal hatte der Graf sein Wort gegeben, und die Vortheile der Verbindung mit einem so vornehmen Manne unterdrückten auch bey dem Baronett jeden aufsteigenden Gedanken, aus Großmuth vielleicht, ihm selbiges zurück zu geben; Emilie selbst war von so schwachem Verstande, daß sie keinen Begrif von der Rolle, die sie spielte, oder von der Parthey, welche sie ungefähr ergreifen müßte, hatte. Nachsinnen und Ueberlegung hielten nun dem armen Carl gleichsam in einen Spiegel den Schritt, welchen er gethan hatte, vor. Seine scheinbare Untreue an Constantien zeigte sich ihm in dem schwärzesten Lichte, ohne den geringsten Schimmer von Hofnung oder Trost zurück zu lassen. Er bekam das Fieber, welches ihn beynahe an den Rand des Grabes brachte; seine Jugend rettete ihn zwar, allein sein Verstand schien gelitten zu haben, man glaubte daher, das einzige Mittel, ihn wieder herzustellen, sey, Entfernung von allen Gegenständen, welche ihm das Vergangne ins Gedächtniß zurück rufen könnten; er wurde deswegen überredet, auf Reisen zu gehn. Seit zehn Jahren habe ich ihn also nicht eher als gestern wieder gesehn.

Der Bote kam unterdessen zurück, und brachte mir folgende Antwort:

„Nachdem ich die zärtlichsten Bande der Liebe, Freund„schaft und sogar der Ehre zerrissen habe, kannst Du glau„ben, daß Crawford noch ihre Freuden zu fühlen fähig sey? „Moreton, störe mich nicht; zwinge mich nicht, den einzi„gen Ort zu fliehn, wo ich noch einige Ruhe genieſſe; die „Natur würde endlich zu schwach in mir werden. Ich fühle, „daß der Gram mich bald überwältigt, deswegen wunschte „ich eine Art von Stille in meiner Seele zu erlangen, um „die letzte fürchterliche Stunde gehörig erwarten zu können. „Wenn ich noch irgend einiger Freude fähig wäre, so würde „Deine Gegenwart sie erregen. Der Ueberbringer wird „Dich zu Wilson führen, und dieser Dir mehr von meiner „unglücklichen Geschichte sagen, als Du vielleicht jetzt weißt. „Lebe recht wohl! — ich beschwöre Dich, unterbrich die „Ruhe des Sterbenden nicht. — Der Himmel nehme Dich „in seinen heiligen Schutz. Lebe wohl auf ewig.“

Crawford.

Gütiger Gott! rief ich aus, Wilson ist auch hier! Ich schickte sogleich nach ihm, und noch selbigen Abend kam er. Es gieng einige Zeit hin, ehe die Freude uns zum Sprechen kommen ließ; endlich sagte mein Freund, wie sehr werden diese süssen Empfindungen durch das Andenken an das traurige Schicksal des armen Crawford's verbittert! — doch ich will Dir den Erfolg der Begebenheiten, wovon Du vermöge Deiner langen Abwesenheit nichts gehört hast, mittheilen.

Eine

Eine Hochzeit bleibt auf dem Lande, besonders wenn die Partheyen Leute von Stande sind, nicht lange ein Geheimniß. Constantia hörte die Geschichte bald; im Anfange betrachtete sie es als ein Gerücht, das der Neid ausgesprengt habe, allein sie erfuhr nur zu bald für ihre Ruhe die Wahrheit. Verachtung und Stolz verbannte zuerst jede andre Empfindung, doch nicht lange darnach nahmen zärtlichere Gefühle ihre Stelle ein. Crawford zu vergessen war ihr unmöglich. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sein Andenken bey sich auszulöschen, so ergab sie sich dem Nachdenken und einem stillen Kummer. Sie ward ernsthaft und traurig, diesem folgte bald Schwermuth, endlich konnte die Vernunft der Härte ihres Schicksals nicht länger widerstehn. Eines Abends betrog sie die Wachsamkeit ihrer Aufseher, stürzte sich in einen Canal des Gartens, und war schon todt, ehe einige Hülfe herzu kommen konnte.

Ein Vater konnte keine heftigere Neigung für seinen Sohn haben, als der Graf von Winstone für Crawford, allein er konnte nie Widerspruch vertragen. Er war an Carls Unglück Schuld. Als er das Elend sahe, welches sein eigenmächtiges Verfahren verursacht hatte, und die Gefahr, seinen Neffen zu verliehren, so fühlte er die Bitterkeit der Reue so lebhaft, daß er sogar Versuche gegen sein Leben machte. Sein schwächliches Alter konnte diesen Streit der Leidenschaften nicht lange ertragen, und kurz nach Carls Abreise starb er an einem Fieber.

Crawford ist seit einigen Monaten zurück gekommen; ich entdeckte seinen hiesigen Aufenthalt, und ob ich gleich erfuhr,

fuhr, daß er jede Gesellschaft sorgfältig vermied, so wagte ich dennoch verschiedne Versuche, mit ihm zu sprechen, die aber alle bis jetzt vergebens gewesen sind. Kurz, Moreton, ich habe keine Hofnung mehr, wir müßten denn bey Carln die alten Gefühle für die Freundschaft wieder erwecken können; die Art, wie wir uns dabey verhalten, muß geschwind beschlossen und ausgeführt werden; heut ist es zu spät, allein morgen sehr früh wollen wir einander unsre Gedanken mittheilen, und nachdem wir einig geworden, den Vorsatz vollziehn. Am andern Morgen, als wir uns eben damit beschäftigten, sahen wir einen Mann nach dem Hause zueilen; es war ein Bote von Crawford, der sogleich mit mir zu sprechen verlangte, wir eilten so viel wir konnten, diesem so erwünschten Rufe gemäß nach seiner Wohnung. Allein dieser Strahl von Hofnung war nur kurz; bey unsrer Ankunft fanden wir alles in größter Verwirrung. Carl saß auf dem Bette, und wurde von zwey fremden Männern unterstützt. Grosser Gott! welcher Gedanke entstand in meiner Seele! Ich erstarrte für Furcht, er möchte Hand an sich selbst gelegt haben. Als wir herein traten, redete uns Carl mit vieler Fassung an: „Moreton, kannst Du Deinem Freunde vergeben? Wilson, „kannst Du meinen Weigerungen auf Deine zärtlichen Bitten „und Bemühungen verzeihen? Kurz ist noch die Frist mei„nes Lebens — — ihr scheint voll Mistrauen zu seyn — „— obgleich mich das Schicksal ausgesucht hat, an mir seine „größte Tücke zu zeigen, so hat dennoch die Religion mich noch „für jeder Gewaltthätigkeit gegen mich selbst geschützt. Ich „wolte nicht vor der Zeit, unbereitet und ungerufen an dem „Orte der Ruhe erscheinen; die Natur erstarrte für den Ge-

„danken,

„danken, und die Vernunft entsetzte sich bey dieser Idee. „Allein, was Natur und Vernunft mir widerriethen, hat die „gütige Vorsehung durch ein ander Mittel ausgeführt. In„dem ich diesen Morgen spatzieren gieng, begegnete ich einem „Hirsche, der heftig von den Hunden verfolgt ward; ich konnte „ihm nicht ausweichen, er grif mich wüthend an, und wäre „man mir nicht zu Hülfe gekommen, so würden wenig Augen„blicke meinem Elende ein Ende gemacht haben. Diesen „ehrlichen Leuten bin ich meine Rettung schuldig, einer von „ihnen ist nach einem Chirurgus gegangen. Bey dieser Ge„legenheit die Hülfe der Kunst nicht annehmen, würde Selbst„mord seyn. Ich habe nach euch geschickt, um eure Verge„bung zu erhalten — den letzten Abschied von euch zu neh„men, und vor meinem Ende noch einmal jene zärtlichen „Bande zu erneuern, welche die Härte des Schicksals so grau„sam getrennt hat. Zu jedem andern Gedanken, als den „an Constantien, unfähig, konnte ich aus dem Schlummer, in „dem ich war, nicht erwachen. Ich rief Philosophie, diesen „Balsam einer unruhigen Seele, zu Hülfe, — allein sie konnte „mir Constantien nicht wiedergeben! — sie konnte den wieder „belebenden Funken nicht anzünden, der ihre liebenswürdige „Gestalt ins Leben zurück gerufen hätte! O! meine Freunde! „wie sehr versüßten ehedem die Freuden unsere Verbindung, „jede kleine Sorge des Lebens! Gewiß waren wir damals „glücklich! und wir würden es noch bis auf den gegenwärtigen „Augenblick seyn, wenn es keinen Ehrgeiz gäbe; Ehrgeiz war „Crawford's Unglück, — nicht der seinige, sondern seines Vet„ters! In einem Anfalle von Unsinn gab ich seinen Wün„schen nach! — ich Unglücklicher! ich opferte Constantien

„auf! Theurer, beleidigter Geist, blicke vom seligen Aufent-
„halte Deiner Ruhe herab, und siehe Deinen sterbenden, reui-
„gen Crawford!

Der Chirurgus, welcher unterdessen angekommen war, untersuchte nunmehr die Wunden; es war nicht nöthig, ihn um seine Meynung zu fragen, seine Blicke verriethen sie. „Sir sagte, Carl; ich sehe das bestätigt, was ich mir ver-
„muthete, Sie können das Blut nicht stillen.“ — „Ich will
„thun, Sir, was ich kann, aber ich gestehe, mit wenig Hof-
„nung.“ Crawford richtete sich ein wenig auf, und erwar-tete den Tod mit vieler Gelassenheit. „Wäre dieser Zufall
„nicht dazwischen gekommen, so würde ein langsamer Tod
„mein Unglück geendigt haben; allein der grosse Urheber aller
„Dinge streckt nun die Hand seiner Gnade nach mir aus,
„indem er einem Leben ein Ende macht, welches mir unerträg-
„lich worden war.“ — Er ward ohnmächtig, indem er dies sagte, allein nachdem er sich erholt hatte, fuhr er fort: „Da
„ich beständig mein Ende erwartete, so habe ich die nöthigen
„Anstalten wegen meiner Angelegenheiten getroffen; Du,
„Wilson, bist der Vollzieher meines Testaments, hätte ich ge-
„wußt, daß Du hier wärst, Moreton, so hättest Du diese
„Beschwerde mit ihm theilen sollen. Ob ich Dir gleich bey
„unserer unvermutheten Zusammenkunft unfreundlich begegnet
„bin, Moreton — so bitte ich Dich dennoch — um Ver-
„gebung“ — hier unterbrach ihn eine zweyte Ohnmacht, von welcher er sich nur mit Mühe erholte; er machte ver-schiedne vergebne Versuche zu sprechen; alles, was er noch sagen konnte, war: „Legt mich, wenn es möglich ist,

„zu

„zu Constantien; — lebt wohl — — lebt wohl,“ und starb.

Wir giengen von den schmeichelhaften Hofnungen, die wir uns von unserm entworfenen Plane gemacht hatten, zu der tiefsten Traurigkeit über. Sein Wille ward pünktlich vollzogen; das Vermögen, welches ihm Emilie zugebracht, hatte er nie annehmen wollen, und was ihm Lord Winstone hinterlassen, vermachte er der einzigen Schwester Constantiens, mir und Wilson aber jedem ein kleines Andenken. In seinem Testamente hatte er verordnet, daß auf seinen Sarg folgende Inschrift gesetzt werden solte:

Was ist der Mensch, wenn Standhaftigkeit ihn verläßt?

Carl Crawford.

Es geschah, und er ward neben Constantien begraben.

W — rf.

VII.

Auszug eines Schreibens des Grafen von Tressan über die merkwürdige Familie der Fleuriots in Lothringen.

„Ein sehr geräumiges Thal durch verschiedene Hohlwege „gebildet, das man anderthalb Lieues von Plombieres nach

„der Franche Comte zu antrift, zeigt einen reizenden Anblick.
„Man ſieht hier eine unermüdete Cultur durch Induſtrie ge-
„leitet. Eine einzige Familie in vier oder fünf Wohnungen
„vertheilt, in den nämlichen Grundſätzen erzogen, deren Ober-
„haupt der älteſte und aufgeklärteſte unter ihnen iſt, beſchäf-
„tigt ſich ohn Unterlaß mit dem öffentlichen Wohl, mit der
„Erziehung ihrer Kinder, mit Unterſtützung der Unglücklichen
„und mit dem Ackerbau. Dieſe Familie, deren Namen Fleu-
„riot iſt, iſt noch bekannter unter dem Namen Valdajou,
„da der Strich Landes und die Hütten, die ſie bewohnt,
„Valdajou genennt werden. Die Häupter dieſer Familie
„haben ſeit ſehr langer Zeit denjenigen Theil der Chirurgie
„ausgeübt, deſſen Gegenſtand iſt Fracturen und Knochenſchä-
„den zu heilen. Der beſtändig gute Erfolg ihrer Kuren hat
„ihnen den Ruf der Geſchicklichkeit erworben; durch ihre
„groſſe Frömmigkeit und ihre unbegränzte Wohlthätigkeit aber
„haben ſie noch gerechter den Ruf tugendhafter Menſchen er-
„langt. Eine ganz eigne Beſcheidenheit, eine wahrhaft brü-
„derliche Zärtlichkeit, regiert in dieſer glücklichen Familie, die
„jetzt ziemlich zahlreich, und nicht ſo nahe untereinander ver-
„wandt iſt, daß ſie noch nöthig hätten, mit Fremden Hey-
„rathsverbindungen zu treffen.“

„Der vormalige Herzog Leopold, der von den fortdau-
„ernden Tugenden der Fleuriots gerührt war, und erkannte,
„daß ſie in allen ihren Handlungen die Bürgerkrone verdient
„hatten, ja daß ſie beſtändig den Adel ihrer Seele durch ihre
„Wohlthaten und Uneigennützigkeit bewieſen, wolte ſie adeln.
„Die Familien verſammleten ſich, und ihre Häupter dankten

„einmü-

„einmüthig ihrem Souverain für seine wohlmeynende Gnade,
„die sie nicht annehmen könnten. . . . . Unsre Kinder,
„sagten sie in ihrer so weisen als ehrfurchtsvollen Antwort,
„unsre Kinder werden vielleicht nicht wie wir denken. Von
„ihrem Adel trunken, werden sie sich dem Dienst der Armen
„entziehn; sie werden es verächtlich finden, unser Erbtheil
„zu cultiviren; der Segen Gottes wird sich dann nicht
„mehr über ihre Arbeiten verbreiten; sie werden sich verun-
„einigen, und werden aufhören glücklich zu seyn. Sie schlu-
„gen daher die Adelbriefe aus, die man ihnen anbot, allein
„der Adel ihrer Seele ist nie ausgeartet. Die fast wunder-
„baren Kuren der Fleuriots haben oft den Neid und die Eifer-
„sucht ihrer Nachbarn erregt. Das erstemal als ich nach
„Plombieres kam, erkundigte ich mich genau nach dieser Fa-
„milie. Ich commandirte damals in diesem Theil von Loth-
„ringen, es war mir daher leicht, die nähern Umstände zu
„erfahren, die ich zu wissen wünschte. Einige sprachen von
„den Fleuriots mit so viel Liebe als Bewunderung. Eine
„sehr kleine Anzahl von Personen aber, die ich für die aufge-
„klärtesten hielt, wolte über die Art, womit die Fleuriots
„bey ihren Operationen verfuhren, einen Firniß von Aberglau-
„ben und Dummheit verbreiten. Ich glaubte indessen die
„Wahrheit aus den Berichten schliessen zu können, die ihnen
„am günstigsten waren, und machte mir daher eine Ehre und
„eine Pflicht daraus, selbst die Thatsachen zu untersuchen, um
„mir das Recht zu erwerben, sie bekannt machen zu können.
„Da ich von meiner Jugend an die Anatomie studirt hatte,
„so war ich im Stande, die wahre Wissenschaft von der Gau-
„keley zu unterscheiden.“

„Ich begab mich nach Valdajou, ohne meine Ankunft „vorher wiſſen zu laſſen. Ein ſimpler Rock war meine Klei„dung, und ein einzlger Bedienter folgte mlr. Sie glaubten „bloß einen Fremden zu ſehen, der durch Zufall in ihre „Wohngegend gekommen war. Alles erbaute mich, alles „rührte mich, als ich in eins ihrer erſten Häuſer eintrat. „Ich überhebe mlch ungern des Vergnügens,, die Reinlich„keit und Ordnung zu beſchreiben, die hier regierten, und die „Freundlichkeit derer, die es bewohnten. Ich erkannte hier „alle Züge, die ſimpelſten und rührendſten der wahren Gaſt„freyheit. Meine Abſicht war, den Grad des Unterrichts „kennen zu lernen, zu dem die geſchlckteſten unter ihnen in „einer Kunſt gekommen waren, die ſich auf eine wirkliche „Wiſſenſchaft gründete. Nachdem ich Erfriſchungen genoſſen, „und alles ſowohl zur ländlichen Oeconomie als zum innern „Hausweſen Gehörige bewundert hatte, ſo fragte ich, ob ſie „Bücher hätten. Sie antworteten, daß ihre Bücher alle „in einem wenlg entfernten Hauſe aufbewahrt würden, das „einer von den alten Häuptern der Familie bewohnte. Ich „wurde dahin geführt, und daſelbſt von einem ehrwürdi„gen Greiſe empfangen, der unter einem bäuriſchen Anſehn „mir ſanftmüthige und höfliche Sitten zeigte. Es war mir „leicht, mit ihm ein Geſpräch anzufangen. Ich fragte ihn, „welche Grundſätze ſeiner Kunſt er ſtudirt hätte. Er ant„wortete: Gute Bücher, die Natur und die Erfahrung ſind „die einzigen Lehrer meiner Väter geweſen; ich habe keine „andre gehabt, und dieſe Ueberlieferung werden auch meine „Kinder bekommen. Er öfnete ſodann ein groſſes ſimpel „verziertes Cabinet, das jedoch ſeinem Inhalt nach von groſ-

„ſem

„sem Werth war. Ich fand hier die besten bekannten Bü-
„cher der Chirurgie, sowohl alte als neuere; ich fand männ-
„liche und weibliche Skelette von vier oder fünf verschiedenen
„Altern, desgleichen auseinander genommene Skelette, deren
„Stücke durch eine geschickte Hand wieder zusammen gesetzt
„werden konnten; ich fand künstlich verfertigte Gliederpup-
„pen, die eine complette Myologie ankündigten.“

„Hier, sagte er, bilden wir uns in der nützlichen Wis-
„senschaft, unsern Brüdern Beystand zu leisten; zu gleicher
„Zeit lehren wir unsern Kindern lesen, wobey wir auf ihre
„Reden aufmerksam sind. Diejenigen, die zur Chirurgie An-
„lage haben, kennen diese Knochen und Muskeln noch vor
„dem zehnten Jahre; sie wissen sie auseinander zu nehmen,
„und jedem Stück sodann wieder seine Stelle zu geben. Hier
„sehen Sie einen grossen Schrank, wo alle Arten von Ban-
„dagen und Zusammenfügungen mit Nummern bezeichnet
„sind, und ihr Gebrauch beschrieben wird. Wir lehren sie
„bey Zeiten die Ausübung mit der Theorie zu verbinden.
„Die mehresten Ziegen, die Sie hier sehen, selbst unsre Hun-
„de, sind oft die Opfer davon. Die Art von Grausamkeit,
„die wir an diesen Thieren begehn, löscht den geringsten Fun-
„ken davon in den Herzen unsrer Kinder aus, die wir viel-
„mehr anreizen, bey ihrem Leiden empfindlich zu werden und
„es abzuhelfen, bis sie endlich lernen sie zu heilen. Dies
„sind alle die Lehren, die ich bekommen habe, und die wir
„unsern Kindern geben, und so kommt der Segen Gottes
„über unsre Bemühungen.“

Ehrfurcht und Rührung, die ich bey die-
sen Worten empfand, nicht ausdrücken. Ich umarmte diesen
ehrwürdigen Greis, gab mich ihm zu erkennen, und bat
ihn, mir zu sagen, worin ich ihm oder jemanden von seiner
Familie nützlich seyn könnte. Er streckte darauf die Hand
aus, und zeigte auf die Wohngebäude, die Felder und Gär-
ten, die sie umgaben, und sagte: Was Sie hier sehen, ist
unsre Bedürfnisse hinreichend; die Vorsehung hat
unsern Arbeiten gesegnet, ja wir haben noch so viel, den Un-
glücklichen beyzustehn. Alles, was man uns über unsre
Nothwendigkeiten anbiethen könnte, würde uns über-
flüssig, vielleicht selbst schädlich seyn, da es die Habsucht bey
unsern Kindern veranlassen könnte. Aber, mein Herr,
fügte er hinzu, Sie sind so glücklich, ein vornehmer Staats-
bedienter des Stanislaus, unsers lieben erhabenen Sou-
verains zu seyn, würdigen Sie doch ihm zu sagen, daß alle
unsre Familien ihre Wünsche zum Himmel für die Erhaltung
seiner kostbaren Tage schicken, und daß die Fleuriots nicht
aufhören werden zu arbeiten, das Elend der Unglücklichen
zu erleichtern, damit sie verdienen, unter die Zahl der be-
sten Unterthanen des wohlthätigsten Souverains gerechnet
zu werden.“

L.

Weissenfels,
gedruckt bey Caspar Simon Ifens sel. Erben.

Die akademische Buchhandlung in Strasburg hat den Verlag des Magazins für Frauenzimmer an sich gekauft, und wird dasselbe auf folgende Weise fortsetzen lassen. Die noch fehlenden Stücke des jetzigen Jahrganges werden so schleunig als möglich nachgeliefert. Mit dem Anfange des Jahres 1786 wird im Anfange eines jeden Monats das für diesen Monat bestimmte Stück erscheinen. Herr Professor Seybold in Buchsweiler, welcher sich durch die Herausgabe des Magazins bereits so vielen Beyfall erworben hat, wird fortfahren dieser Schrift allen möglichen Reiz und Vollkommenheit zu geben. Die illuminirten Kleidertrachten werden künftig mit schicklichern Kupfern, von den besten Meistern gestochen, vertauscht werden. Ueberdieses wird sich das Magazin durch folgende Veranstaltung aufs neue empfehlen. Eine Gesellschaft von Künstlern in Paris giebt mit dem Anfange des Dezembers dieses Jahres

ein

ein Cabinet des modes heraus, welches alle vierzehn Tage erscheint und alles enthalten soll, was die Mode sowohl im Kopfputz und Kleidungsstücken, als in Mobilien, Dekorationen, Gebäuden, Wagen, Gold und Silbergeschirr, Juwelen, und überhaupt in allem was ihr unterworfen ist, neues hervorbringt. Ausgemalte Zeichnungen werden die Gegenstände nach der Natur vorstellen, und die Beschreibung beleben. Zu grösserer Bequemlichkeit werden allemal die Erfinder neuer Moden, und die Personen, welche sie verfertigen, angezeigt. Dieses Cabinet des modes soll mit dem Magazin für Frauenzimmer vereiniget werden. Die zwei Hefte, welche von dem Kabinet im Dezember 1785 erscheinen, werden im Januar 1786 des Magazins enthalten seyn. Durch diese Einrichtung wird das Magazin für Frauenzimmer, für die Damen in Deutschland ein sehr interessantes Werk werden. Man kann darauf in allen Buchhandlungen Deutschlands, oder bei der akademischen Buchhandlung in Strasburg, oder bei ihren Kommißionairen G. J. Göschen in Leipzig, Bestellung machen. Der ganze Jahrgang wird 6 Rthlr. kosten, und die Herren Buchhändler geniessen davon einen hinlänglichen Rabatt. Wer

das

das Cabinet des modes im Original verlangt, der kann darauf 7 Rthlr. sächß. für den Jahrgang bei der akademischen Buchhandlung oder ihren obengenannten Kommißionair pränumeriren und der sorgfältigsten Bedienung versichert sein. Zugleich macht die akademische Buchhandlung bekannt, daß sie die Jahrgänge 1782. 83. 84. des Magazins für Frauenzimmer, um den Ankauf zu erleichtern, für 6 Rthlr. 8 Gr. sächß. gegen baare Zahlung bis zur leipziger Ostermesse 1786. geben will. Einzelne Stücke kosten bis dahin 8 Gr. und einzelne Jahrgänge 2 Rthlr. 16 Gr. Durch die Nähe der Oerter Strasburg und Paris, und durch die schnelle Betreibung der Geschäfte dieser beiden Städte, wird der Verleger dieses Magazins in den Stand gesezt, sowohl in Ansehung des Reizes der Neuheit, als auch der Schönheit der Kupferstiche allen Unternehmungen von derselben Art den Rang abzugewinnen.

In eben diesem Verlage erscheint nächstens der sechste Band der vollständigen Sammlung aller Toleranz- und Reformationsschriften, der Preis für die Pränumeranten, ist 48 Kreuzer oder 12 Groschen. Von den vorigen Bänden sind nur

noch

noch wenig Exemplare vorräthig, die nicht anders als zu 1 Fl. erlassen werden. Man kann diesen sechsten Band so wie die beiden folgenden Theile auch unter dem besondern Titel: Sammlung aller bischöflichen Hirtenbriefe, welche bei Gelegenheit der Edikte des Kaisers in geistlichen Sachen herausgekommen sind, erhalten, weil diese Bände ein Ganzes ausmachen, das unter der Aufsicht eines berühmten österreichischen Kirchenlehrers zusammengetragen wird. — Alle 3 Theile hoffet man bis zur nächsten Leipziger Michaelismesse 1786 zu liefern.

Nachdem vorstehendes Avertissement schon abgedruckt war, läuft folgendes zur Bekanntmachung ein: Die akademische Buchhandlung in Strasburg hat ihren Entschluß, das Cabinet des Modes mit dem Magazin für Frauenzimmer zu vereinigen, aufgegeben, weil sie überzeugt ist, daß das Unternehmen des Herrn Legationsrath Bertuch und des Herrn Rath Kraus in Weimar, welches viele Aehnlichkeit mit dem Cabinet des Modes hat, für Deutschland sehr interessant werden wird. Sie wird dagegen andere Gegenstände für das Magazin für Frauenzimmer wählen, die nicht minder interessant seyn sollen, und nunmehro den Preis des Jahrgangs bis auf 4 Rthlr. heruntersetzen.

Journal der Moden.

Noch nie rungen die Kräfte der Schriftsteller einer Nation mehr miteinander, und noch nie waren alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes in Künsten und Wissenschaften lebhafter beschäftiget, als seit den letzten paar Jahren unter uns in Deutschland; ein Phänomen, das unstreitig der steigende Luxus in jeder Art des Lebens und des Genusses hervorbrachte. Es ist daher auffallend, daß bey all dieser rastlosen Geschäftigkeit unserer gelehrten und ungelehrten Fabricanten, die beynahe kein halbfertiges Material — denn für den rohen Produkten scheuet sich meist ihre zu eilfertige Industrie — mehr fertig zu machen, und als Waare zu Markte zu bringen findet, keiner auf den Gedanken kam, das ungeheuer weite Feld des Luxus und der Moden zu bearbeiten; ein Fach, das ihn sicher nie ohne Stof, so gut oder so schlecht er ihn auch hätte verarbeiten können, würde gelassen haben.

Wir bekennen es gern, daß uns diese Miopie unserer rüstigen Buchmacher ganz angenehm war, indem wir schon seit ein paar Jahren den Wunsch hegten, mit gesammelter und vereinter Kraft mehrerer Gelehrten dies Feld selbst bearbeiten, und über die so mannichfaltigen Wirkungen dieses mächtigen Hebels der menschlichen Industrie etwas Gutes liefern zu können. In der That charakterisirt sich eine Nation durch nichts auffallender und deutlicher, als durch die Art des Luxus, den sie treibt, und den Geist ihrer Moden; und eine treue Geschichte der Moden nur einiger der wichtigsten Völker von ein paar hundert Jahren her würde gewiß ein höchst interessanter Beytrag zu einer künftigen philosophischen Geschichte des menschlichen Geistes seyn.

Wir fühlten die ganze Schwierigkeit und den Umfang unsers Unternehmens; sammleten aber indessen Materialien zu unserm Werke, sprachen und verbunden uns hierüber mit mehreren Männern, und sogar einigen Damen von Geschmack und ausgebreiteten Kenntnissen, die uns aufmunterten und ihre Unterstützung versprachen; würden aber schwerlich noch unter einem Jahr unsere Versuche geliefert haben, wenn nicht ein eben in Paris, unter dem Titel: Le Cabinet des Modes angekündigtes neues Journal, das mit Ende dieses Jahres erscheinen, und dort 21 Livres kosten soll, uns, wider unsern Willen, eher

hervor

hervor zu treten, und unsere früheren Rechte zu behaupten, nöthigte. Männer, deren Namen dem Publico längst ehrenwerth waren, die um unser Vorhaben wußten, und die wir alle nennen könnten, werden uns dies bezeugen. Indessen, hoffen wir, soll das Publicum durch diesen Zufall eher gewinnen als verlieren.

Unsere Arbeit **über Luxus und Moden** zerfällt ganz natürlich in **drey verschiedene Werke**, nemlich in

1.) Das **Journal der Moden.**

2.) Den **Modenkalender.**

3.) Die **Annalen des Luxus und der Mode.**

Die periodische Erscheinung sowohl als der Titel eines jeden dieser drey Werke ist nichts weniger als willkührlich, sondern steht im genauesten Verhältnisse mit seinem Inhalte. So ist nach unserm Plane

1.) Das **Journal der Moden**, welches monatlich erscheint, nur **fliegendes Blatt**, und liefert immer schnell und kurz, doch unterrichtend, nur die Neuigkeit des Tages; als worin sehr oft der ganze Werth einer Mode, der Tochter des Geists Capriccio, besteht;

2.) Der **Modenkalender**, welcher in der Michaelmesse 1786 erscheint, und nach einem neuen Plane beardeitet wird, soll hoffentlich durch seinen interessanten Inhalt und geschmackvolle Verzierung kein unangenehmes Geschenk für unsere Damen und Herren werden, doch behalten wir uns vor davon, so wie

3.) von den **Annalen des Luxus und der Mode**, die erst in der Ostermesse 1787 erscheinen, und alles, was Luxus und Mode der alten und neueren Zeiten betrift, umfassen werden, zu seiner Zeit das Nähere anzuzeigen; um unsere Leser nicht zu verwirren.

Wir kündigen also hierdurch vorerst das

Journal der Moden

an, welches mit Anfange des Jahres 1786 beginnet. Zu Ende jedes Monats erscheint davon ein Stück in Großoctav, auf schönem weissen Schreidepapier, mit drey Kupfern auf starken holländischen Papier, sauber illuminirt oder schwarz, nach Bedürfniß

dürfniß der Gegenstände, und in einen Umschlag geheftet. Es liefert blos Nachricht, genaue Beschreibung, Farbe und Zeichnung, (letztere, wo es nöthig, z. E. bey Meubles, sogar mit beygefügtem Maasstabe) von **jeder neuen Mode** und **Erfindung**, so wie sie in **Frankreich, England, Deutschland** und **Italien** erscheint, in **welchem Zweige von Luxus es auch sey.**

Die Gegenstände des Journals sind daher 1.) weibliche und männliche Kleidung; 2.) Putz; 3.) Nippes; 4.) Schmuck; 5.) Ammeublement; 6.) alle Arten von Tisch- und Trinkgeschirr; 7.) Equipage, sowohl Wagen als Pferdezeug, und Livreen; 8.) Häuser- und Zimmereinrichtung und Verzierung; 9.) Gärten und Landhäuser. Das Journal kann zwar über alle diese Gegenstände nicht sehr weitläuftig seyn; soll aber doch, wo es irgend möglich, von jeder der Moden, die es anzeigt, ihrer Nützlichkeit, Schädlichkeit oder Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit, ihrer Erfindung und Einführung, eine raisonnirende Nachricht liefern.

In Ansehung der französischen Moden wird ausser den Berichten unserer eigenen Correspondenten das Beste und Interessanteste, was das obgedachte pariser **Cabinet des Modes**, wenn es noch zu Stande kommt, liefert, unserm Journale einverleibt; so daß unsere Leser dasselbe völlig entbehren können.

Jedem Monatsstücke wird ein besonderes **Intelligenzblatt** angehängt, das jedem **Künstler**, und jeder **Modewaarenfabrik**, oder **Handlung**, zu **Bekanntmachung ihrer Neuigkeiten**, gegen die billigsten Inseratgebühren, offen steht. Wir hoffen dadurch, und daß wir vorzüglich immer die neuesten lyoner und pariser Modeartikel anzeigen werden, vielen in- und ausländischen Fabriken und Handelshäusern keinen unwichtigen Dienst zu leisten. Alles, was uns in dieser Absicht eingesandt wird, erbitten wir uns unter Addresse:

An die Herausgeber des Journals der Moden
in Weimar

ganz franco, ausserdem es nicht aufgenommen werden kann, und zwar erbrochen wird, aber mit unserm Expeditionssiegel versiegelt wieder zurückläuft.

Das

Das Journal kostet jährlich 4 Rthlr. in Golde, den alten Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, und wird dafür in allen Buchhandlungen und auf allen löbl. Postämtern zu haben seyn, an die man sich deshalb wenden kann. Für jene besorge die Ettingerische Buchhandlung zu Gotha, und für letztere das hiesige löbl. k. Reichspostamt, so wie auch unsere Expedition die Hauptexpedition. Wir ersuchen daher jeden Liebhaber, sich mit seiner Bestellung des Journals an sein Postamt oder die ihm nächste Buchhandlung zu wenden. Diesen werden von uns so billige Bedingungen accordirt; daß hoffentlich in ganz Deutschland unser Journal nicht mehr als 4 Rthlr. kosten soll. Jeder Interessent zahlt beym Empfange des ersten Stücks sein Abonnement aufs laufende Jahr, und die löbl. Postämter und Buchhandlungen schicken den Betrag ihrer Exemplare noch vor Ablauf der ersten drey Monate an die Behörde ein. Wer nicht einsendet, dem wird der 4te Monat nicht eher abgeschickt, als bis die Zahlung richtig eingegangen ist. Man verzeihe uns gütigst diese scheinbare Strenge, die im Grunde blos die nöthige Ordnung und Zufriedenheit unserer Leser zum Zwecke hat. Wir accordiren einem jeden, der sich gütigst für unser Journal verwenden, und für zehn Exemplare Liebhaber sammeln, und sie uns anzeigen will, so daß wir sie seinem Postamte zur Spedition übergeben können, für seine Bemühung ein Freyexemplar. Eben so werden uns Beyträge und Nachrichten aus dem Reiche des Geschmacks und der Moden, womit man uns gütigst beehren will, zu ausserordentlicher Dankbarkeit verbinden.

Uebrigens kann man sich zu jeder Zeit im Jahre auf das Journal der Moden abonniren, nur macht man sich immer dabey auf das ganze laufende Jahr verbindlich, weil man ausserdem ein defectes Werk erhielte. Wir bitten schließlich noch alle Leser ergebenst, ihre Bestellungen so schleunig als möglich zu machen, weil das erste Stück schon zu Ende des nächsten Jänners erscheint. Weimar, den 12. Nov. 1785.

F. J. Bertuch,
H. S. W. Legationsrath.

G. M. Kraus,
H. S. W. Rath und Director der fürstl. freyen Zeichenschule.

Da das in meinem Verlag herausgekommene, vom Herrn D. Ackermann übersetzte Werk: S. A. D. Tissots Abhandlung von den Nerven und deren Krankheiten ꝛc. schändlicher Weise nachgedruckt worden, so mache dies zuförderst dem Publico bekannt, damit dieser unsaubere und fehlerhafte Nachdruck nicht für die ächte Ausgabe gehalten werden möge, und offerire zugleich die eigentliche ächte Ausgabe (bestehend in drey Bänden, jeder Band in zwey Theilen) von Dato an bis Ende künftiger Jubilatemesse 1786 um die Hälfte des zeitherigen Preises, also dies ganze Werk à 2 Reichsthaler zu verlassen, da es zeithero 4 Reichsthaler gekostet.

Leipzig, den 30. Nov. 1785.

Fr. G. Jacobäer.

In meinem Verlage sind folgende neue Bücher in diesem Jahre herausgekommen:

Joh. Sennebier's physikalisch-chemische Abhandlungen über den Einfluß des Sonnenlichts auf alle drey Naturreiche, und insonderheit auf das Pflanzenreich, aus dem Französ. mit 2 Kupfern, 4 Theile. gr. 8. 2 thlr. 12 gr.

Mackintosh's Reisen durch Europa, Asien und Afrika, worinnen die Charaktere, Gebräuche, Sitten und Gesetze der Bewohner dieser Länder, nebst denen darinnen vorhandenen Natur- und Kunstprodukten beschrieben werden. Aus dem Engl. 2 Bände. gr. 8. 2 thlr. 12 gr.

Spielwerk des Glücks, in der Geschichte des Joseph Houdry, von G. L. Hempel. 2 Th. 8. 1 thlr. 12 gr.

Der

Der Heyrathskontrast. Ein Buch für Verlobte. 2 Theile. 8. 21. gr.

Der Kammeralist, abgefaßt von einem Opfer des Patriotismus. 8. 12 gr.

Neues Magazin für Aerzte, von D. Baldinger. 7ter Band. 1 thlr. 18 gr.

Neue Morgen- und Abendandachten auf alle Tage im Jahre. 2 Bände. gr. 8. 2 thlr. 12 gr.

Das Sonntagsblatt, eine Erbäuungsschrift. 2 Theile. gr. 8. 1 thlr.

Predigten für Kinder zur Beförderung der häuslichen Andacht. 8. 16 gr.

Sanders, Heinrich, Erbauungsbuch zur Beförderung der wahren Gottseligkeit. 3te Auflage. gr. 8. 16 gr.

Ebendesselben, über die Vorsehung. 3 Theile. 8. 1 thlr. 8 gr.

Nichts von Ohngefähr. 7ter, 8ter und letzter Th. 8. 12 gr.

(Hievon sind noch einige wenige complette Exemplaria sämtliche 8 Theile zu 2 thlr. 16 gr. zu haben)

Zur Bildung für die Welt u. das Leben in Palästen. 8. 10 gr.

Neue Miscellaneen. 20stes und letztes Stück. 8. 6 gr.

Tissots, S. A. D. medicinisches, praktisches Handbuch aus dessen sämtl. Werken herausgezogen von D. Held. 3 Bände. 8. 3 thlr. 12 gr.

Preu's, Fr. Lieder fürs Clavier. 2tes Heft. 4. 20 gr.

Tag's, Chr. Gotth. Lieder beym Clavier zu singen, nebst einer melodram. Scene. 2tes Heft. 4. 20 gr.

Auch wird mit Ausgang dieses Jahres die Presse verlassen:

Molina's Naturgeschichte von Chili, mit einer Karte. Aus dem Ital. gr. 8.

Fr. G. Jacobäer.

Litteratur der Volkskunde.

4ter Jahrgang des Band.
Nro. 9
Februar 1786

Literatur-Blatt.

4. Jahrgang. 1. Band.

Nr. 11. Januar 1910.

Inhalt.

I. [illegible] — [illegible] 81

II. [illegible] — [illegible] 81

III. [illegible] — [illegible] 82

IV. [illegible] — [illegible] 83

V. [illegible] — [illegible] 84

VI. [illegible] — [illegible] 85

VII. [illegible] — [illegible] 86

VIII. [illegible] — [illegible] 87

Litteratur und Völkerkunde.

II.

Februar. 1786.

I.

Das jetzige Zeitalter.

Deutschland. Ein Fragment.

Dieses Bruchstück ist aus einem periodischen Werk genommen, das ganz kürzlich erst in England unter dem Titel: Der politische Herold erschienen ist, und so wohl wegen der Neuheit der Bemerkungen, als der Richtigkeit der Urtheile und der angenehmen Schreibart viel Aufsehn erregt. Man wird vielleicht den deutschen Lesern gelegentlich noch mehr interessante Fragmente daraus liefern. Aus dem Gegenwärtigen wird man ersehn, wie man im Jahr 1785 in England unser Vaterland beurtheilt.

A. d. H.

Wenn wir vom russischen zum deutschen Reich übergehn, so finden wir hier ebenfals einen fortschreitenden Geist, so wohl in den freyen als mechanischen Künsten, der zwar nicht so wie in Rußland durch den Eifer der Neuheit belebt wird,

dagegen aber durch die Geduld und mühsame Industrie des Nationalcharacters unterstützt ist. Die deutschen Litteratoren sind jetzo die gelehrtesten Männer auf dem ganzen Erdboden. Es ist der Fall mit ganzen Nationen eben so wie mit einzelen Menschen, daß sie oft von einer Extremität zur andern übergehn. Nachdem die Wissenschaften wieder emporstiegen, so fanden sich unter diesem Volk viele Männer von Genie, die Zeit und Muse hatten gelehrte Nachforschungen zu unternehmen, und daher nichts thaten, als die Schätze des Alterthums zu untersuchen. Ihr Ehrgeiz war in alten Ruinen zu graben. Sie machten selbst keine Entdeckungen, suchten aber desto fleissiger die Entdeckungen anderer auf. Die mehr cultivirten Nationen im Gegentheil vernachlässigten lange Zeit die alte Litteratur nur zu sehr. Wir finden daher viele Gelehrte, die, mit den Theorien der alten Philosophen unbekant, Begriffe und Gegenstände als wundervolle Originale betrachteten, die nichts weniger als neu waren; man sahe Schriftsteller, die, weil sie uns alte Nachrichten lieferten, als tiefgelehrte Männer gepriesen wurden, als wenn die griechische und lateinische Sprache verlohren gegangen, und nicht für jedermann offen lägen, der sie Lust zu lernen hätte. Thatsachen, die mit andern Thatsachen verbunden zu sinnreichen und nützlichen Entdeckungen führen könnten, sind unbekannt. Bemerkungen und Winke, die unter den Händen cultivirter Menschen zum litterarischen Leitfaden dienen und den Weg zu neuen Nachforschungen bahnen müssen, werden vernachlässigt; und der edle Enthusiasmus für die Freiheit und die Rechte des menschlichen Geschlechts, den die alte Litteratur in Europa belebte, ist von den Gelehrten gegen Lobschriften auf die Ruhe vertauscht

tauscht worden, die nur in absoluten Monarchien zu finden ist.

Die Deutschen richten ihr Augenmerk auf die reichen Minen des Alterthums, zugleich aber auch auf die Entdeckungen der Neuern. Sie geben sich unendliche Mühe in ihrem Gedächtniß die Ideen andrer Menschen zu sammlen, ohne jedoch die angebohrne Kraft ihres eignen Geistes zu vernachläßigen. Deutschland sind wir so viele nützliche Entdeckungen schuldig, und bald wird die Welt eben dieser deutschen Nation, die Geduld im Nachforschen mit dem Entdeckungsmuthe vereinigt, noch weit grössere Verbindlichkeit haben.

In diesem Reiche, wo die Lage des Landes, die Menge der unabhängigen Regierungen und die Kriegsdisciplin sich vereinigen, Simplicität und Kraft im Nationalcharacter zu ernähren, finden wir noch die ehrwürdigen Ueberbleibsel der Festigkeit des Geistes und der Einfalt der Sitten, die von der meisterhaften Feder des Tacitus so vortreflich beschrieben werden. Der Handel verdirbt die Sitten und macht die Menschen weibisch. *) Allein der Handel ist in Deutschland noch

*) So sehr auch der ungedungene englische Lobredner der Deutschen wegen der Originalität des Einfalls bey seinen Behauptungen Nachsicht verdient, so muß diese doch nicht zu sehr auf Kosten der Wahrheit ausgedehnt werden. Waren die Tyrer, waren die Rhodier, waren die vom Cäsar bekriegten Einwohner von Marseille weibisch? Drey Völker, die ihre belagerten Städte mit einem Muth vertheidigten, der in der alten Geschichte ohne Beyspiel ist. Die Carthaginenser waren doch wohl nicht weibisch, so wenig wie

in seiner Kindheit. Derjenige Theil des Nationalgeistes und der Nationalthätigkeit, der nicht beschäftigt ist die Nothwendigkeiten des Lebens aus einem fruchtbaren Boden zu ziehn, und sie zu verarbeiten, widmet sich den Waffen, den Manufacturen zum inländischen Gebrauch und der Cultur der Künste und Wissenschaften.

Die Ursachen, welche die Deutschen zu einer kriegerischen Nation gebildet haben, sind: erstlich, die militärischen Lehen, die von den Oberhäuptern dieses Volks als Bestandtheile ihrer Fürstenthümer betrachtet wurden, und zweitens, die Theilung des Reichs in eine so grosse Anzahl abgesonderter Regierungen. Die Fürsten waren ehemals verbunden eine gewisse Truppenzahl zu unterhalten, um in den Kriegen zu dienen, die von dem höchsten Oberhaupt, dem Kayser, geführt wurden. Als der Geist des Lehnsystems nachließ, ja fast vernichtet wurde, und die Fürsten anfiengen dem Kayser ihre Ehrfurcht bloß durch

wie die Portugiesen, die im Zenith ihres Handels so viele Provinzen in Indien eroberten, und die Holländer da sie sich vom spanischen Joch befreyeten? Daß die Landsleute des Verfassers weibisch geworden sind, wäre wohl eine neue Entdeckung, die gewiß starke Beweise erfodert, um die Thatsachen der neuesten Geschichte dieser Insulaner zu widerlegen. — Man hat nicht rathsam gefunden mehrere Bemerkungen zu machen, obgleich fast jede Zeile dazu auffodert. Viele Behauptungen sind von der Art, daß sie jedem deutschen Leser auffallen müssen. Es ließe sich über diese wenige Seiten ein Buch, und zwar ein sehr interessantes schreiben.

A. d. H.

durch Worte und Ceremonien zu beweisen, so giengen diese kriegerischen Oberhäupter, deren Dienste zu den Bedingungen ihres Lehnrechts gehörten, als besoldete Heerführer zu fremden Armeen, und erschienen oft, so wie es auch noch jetzo geschieht, als Feinde im Felde gegen den Kayser. Die Liebe zum Gewinn wirkte stärker bey den deutschen Oberhäuptern, als die schwachen Ueberbleibsel von Ehrfurcht für die veralteten Ansprüche Seiner kayserlichen Majestät.

Die Menge der Regierungen in Deutschland verhindert die Einförmigkeit der Sitten, die in grossen Monarchien statt findet, und unterhält einen männlichen Nationalcharakter; ferner verursacht sie, daß in Deutschland mehr Truppen wie in einem Lande der Welt befindlich sind; denn Soldaten sind nöthig um den Pomp der obern Gewalt zu erhöhen, die innerliche Ordnung und Unterwürfigkeit zu erhalten, und auf die Bewegungen ehrgeiziger Nachbarn Acht zu haben.

Es ist indessen sehr zu bedauren, daß der grosse Haufen des Volks unter vielen deutschen Regierungen in einem Zustande lebt, der wenig besser wie Sklaverey ist; unter andern aber ist das Volk frey; in allen Staaten aber geniessen sie den Schutz der Gesetze, die wenigstens nicht zu Gunsten eines Menschen und zum Nachtheil eines andern verletzt werden. Im Ganzen genommen ist der Geist der deutschen Völkerschaften, nicht so wie bey den Unterthanen der asiatischen Despoten unterjocht; und die oben angeführten Umstände, die Stärke des Nationalcharakters, die Reinigkeit der Sitten, und das Licht der Wissenschaften, alles zusammen verbunden, dient zur Grundlage der höchsten (the most sanguine)

guine) Erwartungen, die wir von Deutschland aus haben müssen.

Zwey Fürsten, die unter sich die Wünsche und das Interesse des deutschen Reichs theilen, scheinen in der innern Staatsökonomie verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Grundsätze zu haben. Der Kayser ist von der Handelsbegierde angesteckt worden, die man als die Leidenschaft, oder vielleicht als die Thorheit und Grille des jetzigen Zeitalters betrachten kann; er arbeitet daher, neue Häfen zu eröfnen, die Monopolien von Handelsgesellschaften zu vernichten, die seiner Meinung nach den Manufakturen zu Fesseln dienen, und auf alle Art und Weise den Handelsgeist, und eine grössere Cultur überhaupt in seinen Staaten zu verbreiten. Diesem Zweck zufolge reißt er Klöster nieder und baut dafür Magazine; verringert die Anzahl der Mönche und Nonnen, und vermehrt dagegen seine Truppen und Matrosen. Solte er aber seinen Wünschen gemäß den Handel mit dem Luxus in seinen Staaten einführen, so wird vielleicht die Nachwelt, wenn sie sein Verfahren untersucht, Ursache haben zu behaupten, daß er an dem Untergang der österreichischen Grösse blindlings gearbeitet habe.

Der König von Preussen, dessen Maximen wahrscheinlich von seinem Nachfolger werden angenommen werden, anstatt die Sitten seines Volks durch die Einführung fremder Ueppigkeiten zu mildern, arbeitet vielmehr ihre alten männlichen Tugenden zu bewahren. Seine Unterthanen dadurch zu vermehren, daß er die Mittel zu ihrem Unterhalt vervielfältigt, ist die einfache aber weise Politic dieses so ausgezeichneten

Fürsten;

Fürsten; und zwar bemüht er sich diese Gegenstände durch solche Methoden zu erreichen, die dahin abzwecken, so wohl die Tugend seines Volks als dessen Anzahl zu vermehren. Er ehrt einen Pflug mehr als ein Schif. Er hat bewiesen, daß Stahl das Gold beherrschen kann, auch hat er bewiesen, daß die Sparsamkeit ein grosser Schatz ist. Er muntert den Ackerbau durch wohlüberdachte Darlehen auf, die sich jährlich bis auf eine Million Pfund Sterling erstrecken, wie auch durch andre Unterstützungen, die arbeitsamen und erfahrnen Landleuten gegeben werden. Er räth seinen Unterthanen an, Rum, Thee, Caffee und andre ausländische Luxusproducte fahren zu lassen, und sich wie ihre Voreltern mit einem Stück Speck, Gemüse und Bier zu begnügen. Mit einem Wort, es ist die Politic des preussischen Monarchen durch den Ackerbau und die Kriegsdisciplin, eine Race kühner Soldaten fortzupflanzen, um seine ehrgeizigen Nachbarn im Zaum zu halten, und ihre Reichthümer zu beherrschen.

Man sieht also im neuern Deutschland eben so wie im alten Griechenland zwey rivalirende Mächte, die entgegengesetzte politische Systeme verfolgen. Oesterreich geht so wie Athen dem Luxus des Handels und den Kunstverfeinerungen nach; Preussen aber cultivirt wie Sparta den Boden kühner und kriegerischer Tugenden.

Es ist zu hoffen, daß die Weisheit und Tugend des brandenburgischen, oder eines andern Hauses, im Fall dieses eingehn solte, für die deutschen Fürsten einen Mittelpunct der Union bilden wird, um den unbefugten Ausdehnungen des Kayfers Einhalt zu thun. Die Weltgeschichte beweißt die Ge-

fahr, welcher kleine Mächte ausgesetzt sind; wenn gleich zahlreich, so werden sie doch von den grössern verschlungen. Wäre es möglich, daß die deutschen Staaten und Fürsten unter einem Oberhaupt vereinigt werden solten, und daß sie dennoch ihre kriegerische Geschicklichkeit und Tapferkeit beybehielten, so kann man behaupten, daß jetzo nichts in Europa oder in der Welt ist, das ihren Waffen widerstehn könnte.

Die Schweiz.

Es ist in ihrer eignen Nachbarschaft, in den schweizerschen Gebirgen, daß die Deutschen den größten Widerstand finden würden; ein Land, in welchem die Hand der Natur eine Scheidewand aufgeführt hat, die der erhabenen Unabhängigkeit jener ehrwürdigen Tugend angemessen ist, die zu ihrer Beschützung dient. Wäre das schweizersche Bündniß nicht auf Gerechtigkeit gegründet gewesen, sondern auf Raub und Eroberungssucht wie bey der römischen Republic, was würden ihre Nachbarn nicht von ihrer Tapferkeit zu fürchten gehabt haben? Wenn der Handel, der Luxus und die Weichlichkeit, je ihre einschläfernde Gewalt über alle Völker Europens verbreiten solte, so würden die Schweizer von ihren Gebirgen wie höhere Wesen vom Himmel herabsteigen, und der niedrigliegenden Welt Gesetze geben.

II.

Reise von Basel bis Frankfurt am Mayn.

(Fragment aus dem Tagebuch der Reise des Raths und Bibliothekars R** zu ** im Sommer 1785.)

Die erste französische Post liegt zwei kleine Stunden von Basel, und heißt St. Louis Sous - Huningue. Man wird hier gefragt, ob man verbotne Waaren bei sich führe, die Untersuchung ist aber bey Reisenden, die mit Extrapost gehn, nicht sehr lästig noch strenge, so wenig wie in Strasburg selbst, wo man die Schlüssel zu seinen Kufferten im Thore abgiebt, und der Visitator seine Schuldigkeit im Gasthofe thut.

Strasburg ist wegen seiner Festungswerke berühmt, die man schon beym Hereinfahren bemerkt, vom Münster aber am vollständigsten übersieht. Es möchte manchen deutschen Kopf kosten, ehe diese Stadt wieder durch Gewalt mit Deutschland vereinigt werden solte. Die Gassen sind zum Theil enge, und die Häuser nicht vorzüglich ins Auge fallend; es giebt aber auch vortrefliche Gebäude, und breite, schöne Strassen. Der Paradeplatz ist sehr groß und schön. Auf diesem Paradeplatz sah ich den jetzigen Kommendanten von Strasburg, den alten achtzigjährigen Marschall von Contades, den der Marschall von Sachsen für einen seiner besten Schüler erklärte, der Parade beywohnen, die aus den verschiedenen

französischen und deutschen hier garnisonirenden Regimentern und einer Escadron Cüraßiers bestand. Die Truppen waren sehr gut exercirt, und hatten ein schönes kriegerisches Ansehn. Es waren lauter grosse wohlgebildete Leute. Ueberhaupt zeichnete diese Soldaten eine gewisse Gewandheit und Ungezwungenheit, und eine grosse Reinlichkeit in ihren Waffen und Kleidung aus. Die Detaschements der verschiedenen Regimenter kamen jedes auf seinen Platz, unter Vortretung einer eignen herrlichen Janitscharenmusik anmarschiret, und das Ganze überhaupt macht einen sehr schönen Blick, den kein Fremder versäumen muß.

Der Münster, dessen Spitze wir bey unserer Ankunft, bey dem trüben Wetter, gleich dem Gipfel eines Berges mit Wolken umzogen sahn, und gegen den die andern Thürme eine gar armselige lilliputsche Gestalt hatten, ist ein ungeheures Werk, aber auch sicher ein Meisterstück; man kann sich nicht entbrechen, bey seinem Anblick in eine heilige Begeisterung zu gerathen, und mit Göthe auszurufen:

„Was brauchts dir Denkmal, edler Erwin! du hast dir
„das herrlichste errichtet, und kümmert die Ameisen, die
„drum krabeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schick-
„sal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in die
„Wolken!“ —

Der Münsterthurm ist nur um 30 Fuß niedriger als die höchste Pyramide, und ihm nähert sich nur die Kuppel der St. Peterskirche zu Rom. Nach dem noch vorhandenen Vorrisse des Baumeisters, Erwin von Steinbach, hätte

er

er noch 104 Strasburger Schuhe höher werden sollen, als er jetzt ist. Man baute 162 Jahre daran, und noch ist er unvollendet, denn er hat nur eine von den beyden Spitzen, welche er haben solte. Bey seiner Grundlegung geriethen die Mauermeister über die Ehre, den Grundstein zu legen, in eine Schlägerey, die einem von ihnen das Leben kostete; von dieser Begebenheit haben Schöpflin, und nach ihm Grandidier, einige Symbolen der Freymäurer, aber irrig deuten wollen.

Wären die Schneckentreppen nicht, so würde die ganze Spitze oder Thurm durchsichtig seyn. Diese Durchsichtigkeit und die gothischen Zierrathen, die von Stein so sauber und zart gearbeitet sind, als ob sie Schnitzwerk wären; die Festigkeit dieses Gebäudes, welche der Zeit trotzt, und wo der Stein im Wetter noch mehr Härte zu gewinnen scheint, und die Kühnheit des Plans, die Kühnheit der Ausführung; die Aussicht von dieser Höhe auf den schönen Garten von Elsaß, wie ihn Ludwig XV. nannte, als er von Berg-Zabern zum erstenmale dieses herrliche Land erblickte, die Blicke in die Tiefe, auf die Kartenhäuser und das Gewimmel des so kleinen Menschengeschlechts, mit dessen Kleinheit man sich wieder aussöhnt, wenn man denkt, auch dieses ersann und vollendete ein Mensch! — — — wie viele Gegenstände zu Betrachtungen, zum Staunen, zum Entzücken!

Man steigt gewöhnlich bis zur Platteforme, meine Neugier trieb mich noch höher auf der Schneckentreppe, bis nah zur äussersten Spitze hinauf. Der Flug, welchen der Blick von hier auf die umliegende Landschaft nimmt, ist unabsehbar.

sehbar. Man entdeckt sogar die Thürme von Rastadt und Colmar. Meine Augen verfolgten bald den Lauf des Rheins, bald weilten sie, nicht ohne Sehnsucht auf der Gegend und der Strasse, die nach Paris führt. Ich erinnerte mich der Stelle aus dem Reisetagebuch einer Dame:

„Der Schlund der menschlichen Wünsche gräbt immer tie-
„fer. In wenigen Tagen sind sie in Paris, sagte
„Herr ** — Und von Paris wie weit nach beyden
„Indien, fragte ich schnell, um der Verführung Einhalt zu
„thun.“ Ich fühlte mich den Augenblick in derselben Lage.

Auf der Platteforme sind eine Menge kleine Zimmer und Wohnungen für die zum Thüren bestellte Wächter und Leute. Hier liesst man die Inschrift zum Gedächtniß des Erdbebens von 1728, wo durch Heftigkeit des Stosses das Wasser in dem grossen Zober um viele Fuß in die Höhe geworfen wurde, ohne daß der Thurm litte. Die Steine sind hier mit Namen der Neugierigen bedeckt, die den Thurm bestiegen, und welche einer der Thürmer für eine Erkentlichkeit von wenigen Sols an einer selbstgewählten Stelle eingräbt: Hier standen die Namen, Göthe, Lenz, Lavater, Pfenninger, Moritz ꝛc.

Herr Silbermann hat vor einiger Zeit ein besonderes Experiment gemacht. Er setzte ein Glas mit Wasser unter die Krone oder äusserste Spitze, stieg hierauf zur Platteforme hinab, und vermochte durch sein einziges Rütteln an einem der Pfeiler den ganzen Thurm so zu bewegen, daß das Wasser

oben

oben überschweppte. Da er viele Ungläubige fand, so wiederholte er dieses Experiment noch mehrmalen mit gleicher Wirkung, in Gegenwart von Bauverständigen und Magistratspersonen. Welch ein Beweiß von dem à plomb und der Treflichkeit des Baues dieser Steinmassen!

Die Ruprechtsau ist eine angenehme Promenade, der ich jedoch den Spatziergang Contades vorziehen würde, von dem sich auch der schöne Garten des Marschalls nicht weit entfernt befindet. Beyde Spatziergänge und fast alle Gegenden um die Stadt wimmelten von Menschen. Ohnweit der Ruprechtsau war eine Art Guinguette, wo getanzt wurde, und wo kleine mit Leinwand überspannte Schiffchen noch manche frohe Gesellschaft landeten. Die Tracht der Strasburgerinnen ist sehr artig, und ihr Kopfputz kleidet sie allerliebst. Hohe und Niedere, Vornehme und Geringere, jene nach den Gesetzen der neuesten Mode, diese in die niedliche einheimische Tracht gekleidet, füllten beyde Spatzierplätze, sonderlich den von Contades an, und der Anblick so vieler vergnügter und hübschen Gesichter und Gestalten — denn das schöne Geschlecht führt seinen Beynahmen mit Recht — war einer der angenehmsten, den ein Spatziergang gewähren kann.

Das Komödienhaus der französischen Komödie — denn auch Koberwein giebt im Winter deutsche Vorstellungen, und theilt die Einnahme mit dem französischen Directorio — ist ziemlich groß, aber schlecht und alt; man spricht schon lange von Erbauung eines neuern. Man spielte Le Contretemps und La fausse magie; die Truppe aber kam bey weitem der Lyoner, nicht einmal der Genfer bey.

Die Beaumarchailsche Druckerey zu Kehl liegt eine kleine Stunde von der Stadt entfernt. Man kommt durch die berühmte feste Citadelle, und über die Rheinbrücke dahin. Die Frenzelsche Beschreibung im d. Museum ist sehr richtig, und hat schon alles erschöpft, was sich davon sagen ließ. Man kann sich in dem Augenblicke, da man hineintritt, des Gedankens nicht erwehren, daß Voltairens Geist hier weilen möge, um sich an dem Denkmale zu weiden, das ihm in diesem gewiß merkwürdigen Institute geweiht worden ist; es ist einzig in seiner Art, und der Mann, der so ausgezeichnet in so vielen Auftritten seines Lebens als Schriftsteller und Mensch war, wurde dem edlen Verhängnisse würdig gehalten, auch noch nach dem Tode durch ein Unternehmen verherrlicht zu werden, das bis jetzt ohne Beyspiel war. Die schöne Breitkopfsche Druckerey kömmt dieser Anstalt an Grösse und Schönheit ziemlich gleich, und übertrift sie in der Schriftgiesserey, die weit ansehnlicher ist. Man versicherte mir aber, daß man letztre eingehn, und die Schriften bey einem gewissen Jaquot in Strasburg giessen lassen würde, den Beaumarchais bey Baskerville 4 Jahre lernen ließ, der aber Kehl verließ, und zu Strasburg eine eigne Schriftgiesserey unternahm, die sehr gerühmt wird. Man war jetzt bloß mit dem Druck der achten Ausgabe des Voltaire beschäftigt. Die Arbeiter sind Deutsche und Franzosen; als wir in den einen Saal traten, hörten wir eben mit vieler Hitze zwischen einigen die Frage erörtern, ob die deutsche Sprache eine Muttersprache sey? An Schimpfwörtern fehlte es dabey nicht. Der jetzige Director ist Herr de la Hogue. Ueberall in den Gebäuden war die Kopie eines Briefs des ehemaligen Directors, des

Herrn

Herrn le Tellier vom August dieses Jahres, nebst einem markgräflichen darunter gedruckten Befehl angeschlagen, diesen auf Meuterey und Abspannung zielenden Brief in Gegenwart der Arbeiter zu zerreissen. Vor kurzen gab der neue Director der ansehnlichen Menge der verschiedenen Arbeiter der Voltairischen Druckerey ein Fest, wozu er die französische Komödie von Strasburg verschrieb, und das sich mit einem Feuerwerke, glänzenden Souper und Ball endigte. Le Tellier hinterließ sehr grosse Defecte von 100,000 Livres. Er hält sich jetzt zu Carlsruhe auf.

Es ist auch eine deutsche Druckerey zu Kehl, die nicht so beträchtlich wie die Beaumarchaisische, aber in ihrer Art nicht minder gut ist. Hier wird seit einiger Zeit ein französisches Blatt, unter dem Titel: Corréspondance gedruckt, das interessant, sonderlich politische Nachrichten, mit grosser Freymüthigkeit enthält. Man muß es nicht mit einem ähnlichen Blatt verwechseln, das zu Neuwied schon seit 4 bis 5 Jahren herauskömmt, und ebenfalls Corréspondance, aber mit dem Zusatze Secrette heißt.

Man hat an dem Denkmahle des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche die Gestalt des Todes getadelt, daß ihn Pigal als Gerippe, und nicht in Geschmack des schönen Alterthums, als Genius des Verlöschens der Lebensfackel vorstellte. Ich bekenne, ohngeachtet ich mit diesem Vorurtheile zur Gruppe trat, so fand ich doch gar nichts Widriges in dem verschleyerten Skelet; die Wirkung, die das Ganze erzeugt, ist zu mächtig, zu auffallend, als daß man was anders als Meisterstück sehn solte. Sherlok sagt: Ich wage nichts,

wenn ich behaupte, daß Italien seit funfzig Jahren kein eben so schönes Stück geliefert hat, als das Grabmahl des Marschalls von Sachsen ist. Die Gruft stand offen, und ich konnte der Begier nicht widerstehn, hinab zu steigen; ich lehnte mich an den kupfernen, in Stein eingeschlossenen Sarg, der die Gebeine, und an das Gefäß, welches das Herz des tapfern Sachsen verwahrte, voll Empfindung der Vergänglichkeit des Augenblicks der Grösse, nicht des Nachruhms, und berührte die Marschallsstäbe, welche unter den Knochen trauerten, die sie einst zum Siege faßten; Semper Victori! sagt die Inschrift. Ich sah dabey im Geist jene französischen Grenadiere, die, eingedenk ihres triumphirenden Feldherrn, hieher kamen, und ihre Säbel an dem Stein schärften, als bedürfe es weiter keiner Heiligung, um sie unüberwindlich zu machen.

Schöpflins Denkmahl in eben der Kirche ist simpler, blos Aschenkrug von weissem Marmor, mit bronzenen Medaillon des Verstorbenen; allein es rührt, ohngeachtet man von Moritzens Monument dahin tritt.

Des Abends sah ich in Zemire und Azor einen Pariser Acteur, Herrn Julien, als Azor. Der Mann sang gut, war aber zu alt zum interessanten Azor, und seine Gebehrden mahlten zu viel und zu sichtlich.

Herr Salzmann veranstaltet jetzt eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten Strasburgs, im Geschmack der von Berlin und Dresden. Von einem, mit dem Schönen und Geschmackvollen so vertrauten, Manne, wie er ist, läßt sich was

sehr

sehr Gutes erwarten. Unter ihm reifte die akademische Buchhandlung zu dem, was sie jetzt ist. Sein Avant-Coureur verdiente allgemein gelesen zu werden.

Wir verliessen Nachts vor Thorschluß Strasburg, um desto früher in Mannheim zu seyn. Rheinzabern ist die letzte französische Post; je mehr man sich Mannheim nähert, desto mehr breitet sich die ungeheure Fläche aus, die so viele Gepräge des Fleisses, des Segens, der Fruchtbarkeit trägt.

In Speyer, der alten Kayserstadt, wo alle Gemäuer noch die sichtlichen Brandmale französischer Kugeln und Bomben unter Louvois Brandbriefen aufweisen, wallfahrtete ich zum Dom, und fand die Kaysergräber nicht mehr, nicht einmal eine Aufschrift, die ihre Stätte bezeichnet hätte; man hatte ihre Gruft mit Schutt gefüllt, und Kirchstühle darüber gepflanzt; war es aus Vorsicht, daß kein ungeweihter Fuß als der Schritt des Betenden das Grab der Ruhe unsrer Beherrscher betreten möge, oder war es — — — —

Ich sah im Geist der Edlen Gebeine, als Mélac hier wüthete, zerstreut, und ein Spott des Galliers; sah, wie unter den erlauchten Ueberresten sich bloß Albrechts Schädel an der Narbe des Hiebes kenntlich machte, den ihm sein Mörder am 1sten May 1308 versetzte; Rudolph von Werth, der erste, welcher die schreckliche Strafe des Rads duldete. Ich trat zu dem moosigen Trümmer des zusammengeschossenen Gebäudes, wo einst von Carl dem Grossen an bis zu dem Beherrscher beyder Indien, im Gefolge von

Fürsten und Rittern, die Gebieter des deutschen Reichs aus und einzogen, und Rath flogen über das Wohl unsrer Vorfahren; ich wähnte zu schauen den ehrwürdigen Zug der Ersten und Tapfern des Volks — ich blickte auf, und sah sechs oder sieben bischöfliche Soldaten, und einen Trupp Handwerker und Kinder, stupiden und dürftigen Antlitzes, die neugierig meinen Tritten und Bewegungen lauschten.

Man muß in diesem Lande beständig Weggeld bezahlen, ohne an der Güte des Weges, den man blos für aufgeschütteten Kies hält, einen Beruf zu spüren, welches bezahlen zu müssen.

Eine schöne Pappelallee führt nach Mannheim, der Stadt, die durch ihren Ueberfluß an schönen geschmackvollen Gebäuden — sonderlich das Zeughaus und die Kirche — so berufen, und mit Recht berufen ist. Ihre Thore und die Rheinbrücke bereiten den Fremden auf das vor, was ihn entzückt, wenn er die grossen, regelmäßigen Strassen erblickt, die mancher schon, zu ängstlich nach der Schnur gebaut, aber deswegen nicht minder frappirend und treflich fand.

Des Abends sah ich im Schauspielhause — der schönste Tempel des deutschen Schauspiels, 639 Fuß lang, mit kostbaren Verzierungen, der Bühne sowohl als des Saals, und zwey Hauptfasaden — Henrietten, oder sie ist schon verheyrathet, vorstellen; ein wohlbekanntes Stück, das für mich durch die Auftretung verschiedener alten Schauspieler des weyland Gothaischen Hoftheaters an Interesse noch gewann. Das Militaire hat hier einen besondern Stand im Parterre;

Parterre; die Erleuchtung des Hauses ist kärglich, und macht eine üble Wirkung, sonderlich wenn man in die egyptische Finsterniß des Hintergrunds schaut.

Herr Hofrath Wolfter, einer von Deutschlands geschicktesten und fleißigsten Forschern der deutschen alten Geschichte, und der sich eben mit des Churfürsten Friedrichs V. von der Pfalz Biographie beschäftigt, hatte die Gütigkeit, mich auf meinen Wanderungen zu manchen gelehrten Instituten dieser Stadt zu begleiten. Der Saal der öffentlichen Bibliothek ist prächtig, 100 Fuß lang, 48 breit, 36 hoch; das Plafond ist von Krahn gemahlt. Die Zahl der Bände übersteigt die von 40,000, welche in fünf Klassen geordnet sind. Der Grund zu dieser Sammlung wurde in weniger denn zwanzig Jahren gelegt. Der Antikensaal enthält sehr gute Gipsabgüsse noch von den Mediceern her; er steht stets offen, und wir trafen hier ein paar junge Künstler an, die sich in Abzeichnungen einiger Statuen und Gruppen übten. Schöne Ordnung des Ganzen; richtig gewählte Perspectiven, wohlangebrachte coups d'oeil; Mischung der Contraste des Ländlichen der Kultur, des Ordens; Terrassen von 300 Fuß Breite; reizende Uebergänge aus unabsehbaren Alleen zu dunkeln Boskaten, zu Lauben, englischen Parks, Orangenhaynen, einen künstlichen See von 1100 Fuß Länge und 230 Breite; Pyramiden, Tempel, Statuen, Vasen, Denkmähler, (worunter eines zum Andenken aufgefundener Alterthümer;) Bäder, Cabinette, Treillagen — — Das alles ordne man in seiner Einbildungskraft zu einem Garten zusammen, und man wird doch nicht das reizende Ganze heraus zaubern,

das Schwetzingen so sehenswerth macht; die türkischen Boskette mit der Moschee, und Ninus Grabmahl in der Nähe, das erst seit einigen Jahren angelegt wurde, und noch nicht vollendet ist; die von Thränenweiden beschatteten Canäle, der Tempel des Apollos, sonderlich die Grotten des Eingangs; das so geschmackreiche Bad; die Cabinette mit lebendigen Vögeln ohnweit des Bades, das al Fresco Gemählde, dessen Zauberey, selbst das mit dem Fernglas bewafnete Auge, in einer Entfernung von wenigen Schritten, so unglaublich täuscht, daß man Wasser, Luft, Gebirge, Ufer da in Natur zu sehn hoft, wo nichts als Geschöpf des Mahlers existirt, und wo das Anfühlen kaum vom Trug überzeugt. — Die Ruinen, der gegossene Obelisk, der Faun und seine Grotte, aus einer Steinmasse, in der angenehmsten, Einsiedlerischen Gegend des Gartens; — — — das sind ohngefähr die Merkwürdigkeiten, die ich vorzüglich und mit dem heissen Wunsch in mein Tagebuch eintrug, einst hier acht Tage leben, nur für diesen Garten leben zu können! — Schade, daß die Schnaken den Zuschauer peinlich erinnern, daß er nicht in Elysium, sondern noch auf Erden wandelt.

Schwetzingen ist drei kleine Stunden von Mannheim entfernt; man giebt dem Badaufseher und den Schützen und Wärtern, welche durch den Garten geleiten und die verschiedenen Gitter aufschliessen, ein Trinkgeld von ein paar Kopfstücken an jeden.

Das physicalische Cabinet unter des verdienstvollen Hemmers Aufsicht ist reich an Werkzeugen, und gut geordnet;

uet; die meisten Instrumente stehn in Glasschränken verwahrt. Gleich beym Eingange trift man drey schöne Stücke an, einen Electricitätszeiger, der mit den Wetterstangen verbunden ist, und durch Läuten die Grade der Luftelectricität anzeigt; eine Barometeruhr, welche durch das Fortschieben eines Röthels Tag und Nacht die Veränderung des Wetters von Stunde zu Stunde selbst aufzeichnet, und ein Windmesser.

Von dem Altan der Sternwarte ist die Aussicht entzückend und der Horizont sehr groß. Das ganze Gebäude hat 108 Fuß Höhe; die Treppe ist mit vorzüglicher Kunst geführt; unter den astronomischen Werkzeugen verdient besonders der Mauerquadrant von Bird bemerkt zu werden, der letzte, welchen dieser Künstler vor seinem Selbstmord verfertigte, und von dem nur noch zwey oder drey existiren. Mannheims Sternwarte behauptete von jeher einen glänzenden Rang unter den Observatorien Europens; allein ich bin zu sehr astronomischer Laye, um alle ihre Vorzüge hier detailliren zu können. Man zeigte mir ein verschlossenes, mit Beschwörungsformeln an der Treppenwand beschriebenes Zimmer, aus dem um Mitternacht ein geharnischter Geist eines spukenden Pfalzgrafens die Schildwachten so sehr mißhandelte, daß man jetzt keine mehr hier auszusetzen wagt. Dies Zimmer soll durch Mordthaten in alten Zeiten verschrien seyn. Schade, daß man dem Betrug nicht emsiger nachspürte.

In der Vorstellung des Strichs durch die Rechnung von Junger hatte ich Gelegenheit, selbst die Bemerkung zu machen, daß Mamsell Witthöft, (die erste deutsche Suzon

im Figaro) eine Schauspielerin von Einsichten und vorzüglichen Talenten, und Herr Beck einer von den wenigen Schauspielern sey, die auf eine Rolle, welche sie schon gespielt haben, eben die Mühe und Aufmerksamkeit wenden, als ob es zum erstenmale geschähe. Herr Iffland war nach Hamburg gereiset; seine Jäger hatten ihm von dem Fürsten von Leiningen ein Geschenk von einem Wagen und schönen Pferden zuwege gebracht.

Der Weg nach Heppenheim ist sehr sandig und langweilig, und hat viele Aehnlichkeit in seinen Holzungen und überhaupt im Ganzen, mit den beschwerlichen Sandwegen der Mark Brandenburg; die Ruinen des alten Schlosses bey Heppenheim sind ziemlich mahlerisch; aber traurig war es für mich, in einem fruchtbaren Lande so viele wüstliegende Felder anzutreffen, welche erinnern, daß die meisten Emigranten, die Servien und America und die tatarischen Steppen bevölkerten, — Pfälzer sind.

Man verfertigt in Heppenheim viele Wagen und sogenannte Wienerschäfen; eine ähnliche Schäfenfabrik hat auch der Postmeister zu Darmstadt angelegt.

Ein Theil der Chaussée, welche von Heppenheim nach Darmstadt führt, geht durch angebaute, mit Obstbaumpflanzungen untermischte Felder, und einen Theil der so berühmten, ihres Segens wegen berühmten, Bergstrasse. Vor Darmstadt trift man einige artige Gärten und Landsitze an.

Darm-

Darmstadt selbst schien mir ziemlich einsam, und die Giebel der Häuser, die alle nach der Strassenseite herausstehn, geben den Strassen ein altfränkisches und eigenes Ansehn. Das Exercierhaus ist ein grosses, seines Hängewerks und der ganzen Idee wegen merkwürdiges Gebäude; es wird jetzt weniger zu seiner Bestimmung gebraucht als vor diesem. Das Schloß in seinem unvollendeten Zustande und mit seinen vielen mit Bretern vernagelten Fenstern sieht mehr einer verfallenen Burg als fürstlichen Residenz ähnlich. Es war schon dunkel, und ich konnte nicht zu dem Begräbniß der Landgräfin wallfahrten, wie mein Vorsatz gewesen war; ich kann also nicht anmerken, ob die vom Könige von Preussen geschenkte Urne, mit der schönen Aufschrift: Frau nach dem Geschlecht, und Mann nach dem Geist, wirklich darauf gesetzt ist.

Bis Frankfurt ist der größte Theil der Heerstrasse wieder stumpfender Sand, und nur der kleinste vor Darmstadt und Frankfurt, Chaussée, für die man ziemlich oft und theuer Pflastergeld bezahlen muß. Man kommt durch viele Waldungen, und trift oft Darmstädter Wachen- und Husarenpikette an, welche für die öffentliche Sicherheit der Wege wachen. Die drey Stationen Heppenheim, Darmstadt, und Frankfurt sind jede drey starke Meilen von einander entfernt, und die Postillions ermangeln nicht, auf der Hälfte jeder Station ein für dem Reisenden höchst lästiges Stillhalten zu beobachten, um ihren Pferden etwas Brod reichen zu lassen. Eine Verkürzung der Stationen auf französischen Fuß, höchstens von vier Stunden zu vier Stunden, gehört unter die Verbesserungen, deren das deutsche Postwesen in so manchen Staaten bedürfte.

Kurz vor Frankfurt erblickten wir, da es Mitternacht war, von einer Höhe die schöne Beleuchtung der sachsenhäuser Brücke; noch besser nahm sich in der Stadt selbst die lange Laternenreihe der Zeile aus, der größten und schönsten Strasse der Stadt.

Frankfurt wimmelte von Fremden, welche theils aus den Bädern zurück kehrten, theils durch die Messe und Blanchard's Luftfahrt herbey gelockt waren, den wir zum erstenmal im Schauspielhause bey einer Vorstellung des Macbeth sahn, wo er mit lautem Händeklatschen empfangen wurde; man merkte, daß die deutschen Parterren auf solche Transalpinische Höflichkeiten noch nicht so ausgelernt sind als die französischen, denn der größte Theil der Zuschauer nahm keinen Theil daran, und befragte sich vielmehr mit Befremden nach der Ursache. Unsre Zeit erlaubte uns nicht, den Termin der Abreise des kühnen Aeronauten abzuwarten; wir traten unsre Rückreise nach unsrer Vaterstadt an, und erfuhren auf diesem kleinen Wege eine Unannehmlichkeit, die uns auf unsrer ganzen Reise von mehr denn 400 deutschen Meilen nicht zugestossen war, nämlich die, zwischen Bach und Berka, nebst noch einem Wagen Russen an eben der Stelle im Koth stecken zu bleiben, für deren Ausbesserung man uns hatte zwey Groschen mehr vom Pferde bezahlen lassen. Dies erinnerte uns an die Chaussée ohnweit Gelnhaussen, die weiter keine Aehnlichkeit von einer Chaussée hat, als daß man Weggeld bezahlen muß. Es wunderte uns, daß noch niemand auf den Einfall gerathen war, in einer der vielen Zeitschriften vor diesen Wegbesserungen durch Publicität zu warnen.

Dürfte

Dürfte ich mir einen Stand wählen, so wäre es der Stand des Reisenden, und wünschte ich zu einem Volk zu gehören, so wäre es zum Volk der Fremden. Wo ist unter allen Ständen unterm Mond Einer, der Ehre, Gesundheit, Gleichheit und Neuheit die Seele des Vergnügens in den Grad vereinigt, und von den zahllosen Peinigern des moralischen Lebens, den Rücksichten und Verhältnissen so frey ist, wie dieser? Es ist ein Fremder! Diese magischen Worte entschuldigen manches, was dem Einheimischen nicht entschuldigt wird, und öfnen manche Thüre, die jenem verschlossen bleibt. Wer je gereiset ist, wird mir beypflichten, und nur der wird ungläubig bleiben, den sein Hang zur Gemächlichkeit oder Unentschlossenheit an sein Zimmer, und ans Pflanzenleben bannen — O! ich will unermüdet zum Verhängnisse flehn, mich wieder in diesen Stand zu versetzen, und bleibt es unerbittlich, mich dankbar und lebhaft erinnern, daß ich einesmal seiner Vorzüge genoß!

III.

Das Lob Englands.

An den Herausgeber des Journals bey Gelegenheit des Buchs: England und Italien.

Ich stand, o Freund! vor Deinem Zauberbilde
Von England, hochentzückt,
Und hätte gern in diese Lustgefilde
Mein Häusgen hingerückt.

Kein Deutscher darf die Augen niederschlagen,
Wenn man ihn fragt: Woher?
Doch, Vaterland! vergieb, daß ich muß sagen:
Britannien ist mehr!

Ist mehr für den, der seufzt, daß Menschenrechte
So mancher Fürst zertrat,
So mancher Fürst, den doch, wie seine Knechte,
Ein Weib gebohren hat.

Kein Britte wirft sich Höflingen zu Füssen;
Ihr Zorn ist ihm ein Spott.
Als Oberherr'n ehrt er nur sein Gewissen,
Die Volksgesetz' und Gott.

Dort sieht man nicht durch Schergen überlisten
Den Mann, der Wahrheit sagt;
Trift ihn nicht im Verlies, wo Schlangen nisten,
Und wo es nimmer tagt.

Gerechtigkeit läßt laut ihr Urtheil schallen,
Und richtet nicht, wie hier,
Der Menschen Thun in stillen, dunkeln Hallen,
Und bey verschloßner Thür.

Hoch im Triumph führt man den Patrioten,
Der kühn für Freyheit stritt,
Und ob ihm schon des Kerkers Schrecken drohten,
Nicht wankt' um einen Schritt.

Schnell hilft der Britten Großmuth, wenn sie Brüder
Im Elend wimmern hört;
Sie hört und hilft, und fragt nicht hin und wieder:
Sind's auch die Leute werth? —

O Freund! ich muß den Blick vom Bilde wenden,
Sonst möcht' es mein Gesicht
Auf ewig wohl für Deutschlands Reize blenden,
Und dieses will ich nicht.

A. F. E. Langbein.

IV.

Ueber den Character des jüngst verstorbenen berühmten Doctor Johnson, von James Boswell.

Doctor Samuel Johnsons Character, so wohl sein religiöser, als sein moralischer, politischer und litterarischer, ja seine Figur und Manieren sind vielleicht allgemeiner in England bekannt, als man es von irgend einem andern Manne sagen kann, dennoch dürfte der Versuch eine Skizze davon zu machen, hier nicht überflüssig seyn. Meine Leser mögen sich also erinnern, daß er ein eifriger Christ von der anglicanischen Kirche war, und monarchische Grundsätze hatte, die er durchaus nicht wolte bezweifeln lassen. Er war beharrsam in seinen Pflichten der Frömmigkeit und der Tugend, so wohl aus Achtung gegen die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, als aus Ehrfurcht gegen die grosse Quelle aller Ordnung. Correct in seinem Geschmack; schwer zu gefallen und leicht zu beleidigen; reizbar und ungestüm in seiner Gemüthsart; jedoch von einem sehr menschenfreundlichen wohlthätigen Herzen. Sein Geist war mit einer ungeheuren und mannigfaltigen Masse von Gelehrsamkeit und Kenntnissen geschmückt, die er mit besondrer Energie und Nachdruck in zierlichen wohlgewählten Ausdrücken mittheilte. Er vereinigte einen sehr logicalischen Kopf mit einer sehr fruchtbaren Einbildungskraft, welches ihm beym Disputiren ausserordentlichen Vortheil verschafte, denn er konnte sich ausdehnen und einschränken, so wie es sich für den

gegen-

gegenwärtigen Augenblick paßte. Er konnte wenn er wolte, der größte Sophist seyn, so wie je einer in den Schulen der Declamation gestritten hatte, allein dieses that er bloß in Conversationen, denn er gestand, daß er oft disputirte, nur mit der Absicht zu siegen.

Er war zu gewissenhaft um einen schädlichen Irrthum dadurch zu verbreiten, daß er ihn vorsetzlich niederschrieb. Er kannte seine Superiorität. Er liebte Lobeserhebungen, war aber zu stolz sie zu suchen; auch ließ er sich etwas durch Schmeicheley einnehmen. Sein Geist war so bilderreich, daß er beständig in Versen hätte sprechen können. Man hat oft gesagt und mit Recht, daß in seinen poetischen Producten, deren Anzahl leider so klein ist, so vortreflich sie auch sind, sein Styl weit leichter wie in seiner Prose ist. Indessen ist hierin ein kleiner Betrug; denn er ist nicht leichter, sondern nur der poetischen Würde besser angemessen, so wie jemand mit Grazie tanzen kann, dessen gewöhnlicher Gang aber eben nicht zierlich ist. Er hatte ein melancholisches Temperament, dessen Wolken oft den Glanz seiner Fantasie verdunkelten, und seiner Denkungsart einen finstern Anstrich gaben. Jedoch ob er gleich ernsthaft in seinem Betragen war, so überließ er sich doch oft dem Scherz. Er war zwar zum Aberglauben geneigt, allein nicht zur Leichtgläubigkeit. Obgleich seine Einbildungskraft ihn zum Glauben ans Wunderbare und Mysteriöse hinzog, so untersuchte doch die Vernunft die Beweise sorgfältig. Er hatte eine laute Stimme, allein eine langsame bedächtliche Aussprache, die seiner kernhaften Conversation ein doppeltes Gewicht gab. Das Oratorium, der Mes-

stas, wenn es auf der Orgel in Canterbury gespielt wird, klingt erhabner als auf einem gewöhnlichen Instrument. Da man Johnsons bon mots mit Vergnügen liest, solte man auch seine Methode annehmen; wobey zu bemerken ist, daß diese Bon mots durchgehends groß sind. Ob er gleich zu Zeiten nur als ein gewöhnlicher Compositeur erschien, so war er doch mehrentheils ein Händel.

Seine Person war groß, stark, ja etwas riesenhaft, wozu noch ein dicker Bauch kam, der ihm ein ungeschicktes Ansehn gab. Sein Gesicht hatte das Ansehn einer alten Statue, jedoch war sein Kopf etwas durch das Uebel verunstaltet, von welchem man ehmals glaubte, daß die königliche Berührung es heilen könnte. Er war nun in seinem 64sten Jahre, und etwas harthörig geworden. Seine Augen waren von jeher schwach gewesen, dennoch ersetzte der Geist völlig den Mangel der Organe, so daß sein Begreifungsvermögen ungewöhnlich geschwind und accurat war. Sein Kopf, und bisweilen auch sein Leib waren immer in einer zitternden Bewegung; er war sehr den Krämpfen unterworfen, von der Art, die man den St. Vitustanz nennt. Er trug gewöhnlich ein braunes Kleid, Weste, Hosen, ja so gar die Knöpfe alles von einer Farbe, eine grosse runde Perücke, ein Hemde ohne Manschetten, schwarzwollene Strümpfe und silberne Schuhschnallen. Auf der Reise nach den Hebriden, oder westlichen Inseln von Schottland, trug er Stiefeln und einen braunen Ueberrock mit Taschen, die fast so groß waren, daß die zwey Foliobände seines Wörterbuchs darin Raum gehabt hätten. In seiner Hand führte er einen grossen hölzernen Stock. Ich

hoffe

hoffe wegen Erwähnung dieser kleinfügigen Eigenheiten nicht getadelt zu werden, da alles einen grossen Mann betreffende bemerkungswerth ist. Ich erinnre mich, daß Doctor Adam Smith in seinen rhetorischen Vorlesungen zu Glasgow uns sagte, es wäre ihm lieb zu wissen, daß Milton in seinen Schuhen anstatt der Schnallen Riemen getragen hätte. Wenn ich den hölzernen Stock hier anführe, so ist meine Absicht dem Hercules seine Keule zu lassen. Sein Vorurtheil gegen Schottland zeigte sich, so bald er nur in der gelehrten Welt auftrat. Unter andern findet man in seinem Gedicht, betitelt: London, die stärksten Ausfälle gegen dieses Land.

Die Ursache davon liegt zum Theil darin, daß er so wie die alten Griechen und Römer, alle Nationen, nur seine eigne ausgenommen, für Barbaren hielt. Nicht allein Schottland, sondern auch Irrland, Spanien, Italien und Frankreich sind in diesem Gedicht angegriffen. Wenn er vorzüglich gegen die Schotten loszog, so geschahe es, weil sie ihn näher waren. Er glaubte, ihr günstiges Schicksal in England überstieg das Maaß ihrer wirklichen Verdienste. Er war, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, im Grunde ein wahrer John Bull, ein ungeschliffener, ehrlicher Engländer. Man sahe hier eine Schicht gemeinen Kalks unter einem Marmorfelsen. Er war ungemein gierig auf gutes Essen, und hatte viel von der Eigenschaft, die man Humor nennt, und einer jeden andern Eigenschaft zur Zierde dient.

V.

Auszug eines Schreibens aus Neuwied, den 10. November, 1785.

Nachstehender Brief wird manchen Leser wegen des Inhalts, der sich auf deutschen Kunstfleiß und Industrie bezieht, interessiren, obgleich der Styl etwas Zurückstossendes hat, da der Verfasser, ein Künstler, bey andern Talenten, sich wenig mit der Feder geübt zu haben scheint. Der schlözerschen Methode gemäß, hat man die Schreibart unverändert gelassen.

A. d. H.

— — — — Daß Künste und Wissenschafte in unserm europäischen Welttheil sich mit jedem Tage mehr und mehr emporheben, davon darf ich wohl keinen Beweis gegen Ihnen führen, und daß Neuwied, als eine wahre Freystadt bedrängter Ehrlicher und friedsamer Leute, sich vor viel andern grossen Städten Deutschlands seit zwanzig Jahren besonders ausgezeichnet hat, kann ich Ihnen ausser den hiesigen Handelshausern und Manufactoreyen, mit dem einzigen Hause des von Sr. Fürstl. Durchl. unsern gnädigsten Landesfürsten, und Beförderer der Künste und Wissenschaften, mit dem als Commercienrath begnadigten Künstler Roentgen, dessen Name in Frankreich, Rußland, Schweden, Preussen und England, durch die von ihm dahin gebracht wordene Arbeitsstücke mit

sehr

sehr vielen Ruhm gedacht wird, in Paris selbst als Bürger aufgenommen ist, und nebst einer freyen Arbeitsstätte, eine grosse Niederlage hat, zu gnügen beweisen. Ja Sie, mein Freund! nebst viel hundert hohe und niedre Standespersonen, so sie anwesend gefunden, bey Dero jüngst gemachten Durchreise nach den Niederlanden, augenscheinlichen Beweis davon gehabt haben, als eben die Stücke zu eines jeden Ansicht zwey Tage lang waren ausgestellt, die vor circa vier Wochen nach Rußland und Schweden abgegangen sind, und denen der Herr Einhaber nunmehro gefolgt ist, um solche bey glücklicher Ueberkunft, an Rußlands Beherrscherin, und Sr. Majestät den König von Schweden zu präsentiren. Die Zeit, da Sie sich hier aufhielten, war zu kurz um alles in Augenschein zu nehmen, und die Personen kennen zu lernen, die zu den in Augenschein genommenen Stücken Beytrag gethan und gearbeitet haben; davon keiner mehr Achtung verdient, als der Ihnen bekannt gewordene Mechanicus Krauß, durch dessen Angeben so wohl diese letztere, als auch die vorhero in den Jahren 1778, 1782, 1783 und 1784 nach Brüssel, Paris, London und Rußland gelieferten Stücke entstanden sind; allein bey dessen allem, ob schon man ihn als den Erzeuger ansehn muß, am wenigsten gedacht wird; ein Umstand der mich veranlasset, hier ein wenig zu entwickeln, und es gedachter Krauß um so mehr verdienet, als derselbe nicht nur ein Künstler, sondern auch ein wahrer Menschenfreund, von seinem Principal aber verkannt ist; ein Mann, der aus der Geburt zu den wichtigen Gegenständen, von dem grossen Baumeister der Welt auserseh war, als nachstehende mir bekannte kleine Geschichtsfolge von seinen Kindheitsjahren bis auf jetzige Zeit

erhellen wird. Doch ehe ich dazu übergehe, muß ich Ihnen den Herrn Inhaber und Verkäufer Roentgen und seinen Compagnon, einen sicheren Uhrmacher Rinting bekannt machen.

Der Principal, Herr Roentgen, so muß ich ihn nennen, ob er gleich selbst nicht den geringsten Antheil an der Entstehung der hier zu Stande gekommenen Stücke hat; nämlich solchen Antheil, der das Mechanische und Künstliche erzeugt oder vollendet hätte (er ist darinnen doch der Principal und Meister, denn er muß vor alles benöthigte sorgen) bezahlt etliche achtzig Mann lauter geschickte Menschen; als Schreiner, Drechsler, und andre dazu erfoderliche Handwerksleute, ohne die geringste Beschwerniß aus, darzu auf ein Jahr wenigstens 20,000 Fl. erfodert werden, und bey diesem doch der kleinste Umstand ist, dafür er zu sorgen hat. Gürtler und Vergolder nehmen allein so viel weg als diese alle, welche beyde Meister mit etlichen zwanzig Personen blos allein für Herrn Roentgen arbeiten, und gewiß nicht hinreichend seyn würden, hätte derselbe bis hieher nicht auch in Paris, als Eingangs gesagt, eine Werkstätte, und neben dieser auch eine Niederlage gehabt; die aber beyde mit diesem Jahr eingehn, und daher die Vermuthung bestärkt wird, daß Herr Roentgen mit diesen Unternehmen und russischen Reise, wann er die mitgenommen Waaren, so circa 300,000 Fl. Werth geschätzt werden, nach gnügen absetzt, das ganze Fabrikegeschäfte auf Seite legen, und in Ruhe setzen würde; wodurch nicht geringerer Schaden für unsre Stadt entstehen dürfte. Hier muß ich aber wieder an die Stelle zurückgehn, wo ihn Herr und Meister genannt habe. Er ist es, da derselbe neben bereits

angeführ-

angeführten, auch für den Absatz sorgen muß, giebt auch an was er verfertigt wünschet, und übrigens auf eine jede einzelne Arbeit genau Acht, daß alles in der äusserſten Perfection gemacht wird. Allein dies alles sind nur Kleinigkeiten, und hat auf weiter nichts als Tischlerarbeit, kleine Cabinetter, Tresoirs und Chatoullen ꝛc. Bezug; so bald aber als die Arbeit in ein höheres Fach tritt, oder mechanisch sein soll, ist Herr Krauß ganz allein Meister, welcher Name ihm auch bey allen Vorzügen des Herrn Roentgen jedennoch gebühret; denn er, Krauß alles ins Werk richtet, nachgeht, und zu der Vollendung Anleitung geben muß. Darneben ist er der Erfinder von einigen in dieser Fabrike unentbehrlichen Maschinen, womit man Leisten, Perlen, und andre sonst mit Mühe und Kosten zu machen seyende Arbeit, geschwind und wohlfeil ziehen kann; auch hat er allerhand schöne Polirungen, Lack und andre Firnisse, was aber das schönste ist, das Geheimniß erfunden, ein jedes fremdes Holz, das sonst mit Mühe und Kosten aus Ost und Westen mußte hergeholt werden, dauerhaft in Couleur und Ansehn aus unsern europäischen Holze nachzumachen, wovon er eine reiche Sammlung hat, und ich glaube, derselbe zu bewegen wäre, gemeinnützig zu machen, wann er heut oder morgen nach seinem Verdienst solte von hier weg berufen werden. Mit dieser Zergliederung, liebster Freund! finden sie also die Frage beantwortet: Wer ist der Erfinder und Meister? Es ist Krauß. Herr Roentgen aber, Herr der Fabrike, verkauft und sucht neue Kundschaft, zu welchen beyden Geschäften er vor viel hundert sonst geschickten Männern, besonders Geschicklichkeit hat, und überhaupt das Zeugniß ihm gegeben werden muß,

daß er ein kluger Kopf, ein Mann von Geist und Welt ist.

Herr Kinsing, Roentgens Compagnon, ist ein geschickter Uhrmacher, und vielleicht einer der ersten in diesem Jahrhundert; zumahl wenn es darauf ankommt, daß musicalische Instrumente darinnen angebracht werden, als die bey den jetzt abgegangenen unterschiedenen kunstreichen Stücken befindlichen Uhr, so von einem schwachen Fingerdruck aufgewunden, vollkommen Concert spielet, bezeiget. Woran Herr Krauß aber auch wieder Antheil hat, nämlich, daß sie die Verrichtung thut, wo und wie man will, so durch desselben mechanische Kenntniß bewirket wird. Ein dritter Hauptmitarbeiter in diesem Fabrikgeschäfte ist ein sicherer Herr Hermann; der, ob er schon von Profeßion ein Gürtler ist, sich den Namen eines kunstreichen Goldarbeiters und Vergolders erworben hat, und ein besseres Schicksal verdiente, als ihn bisher betroffen. Hiemit das Nöthige von dem Herrn Principal, von seinem Compagnon, der auch stets sechzehn bis achtzehn Arbeitsleute hat, und dem Mitarbeiter Hermann gesaget, gehe ich zu der versprochenen kleinen Schilderung unsers Mechanikers Krauß über, dessen durch sein Angeben verfertigt werdende Stücke entweder durch künstlich gebildetes Holz, oder architecten Kunst, oder daß deren innere Behältnisse sich dem Kenner selbst öfnen und vorspringen, dem Nichtkenner aber immer wie ein Rauch vor seinen Augen verschwinden, auszeichnet. Er ist aus Plauen in Sachsen gebürtig. Sein Vater war ein Schreiner, dabey aber auch in Militärdiensten, und hatte das Unglück im österreichischen Succeßionkriege, bey Gelegenheit, daß er seinen

Regi-

Regimentschef zu retten beschäftigt war, ein Auge zu verlieren; welche Handlung den damaligen König von Pohlen und Churfürst von Sachsen bewog, den alten Krauß mit 48 Rthlr. Pension zu begnadigen, darneben auch noch ihm und seinen Kindern die Freyheit schenkte, sich aller Orten, welche unter seiner Regierung standen, nieder zu lassen, und alles Geschäfte, was sie wolten, ohne einzige Abgaben zu treiben. Allein der ehrliche Alte genoß diese zeitliche Wohlthat nicht lange; eine damals von den Kriegsvölkern ins Land gebrachte ansteckende Seuche, rafte eine Menge Menschen, also auch ihn, und bald darauf auch seine Frau, unsers Mechanicus Mutter weg; liessen sechs Kinder nach, die nunmehro auch bis auf unsern Mechanicus und noch einen Bruder gestorben sind. Krieg, Krankheiten, und andre Unglücksfälle, hatten nicht allein das Vermögen dieser Kinder, Eltern, sondern auch das von allen ihren Blutsverwandten aufgezehrt, und dadurch diese, die jetzt an Eltern Stelle vor die Kinder sorgen solten, in die Unvermögenheit gesetzt, um solche nur bey einem ordentlichen Handwerksmeister unterzubringen, und dadurch es so weit mit unsern Mechaniker lief, daß er, als er neun Jahr alt war, um von den Gassen abgehalten zu werden, auf dem Lande als Hirte verdungen wurde. Jedoch dies dauerte nur wenige Tage, als Liebe und Lust zu einem Handwerk in ihm aufwachte; er lief also ganz stille von seiner Heerde weg, und nach Plauen zurück, woselbst er sich in eine Zitzfabrik verdungen, und fünf Jahr gearbeitet hat. Allein dies war sein Fach nicht. Er gieng ebenmäßig weg und nach Bareuth, wo er sich als Schreinerbursche engagirte, nachgehends ein tüchtiger Geselle wurde, und darauf nach Carlsruh reisete,

woselbst er die Hofarbeit bekam, und nebst dem schönen Fußboden im grossen Saal viele andre Stücke, die den Namen eines Meisters erheben, gemacht hat. Dies ist der Ort, wo er seinen jetzigen Principal, Herrn Roentgen, für circa 18 Jahr, hat kennen lernen; als derselbe mit einiger Schreinerarbeit dahin kam, und bey Befinden der Umstände unsern Mechanicus Krauß nicht nur für seine Arbeit geschickt und nützlich fand, sondern für sehr gefährlich betrachtete, wenn er ihn länger zu Carlsruh liesse, da jener bereits einige Stücke der Durchl. Fürstin gemacht hatte, worauf Herr Roentgen gerechnet, daß er solche absetzen würde; allein dasmal geschah es nicht; Krauffens Arbeit behielt die Oberhand, und war in allem Betracht künstlicher und von mehrerm Werth als Herrn Roentgens seine.

Dieser gab sich daher alle Mühe unsern Mechaniker Krauß zu bereden; und da derselbe um eben diese Zeit mit dortigen Hofarbeitern und andern Meistern einigen Verdruß hatte, kostete es ihm als einen jungen Menschen, der das Wahre für das Falsche nicht zu schätzen wußte, nicht viel Ueberwindung Herrn Roentgen es zuzusagen; obgleich man ihm dorten ein festes Jahrgehalt und viele andere Vortheile versprochen hatte. Kurz, seine Abreise geschahe. Er kam nach Neuwied, und arbeitete beynahe drey Jahr lang so in geheim und stille, daß man nicht wußte, ob er auch wohl ein guter Schreiner, geschweige ein Künstler und Mechaniker sey; als endlich ganz unvermuthet ein Entwurf von ihm ans Licht trat, der allen Zweifel benahm, und das bezeugte, was er bisher mit so vielem Ruhm thätlich erwiesen hat. Herr Roentgen,

der

der um diese Zeit von München zurück kam, und ein kleines Stück, das unser Mechanikus ohne Wissen in seiner Stille dennoch verfertigt, mit vielem Beyfall verkauft hatte, verfällt jetzt mit einmal auf den Gedanken, ein grosses Stück zu machen, so sehr auch gemeldetes aus seinem Schreinerfach laufende Stück verschieden ist. Kurz, unser Mechaniker mußte also über dem von Roentgen vorgeschlagenen Werk einen Entwurf machen; dies that er. Ein Gleiches that auch ein dahier sich aufhaltender Schreiner, Meister Müller, der nunmehro über unsern Mechaniker zu jalousiren anfieng, und ihn zu stürzen suchte; weshalb er unter allerhand Schmeicheley Herrn Roentgen zu gewinnen suchte, und auf den von ihm entworfenen Plan in Arbeit nehmen zu lassen bestund, der in Natur aber nichts als närrische Ideen in sich hatte, und weder Kunst noch Artigkeit, vielweniger etwas Schmackhaftes verrieth, und daher mit unsern Mechanicus nicht übereinstimmen konnte, denselben verwarf, und auf seinen Plan beharrte, der auch drey Jahr hernach ausgeführt, und ein herrliches Stück geworden ist, wovon ein Mehreres an seinem Orte. Jetzt will ich nur anführen, daß alles Gegenspruchs und angegebenen Gründen der Unrichtigkeit des Begehren des Müllers, gleichwohl dessen fantastischer Entwurf angenommen, und jenes Cabinet angefangen, und zwar zu dreyenmalen, aber auch jedesmal verworfen worden. Inmittelst wurde der Inventor Müller krank und starb. Es mußte daher der berühmte Mahler Zick in Colberg, der auch zugleich ein grosser Architecteur ist, seine Genehmigung darüber ertheilen. Dieser war also wider ersten, und mit Krauß eines Sinnes, mithin das Entstehn dieses Stücks Zick und Krausens Bemühn

und Anordnung war; in strengen Sinn aber genommen war Krauß allein der Meister von diesem nach Brüssel, als nachgehend an des Königs Majestät in Frankreich vor 3300 Carol. verkauften Stück, das eine Commode vorstellte. Im untern Theil öfneten sich mit einem Schlüssel unterschiedliche Chatoullen mit mannigfaltigen Verzierungen. Im zweyten Theil kam ein Brief und Medaillen Cabinet zum Vorschein, bey dessen Eröfnung sich ein angenehmes Glockenspiel hören ließ. Der dritte Aufsatz formirte ein Cabinet mit künstlicher Arbeit und Mahlerey verziert, so die Vermählung der Flora vorstellte, darnach das Postament, das wieder einen geheimen Schreibtisch abgab, der nebst allen vorkommenden Decorationen mit einem Druck verschwand. In der Kuppel dieses Stücks war eine Flöten- und Harfenuhr von Kinsing.

Jetzt komme auf das nach Paris gekommene Clavier, wobey die Puppe herfür trat und spielte; ein Werk, das in einem sichern Journal vor Original des Herrn von Roentgen ist zugedacht worden, und derohalben auch unser Mechanicus daran Theil haben müßte. Allein dieser ist ehrliebend und rechtschaffen, als daß er einigen Ruhm daran begehren, und eines Mannes Achtung verletzen sollte, der alle Ehre dabey verdienet. Ich sage also wiederholt, dies Werk war nicht von ihm ausgedacht, sondern ausser einigen Abänderungen, oder Zusätzen von Verzierungen ganz Copie. Der Erfinder war der berühmte Mechanicus Mellinger in Zweybrücken, wo solches von Kinsing copirt, und mit Hülfe unsers Kraußens allhier nachgemacht worden ist. So wenig Ruhm als Krauß hiebey gesucht hat, so viel giebt ihm, das Anno 1783 fertig

gewor-

gewordene, und von Herrn Roentgen an die Kayserin von Rußland vor 25,000 Rubel verkaufte Architecturstück, bestehend in einem Cabinet mit einem Schreibetisch, ein geheimes Brief- und Münzcabinet, das mit Vorhängen, dorisch und jonisch, als sonst sehr kostbaren Brunsarbeit und matt verziert war. Die Wirkungen desselben waren meistentheils mit dem Anno 1778 nach Paris verkauften Stück einerley; ausser daß im Ganzen die sieben Künste in Gruppen vorgestellt worden, wovon der Angeber Herr Zick war, übrigens aber war die Einrichtung und Vollendung desselben ganz kraußisch. Nun gehe zu den letzt gedachten, zu den Hauptstücken über, die Sie bey Ihrer Durchreise gesehen haben; Werke, die schon im vorigen Jahr von Krauß in Arbeit genommen, nun aber erst fertig, und wie Eingangs gesagt, nach Rußland und Schweden mit noch viel andern kleinen Stücken, deren Werth circa 300,000 fl. ausmachen wird, sind abgesandt worden, und wo solche nunmehro eingetroffen seyn müssen. Das Hauptstück für der rußischen Kayserin Majestät präsentirt ein stehender und sitzender Schreibtisch im Façon aber einen antiken Tempel, welcher mit der Gruppenfigur sechs Fuß hoch ist. Das untere Theil ist dorisch ausgeführt, mit drey Colonaden, wo in den Haupttheilen die Verzierungen enarabesque angebracht sind. Der Aufsatz ist jonisch, und stellt einen sitzenden Schreibtisch vor, welcher sich mit der Gruppenfigur bewegt, in die Höhe hebt, und den stehenden Schreibtisch formiret. In der mitteln Parthie ist eine theatralische Wand, die das Briefcabinet verschließt. Drückt man hier auf, so geht die Wand nieder, und das Cabinet öfnet sich, wird auf diesen Platz wieder gedrückt, so schließt sich solches; und

doch hält das mechanische darinnen nicht mehr als 30 Pfund. Die Verzierung auf der Wand in matten Golde stellt vor die Sonne, und einige Kinder, die mit der Leyer spielen; endlich endiget sich die jonische Ordnung mit einer Gruppenfigur von Brunsarbeit, und in matten Golde, von den besten Meistern in Paris ausgearbeitet. Die Gruppenfigur besteht in einer Ehrensäule, wo die Minerva der Kayserin ihr Portrait aufhängt. Die Unsterblichkeit schreibt der Kayserin Namen ins Postament, und die Mortalität deutet die Unsterblichkeit durch die Posaune an. Die Endigung von der Ehrensäule stellt das Gesetz vor ꝛc. Hiebey will ich es lassen, und ferner von dem Stück, so der König von Schweden erhält, das einen architectischen Schreibtisch vorstellet, und mit kleinen Colonaden, jonisch ausgearbeitet, und verschiedene Springschubladen hat, desgleichen von der musicalischen Uhr und andern vielen Stücken keine Erwähnung thun. Sie sind alle vortreflich und architectisch oder mechanisch, davon Krauß Angeber und Meister ist. — — — —

— — — — — —

VI. Nach-

VI.

Nachricht von einer Reise an den africanischen Küsten. Im Jahr 1670 und 1671.

Dieses ist ein Auszug aus einem sehr wenig bekannten Tagebuch eines französischen Seeofficiers, der in oben bemeldten Jahren die westliche Küste von Africa, und zwar vom 13ten Grad nördlicher Breite bis zum dritten Grad südlicher Breite, beschifte.

Der Graf von Etrées, Viceadmiral von Frankreich, langte mit seiner Escadre den 3ten December 1670 am grünen Vorgebirge an, und warf auf der Rhede von Gore Anker. Diese Rhede hat ihren Namen von einer kleinen Insel nahe am festen Lande, woselbst sich zwey Hafen befinden, in welchen mit den Negern starker Handel getrieben wird. Die Holländer haben hier in allen Dörfern längst der Seeküste Abgeordnete wohnen, die den Handel besorgen, und die eingetauschten Waaren nach ihren Forts schicken. Diese Waaren bestehn in Büffelhäuten, in Wachs und in Elephantenzähnen, welcher letztere Artikel jedoch hier nicht sehr beträchtlich ist.

Die Kaufmannsgüter, die man dahin bringt, sind vorzüglich Serge von allen Farben, womit sie ihre Lenden umgürten, obgleich sie übrigens nackend sind. Die Zeuge gehen indessen

indessen hier weniger ab, wie an andern Oertern der Küste, weil die Neger selbst dergleichen aus Baumwolle verfertigen; hingegen lieben sie sehr Glaswaaren, Zinn, kupferne Kessel, Messer, eiserne Stangen und Branntewein. In Ansehung des Geldes sind die Piaster hier im Gange. Die Kaufleute dürfen nichts ans Land bringen, bevor sie die Erlaubniß des Statthalters haben, der den Zoll erst für den Negerkönig, und sodann für sich bestimmt, da hierin nichts festgesetzt ist. Sie lassen es nicht an Foderungen fehlen; denn wenn ein Schiff nur bloß Holz und Wasser einnehmen will, und man dem Statthalter deshalb ein Geschenk gemacht hat, so zeigt sich sogleich ein Neger, der sich Befehlshaber über das Wasser, und ein andrer, der sich Befehlshaber über das Holz nennt, denen man auch geben muß. Wenn man nun einig geworden ist, und ihr Wort erhalten hat, so können mit aller Sicherheit die Waaren ans Land gebracht werden. Wird etwas entwendet, so verschaffen diese Oberaufseher, daß es wieder gegeben wird, weil man sonst beständig dem Raube ausgesetzt seyn würde, da ihnen alles ansteht.

Die Einwohner führen eine sehr faule Lebensart, und bauen ihre Felder nicht an, ausser in kleinen Bezirken, wo sie türkisch Korn anbauen. Ihre größte Beschäftigung ist der Fischfang; auch fangen sie in kurzer Zeit viel Fische, da man wenig Küsten findet, die so sehr damit versehn sind. Sie leben unter der Herrschaft eines Königs, der an die entfernten Oerter Statthalter schickt, die ihm, wenn er Krieg hat, Soldaten schicken müssen. Ihre Waffen sind Pfeile und Lanzen; auch haben sie einige Musketenträger, die zur Leibwache des

Königs

Königs dienen. Der König war kurz zuvor gestorben, ehe wir ankamen, daher wir alles, Männer und Weiber, in Trauer fanden. Diese Trauer bezeichneten sie durch ihre Haare, die sie in langen Flechten abtheilten, und ihnen über den Rücken hiengen. Sie zeigen viel Unterwürfigkeit gegen ihre Vorgesetzten. In Ansehung ihrer Religion würde es ihnen schwer werden zu sagen, worin sie besteht. Die meisten sind beschnitten, einige sind Götzendiener, andre aber nennen sich Christen, und sagen, daß sie von den Portugiesen getauft worden wären, die ehemals längst diesen Küsten den Herrn spielten. Sie schienen mir alle sehr abergläubisch zu seyn, und haben immer viele kleine Stückgen Zeug bey sich, die besonders gefaltet sind, und denen sie grosse Tugenden zuschreiben. Einige derselben schützen wider die Löwen, andre wider die Tiger, noch andre um nicht zu ersaufen, u. s. w. Sie legen sich eiserne Strumpfbänder an, um keine Kopfschmerzen zu bekommen. Alle diese Lappereyen heissen bey ihnen Grygry, und wenn sie unser Scapulier und Kreutze sehen, so geben sie ihnen eben diesen Namen. Es ist wahr, daß eine gewisse Gleichförmigkeit dazu Anlaß giebt, denn sie glauben eben so wohl als wir, daß alle diese Dinge die Macht haben, gegen widrige Zufälle zu sichern.

Die Art, ihre Todten zu begraben, ist sehr ausserordentlich. Ich habe zwey dieser Beerdigungen gesehn. Sie luden dazu alle ihre Nachbarn ein; die Männer kamen bewafnet, als wenn sie mit dem Tode hätten fechten wollen, und brachten ihre Trommeln und andre Kriegsinstrumente mit; die Weiber hingegen kamen, um Grimassen zu machen, und entsetzlich

zu heulen. Da sie bey der Hütte des Todten angelangt waren, die einem grossen Bienenkorbe ähnlich sah, so bemühten sie sich eine Ratze zu finden. Dieses Suchen geschah bey dem Klang ihrer Instrumente und unter beständigen Schreyen. Da sie endlich eine gefangen hatten, bezeigten sie sich überaus vergnügt, und trugen sie tanzend zum Leichnam hin, wo sie solche tödteten und auf ihn legten; sodann wurde unter des Todten Haupt ein Bund Reiß gelegt, der Körper mit Milch besprengt und mit etwas Sand bestreut. Nach dieser Handlung verließ jedermann die Hütte, man hieb die Stützen um, die dieselbe aufrecht erhielten, und so stürzte das Gebäude auf den Leichnam. In diesem Zustande wird er immerwährend gelassen, wobey man sagt: Er schläft.

Ihr Land ist schön, ganz flach und mit grossen Bäumen bedeckt. Sie haben Wiesen, wo sie eine Menge von Ochsen, Pferden und Kameelen ernähren. Von wilden Thieren giebt es hier Löwen, Tyger, wilde Hirsche, wilde Schweine u. s. w. desgleichen allerhand Arten von kleinem Wildpret und zahmen Thieren, die gut zu essen sind.

Nachdem der Viceadmiral gehört hatte, daß die Einwohner erst seit drey Tagen einen König erwählt hätten, so schickte er zu ihm um ihn zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen zu lassen. Die Krone ist hier eben nicht wahlmäßig, allein diesmal geschah es, weil der Verstorbene keine Kinder hinterlassen hatte, und auf andre Verwandte und Erben nicht dabey gesehn wird. Unsre Abgeordneten brachten ihm auch Geschenke, die in einem lakirten Degen, einem Castorhut mit silbernen Borten, und in einer schönen Flinte bestanden. Er

empfieng

empfieng alles dieses wie ein wahrer Neger, und wolte den Abgeordneten zwingen ihm auch seinen Rock zu geben, der von grauem Tuch und mit kupfernen vergoldeten Knöpfen besetzt war. Er wolte sich aber durchaus nicht dazu bequemen, und eilte wieder an Bord zu kommen, mit den elenden Geschenken, die er vom König erhalten hatte.

Vier Tage nachher schickte der Viceadmiral ein Schif von seiner Escadre um längst den Küsten von Guinea zu segeln, damit der Handel der französischen Schiffe erleichtert würde. Ich erhielt Befehl mitzugehn. Wir fuhren ohne Verzug ab, und warfen 12 Lieues von da Anker. Die Küste führte hier den Namen Porto Hally, und gehörte einem andern Könige; jedoch herrschen unter diesen Völkern dieselbigen Neigungen und Sitten. Die Weiber waren sehr in uns verliebt, besonders in einen Officier, der sich durch seine grosse Statur auszeichnete; sie versammleten sich um ihn herum, klopften die Hände und schryen. Ich bemerkte, daß sie eine grosse Verehrung den Eidexen bezeigten; denn da ich auf die Jagd gieng von einem Neger begleitet, und eins dieser Thiere tödten wolte, so fieng mein Schwarzer an zu schreyen, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß diese Tödtung Einfluß auf unser Schicksal haben würde.

Wir blieben zwey Tage hier wegen einem französischen Kauffartheyschiff, das nicht ohne Grund besorgte, zwey hier befindliche Agenten, ein Holländer und ein Portugiese, würden ihren Handel verhindern. Da unsre Gegenwart die Hindernisse gehoben hatte, giengen wir unter Segel, unsre Route fortzusetzen. Der Wind war uns günstig bis zur Insel St.

Anna, die ohnweit dem festen Lande unter dem siebenten Grad der Breite und dem achten Grad der Länge liegt. Hier hatten wir sechs Tage lang Windstille, da denn der Wind wieder in die Segel bließ, und uns nach Capo de Monte führte, wo wir landeten, um Wasser zu holen. Hier fanden wir ein elendes Dorf von zehn Häusern. Ich stieg zuerst ans Land, wo ich zwölf bis funfzehn Schwarze antraf, deren Freundschaft ich bald durch Branntewein gewann. Dieses war meine gewöhnliche Complimentiermethode in dieser Weltgegend, wobey ich mich sehr wohl befand. Ich empfieng von ihnen mehr Caressen als ich wünschte, denn sie stunken sehr. Sie versicherten uns, daß wir willkommen wären, daß sie aber nichts versprechen könnten ohne ihren Statthalter, dem sie schon unsre Ankunft gemeldet hätten. Um ihn zu vermögen, sich desto geschwinder im Dorf einzufinden, riethen sie uns, in der Nacht einen Canonenschuß zu thun, der auch überdem die Wirkung haben würde, alles Volk aus den umliegenden Gegenden herbey zu ziehn, um uns ihre Waaren zu bringen.

Da mein Branntewein ihnen so wohl schmeckte, bath mich einer um Erlaubniß, etwas davon ihren Göttern zu bringen, die zwey aus einem Baumstamm geschnittene Fratzengesichter waren. Das eine hatte eine männliche, das andre eine weibliche Figur; beyde in einem Hundeloche in die Erde gesteckt. Der Neger reichte ihnen knieend eine Tasse voll dar, da aber die Götzen nicht trinken wolten, so leerte er selbst die Tasse aus, und brachte sie mir wieder. Ich gieng darauf selbst hin diese Götter zu sehen, und ward einen

kleinen

kleinen Heerd gewahr, rund um welchen viele Fischgräten von den Fischen lagen, die man geopfert hatte. Da sie keine Priester haben, so kann ein jeder selbst opfern. Sie nähern sich diesen Göttern beständig mit Ehrfurcht, rühren sie aber nie an, weil sie glauben, daß diejenigen, die sich es unterstehn, ohnfehlbar gestraft werden. Ihre Begräbnisse sind nicht denen vom grünen Vorgebirge ähnlich, denn sie haben eigene Beerdigungsplätze; ein jeder den seinigen, jedoch alle an einem Ort.

Den folgenden Tag kam der Statthalter; wir machten ihm ein Geschenk, und er gab uns alle Freyheiten. Wir tauschten hier Reiß ein; dieses ist fast das einzige Product, das sie besitzen; dagegen sind ihnen alle europäische Waaren willkommen, die ich oben beym Handel am grünen Vorgebirge genannt, und längst der ganzen Küste gangbar sind.

Das Land hier ist schön, ganz mit Waldungen bedeckt, und sehr eben, nur das Cap ist der einzige Berg, der aber nur wenig Raum einnimmt. Wir blieben hier vier Tage, ohne weitere Bemerkungen zu machen; ausser daß ich im Dorfe ein Weib sah, deren Haare kraus wie alle andre Neger allein von rother Farbe waren; ihr Körper aber war weißlich. Ich fragte um die Ursache dieser sonderbaren Verschiedenheit, und hörte, daß sie von einer Nation wäre, die tief im Lande wohnte, mit welcher sie Krieg geführt hätten, da denn dieses Weib gefangen worden wäre. *)

Nachdem

*) Dies sind die sogenannten weissen Neger, die man auch Blaffards nennt, die aber kein Volk für sich ausmachen,

Nachdem wir unser Wasser und Holz eingenommen, giengen wir unter Segel, und gelangten bald zum Fluß Eter, im vierten Grad der Breite und im vierzehnten der Länge. Nichts ist schöner als die um diesen Fluß liegenden Gegenden, die ganz flach sind. So weit das Auge reicht, siehet man grosse Bäume, die da scheinen ein ewiges Alter zu haben, und so sehr in ihren Farben verschieden sind, daß man glauben solte, die Natur hätte einen Gefallen daran gefunden, sie so wohl zu vermischen; denn unter einem Klumpen Bäumen, die dunkelgrün sind, findet man andre die blaßgrün, noch andre die feuerfarb, und so überhaupt allerhand Farben darstellen.

Der Fluß ist so breit wie die Seine bey Paris. Die Ufer desselben sind mit grossen Bäumen besetzt, deren Zweige zu Wohnörtern für die Seevögel und Affen dienen. Längst dem Ufer liegen Negerdörfer; die Residenz des Königs aber ist zwey Lieues vom Meer entfernt. Wenn ein Schif ankommt, und ein Canonenschuß die Ankunft kund gethan hat, findet sich der König an der Mündung des Flusses ein, woselbst das Handelsdorf liegt. Der Handel besteht hier bloß aus Reiß und Elfenbein. Oft versucht dieser Neger eine Taxe auf die europäischen Kaufmannsgüter zu legen, wenn man ihm aber Widerstand zeigt, so läßt er den Kaufleuten freyen

wie man lange fälschlich geglaubt hat, sondern blos ausgeartete Menschen sind. Der berühmte Paw hat solches in seinen Recherches Philosophiques sur les Americains hinreichend bewiesen.

A. d. H.

freyen Willen, die denn gewöhnlich seinen Weibern Geschenke machen, wodurch der Handel am geschwindesten in Gang gebracht wird.

So bald wir nur die Anker geworfen hatten, eilte ich ans Land, ohne jedoch die Branntweinsflasche zu vergessen. Ich zeigte sie, da ich aus dem Boot stieg, da mir denn von den Einwohnern viele Liebkosungen geschahn. Sie gaben zu verstehn, daß wir willkommen wären, daß sie aber nichts ohne Befehl ihres Königs zu unserm Vortheil thun könnten. Da ich nun von ihnen erfuhr, daß sein Wohnort nur zwey Lieues entfernt wäre, so bestieg ich wieder meine Schaluppe, um dahin zu fahren. Eine Menge Neger begleiteten mich in ihren Canoen. Zwey der ansehnlichsten nahm ich zu mir. Während dieser Route sahe ich über hundert Canoes, die mit Waaren beladen nach dem Handelsdorf fuhren.

Ich langte endlich in der Negerstadt an, die eine vortrefliche Lage hat, auf einer Anhöhe am Ufer des Flusses, der hier am breitesten ist, weil ein andrer Fluß sich hier mit ihm vereinigt. Die Stadt selbst aber ist der Schönheit der Gegend ganz und gar nicht angemessen. Ihre Häuser sind blos von Erde aufgeführt, und mit Kalk überweißt; die Höhe derselben ist zwölf Fuß, und die Form völlig rund. Da aber alle andre Häuser, die wir auf der Küste gesehen hatten, nur von Rohr waren, so schienen sich diese auszuzeichnen.

Als ich die Schaluppe verließ, fand ich eine Menge Neger, die die Neugierde herbeyführte. Ich fragte sie, wo der König wäre, worauf sich denn ein jeder beeiferte mein

Führer zu seyn, besonders da sie sahen, daß einer von meinen Matrosen zwey grosse Flaschen trug, die ihnen gewaltig in die Augen stachen. Ich fand den König unter einer Art von Dach sitzend auf einer drey Fuß hohen Terrasse. An diesem Ort nimmt er gewöhnlich die Klagen seiner Unterthanen an. Hier saß er ganz nackend auf einer Matte mit seinen Prinzen, die rund um ihn sassen. Sie verliessen diese Stellung nicht bey meiner Ankunft, allein der König reichte mir die Hand, um zu ihm herauf zu steigen, und ließ mich neben sich auf seiner Matte sitzen. Ich nahm eine von meinen Flaschen, und trank auf seine Gesundheit; nachher goß ich ihm eine volle Tasse ein, und er trank die meinige. Sodann ergrif er selbst die Flasche, und schenkte daraus allen seinen Hofleuten ein. Nachdem sie alle getrunken hatten, bat ich ihn um die Freyheit Wasser und Holz einzunehmen, desgleichen Lebensmittel kaufen zu dürfen, die blos in Reiß und Hühner bestanden. Er erlaubte alles, ich dankte ihm, und übergab meine Geschenke, die in einem Hut 20 Sols werth (ungefähr sechs gute Groschen) und in einem Stück Leinwand bestanden, worüber er viel Freude bezeigte. Ich gab auch seinem Bruder einen Hut, und da ich sahe, daß sie mir so geneigt waren, verlangte ich vom König die Freyheit, die Stadt zu besehen. Er ertheilte mir nicht allein solche, sondern sagte auch, daß er mir zu essen geben wolte.

Ich brauchte nicht viel Zeit, die Merkwürdigkeiten dieser Residenz zu betrachten. Das Vornehmste darunter war ein ihren Göttern geheiligtes Gebäude. Die Götzenbilder in demselben waren von Holz, allein ein so grosser Gegenstand

der

der Ehrfurcht, daß sie drey- viermal des Tages in einer Art von Procession dahin gehn, um ihre Gebete daselbst zu verrichten.

Da ich so herum gieng, sahe ich zwey Negerjungen, die Hühner rupften; man sagte mir, daß diese des Königs Köche wären, die meine Mahlzeit zubereiteten. Ich suchte sogleich den König auf, nahm meine andre Flasche hervor, ließ sie alle daraus trinken, und sagte ihm sodann, daß ich gienge, dem Befehlshaber des Schifs seine guten Gesinnungen zu melden, und daß er selbst kommen würde, sich dafür zu bedanken. Der König wolte mich aufhalten und sagte, daß wenn wir gegessen hätten, er selbst mit uns gehen würde; die Art aber, wie ich hatte die Speisen zubereiten gesehn, konnte bey mir wohl keinen Appetit erzeugen. Da er mich fest entschlossen sah wegzugehn, ließ er mir von seinem Getränke reichen, das sie Palmwein nennen, und abscheulich schmeckt. Dieser sogenannte Palmwein wird auf folgende Weise gemacht. Sie durchboren den Palmbaum, und das Wasser, was sodann aus den Löchern fließt, ist der Neger Wein, den sie auf der ganzen Küste trinken. Nachdem ich davon gekostet hatte, gieng er in Begleitung seines Bruders und noch zweyer andern in meine Schaluppe. Ich führte sie gerade nach dem Handelsdorf. Da wir den Fluß herunter fuhren, bemerkten wir in vielen uns begleitenden Canoes Neger, die allerhand farbigte Zeuche um ihre Schultern hangen hatten. Man sagte uns, daß dieses die königliche Leibwache sey.

Da wir angelangt waren, ließ ich ihn aussteigen, und verfügte mich an Bord des Schiffs, um von meinem Auf-

trag Bericht zu erstatten. Nachdem wir gegessen hatten, gieng der Capitain mit mir zum Könige, der uns sehr freundlich empfieng. Er hatte noch nicht gegessen, ließ aber seine Speisen vor uns auftragen. Dieses waren zwey Hüner, die in einem Topf mit Piman (eine Art sehr starken Pfeffers) gekocht waren. Er setzte sich dabey auf seine Matte, und ließ den Capitain neben sich setzen. Die Erde diente ihm bey dieser Mahlzeit zum Tisch, und ein kleiner Mantel, der um seinen Oberleib hieng, zur Serviette. Es fehlte ihm nicht an Appetit. Nach der Mahlzeit übernahm er die Justizpflege. Wir waren Zeugen eines Processes, der ziemlich lange vor ihm plaidirt wurde. Die Advocaten sassen, allein die Partheyen lagen auf den Knien. Da beyde Theile genug geredet hatten, sprach der König das Urtheil, ohne daß darüber gemurrt wurde.

Was uns betraf, so gab er die Versicherung, daß wir ungestört die Waaren ans Land bringen könnten, nebst der Erlaubniß diejenigen zu tödten, die Unordnung anfangen würden. Er äusserte den Wunsch, daß wir uns in seinem Lande niederlassen möchten. In diesem Fall solten uns seine Unterthanen helfen ein Haus zu bauen, und zu unsrer Sicherheit wolte er Geissel nach Europa schicken. Wir bezeugten ihm unsre Dankbarkeit, und gaben ihm viel Branntewein zu trinken.

Nachdem wir das Nöthige eingenommen, giengen wir unter Segel, und paßirten das Cap Palma. Das Land war immer das nämliche, sehr flach und mit Waldungen bedeckt, die Sitten der Einwohner aber sind von einander sehr verschieden; denn diese jenseits des Vorgebirges fressen Menschen,

schen, daher auch die Seefahrer hier nicht gerne landen. Dennoch kommen sie gewöhnlich zu den vorbeygehenden Schiffen, die sie aber nicht eher besteigen, bis sie für ihre Sicherheit gesorgt haben. Sie fahren mit ihren Canoes um dasselbe herum, und schreyen immer quoa! quoa! und nähern sich nicht, bis das Schiffsvolk nicht auch quoa gerufen hat. Wenn sie am Bord kommen, so bleibt einer im Canoe zurück mit ihren Waaren, aus Mistrauen, um im Nothfall die Flucht zu nehmen. Die Waaren sind mehrentheils sehr schöne Elephantenzähne. Von allen denen, die das Schiff besteigen, geht nur einer in die Cajüden und im Schiffsraum hinein, die andern bleiben aufs Verdeck, und beobachten die Mienen des Schiffvolks. Bey dem geringsten Geräusch springen sie ins Meer, und da sie geschickte Taucher sind, so schwimmen sie unterm Wasser zu ihren Canoes, besteigen sie, und entfernen sich mit grosser Schnelligkeit; denn ihre kleinen Fahrzeuge sind sehr leicht, und sie verstehn solche so gut zu rudern, daß es selbst für unsre am besten bemannte Schaluppen unmöglich ist, sie einzuholen.

Diese Neger führen oft Kriege mit ihren Nachbarn, daher sie von allen europäischen Waaren nichts so begierig verlangen, als Flinten und Pulver. Sie sind von Körper nicht übel gestaltet, und haben alle wohl proportionirte Glieder. Ihre Zähne sehen roth aus, weil sie beständig eine gewisse Frucht kauen, die ihnen diese Farbe giebt. Die Küste dieses Volks ist 45 Lieues lang; nachher aber etwas weiter hin findet man eine gute Menschengattung, deren Land aber keinen grossen Raum einnimmt, und nach diesem die Goldküste,

woselbst wir bey Achin Anker warfen. Die Holländer haben hier auf einer kleinen Anhöhe ein Fort gebaut, und thun alles was sie können, um die andern Europäer zu hindern, hier Handel zu treiben. Diejenigen aber, die dazu entschlossen sind, fahren mit kleinen Schiffen die Küste lang, die keine Klippen oder Sandbänke hat, wo denn die Neger ihren Goldstaub zu ihnen bringen. Dieses zu verhindern sind die Holländer nicht mächtig genug; ja wenn sie hier keine Schiffe auf der Rhede haben, so kann man sich dem Fort bis auf einen Canonenschuß nähern. Wir blieben 36 Stunden hier, ohne etwas besonders zu bemerken, ob wir gleich den Negerstatthalter besuchten. Das Dorf, wo er wohnt, liegt unter dem Fort, und ist groß und stark bevölkert.

Von da giengen wir nach Butru, wo die Holländer ein Fort haben. Ich besuchte hier den Commendanten, der wie ein armseliger Handelsmann aussahe, und bemerkte überhaupt nichts Merkwürdiges. Das Land fängt hier an gebirgigt zu werden. Nach meiner Rückkunft hoben wir die Anker und segelten nach Sama.

An diesem Ort ist ein sehr breiter Fluß, der aber wenig Tiefe hat. Man findet darin Crocodillen, und an dessen Ufern Cibetkatzen. Hier sind die letzten Waldungen, daher auch alle andre holländische Forts, die weiter hin liegen, hieher schicken Holz zu holen. Um es ihnen nicht daran mangeln zu lassen, verhindert der Commendant des hiesigen Forts die Schiffe andrer Europäer dieses Bedürfniß in Sama einzunehmen. Wir blieben zwey Tage hier, und assen beym Commendanten, der aber, wie ich glaube, die Einladung

bereuete,

bereuete, da wir im Fort ankamen, weil wir stärker waren als er. Die grosse Unruhe, worin er sich befand, war augenscheinlich. Das beste an seiner Tafel war eine africanische Ratze, die so groß und dick wie ein vierzehntägiges Schwein war.

Während daß wir uns am Lande befanden, kamen eine Menge Schwarze zum Schif um Branntewein zu haben. Die zurückgebliebenen Officiers vertauschten ihnen solchen, wurden aber betrogen, denn anstatt des Goldstaubes gab man ihnen Kupferstaub. Sie besitzen die Kunst diesen so gut zu vergolden, daß diejenigen, die diese Waare nicht genau kennen, und nichts bey sich haben die Probe zu machen, ohnfehlbar dabey hintergangen werden. An diesem Tage solten sie der Berechnung nach für 1000 Thaler Gold bringen, der Kupferstaub war aber kaum einen Thaler werth. Zu eben der Zeit kamen Neger von Commendo an, um uns zu bitten zu ihnen zu kommen, weil sie die Franzosen sehr liebten. Dieses Gesuch wurde erfüllt, und wir ankerten den folgenden Tag vor ihrer Stadt.

Wir fanden bey unsrer Landung die Einwohner unter den Waffen, um uns desto mehr Ehre zu erzeigen. Sie begrüßten uns mit drey Salven aus ihren Musketen. Ein grosser Trupp Männer und Weiber begleitete uns tanzend nach dem Schall einer Art von Guitarren und verschiedener Instrumente, die von Elfenbein gemacht waren. Alle diese Neger waren den obenbeschriebenen ähnlich, nur die Weiber ausgenommen, die Scherpen trugen, und an ihren Gürteln eine Menge Schlüssel hängen hatten. Diese halten sie für eine

grosse Zierde, da alles in ihren Häusern mit Schlössern versehn ist. Wir zogen auf diese Weise durch die Stadt, und fanden in allen Gassen neue Tänzer. In der Mitte war ein grosser Platz, der mit Männern und Weibern angefüllt war, die auch tanzten und schryen: Es lebe Frankreich! Ueberhaupt schienen sie alle sehr vergnügt uns zu sehen. Sie führten uns zu einem Hause, das von den Franzosen ehmals erbaut worden war; wobey sie sagten, daß es uns gehöre, und wir uns desselben als Herren bedienen könnten. Wir blieben hier zwey Stunden lang, die wir damit zubrachten sie tanzen zu sehen. Unter den Haufen waren Männer, die Tygerhäute anstatt der Scherpen trugen, und um die Lenden und den Unterleib eine Art von Panzer hatten, den sie gewöhnlich im Kriege anlegen. Nur diese Theile des Körper allein sind bedeckt, alle andre aber nackend.

Als wir dieses Haus verliessen um uns einzuschiffen, kam ein Neger uns zu sagen, daß der bisher abwesend gewesene Statthalter angelangt sey. Er kam aus der Residenz des Königs, Großcommendo genannt, die nur vier Lieues von hier entlegen ist. Wir besuchten also diesen Statthalter, und ich gestehe, ich war nicht wenig verwundert nichts Barbarisches in ihm zu finden, im Gegentheil hatte er ein menschenfreundliches Ansehn. Er empfieng uns auch ganz anders, wie alle übrigen die wir gesehn hatten. So bald wir die Goldküste nur berührten, hatte ich schon bemerkt, daß die Menschen hier civilisirter als in den andern Negerländern wären. Dieser Schwarze war von grosser Statur; alle seine Glieder zeigten Kraft an; die Nase bey ihm war nicht platt, auch

hatte

hatte er keinen so grossen Mund wie die andern Neger; seine Augen waren sehr offen und voller Feuer. Er sagte uns, der König hätte mit vieler Freude gehört, daß ein französisches Schif auf der Küste angekommen sey, daher er ihm auch befohlen habe sogleich abzureisen, um uns zu versichern, daß wir willkommen wären; er für seinen Theil wünschte uns Dienste zu leisten, wobey er sich sehr verständig ausdrückte. Nachher gab er allen denen Audienz, die ihn sprechen wolten. Dieses geschah ohne alle Verwirrung und in unsrer Gegenwart. Das Zimmer worin wir uns befanden war mit Tischen, Sesseln und Kasten möblirt, die Audienzsuchenden aber standen in einer Art von Vorzimmer, aus welchem sie einer nach dem andern herausgerufen wurden. Beym Eintritt in das unsrige warfen sie sich auf die Knie, und sprachen in dieser Positur mit dem Statthalter, der durch gewisse Geberden ihnen gleichsam den Segen gab, da sie denn fortgiengen. Denn vornehmsten reichte er die Hand wenn sie knieten. So wurde er von allen Instrumentspielern besucht, die alle nach der Reihe kamen ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen, in Begleitung von Tänzern und Tänzerinnen, die auf der Strasse tanzen mußten, während wir mit ihm assen. Diese Mahlzeit war sehr anständig. Er schlug uns vor seinen König zu besuchen, wobey er uns anbot so viel Sclaven zu verschaffen, als wir brauchten uns in baumwollenen Tragesesseln dahin zu bringen. Diese ihre Reisemaschinen sind sehr bequem, man wird in denselben ganz sanfte und ziemlich geschwinde getragen. Unser Capitain, der Chevalier von Hailly, dankte ihm und sagte, daß er seine Abreise beschleunigen müßte, ja daß ohne des Statthalters Ankunft er bereits unter Segel seyn würde.

Er

Er bat ihn jedoch auf sein Schif zu kommen, wo er ihn regaliren wolte. Dieser Vorschlag wurde angenommen, wobey er sagte, daß er ein grosses Zutrauen zu den Franzosen hätte, und bey andern Nationen nicht ein Gleiches thun würde. Wir mußten zuerst aus seinem Zimmer herausgehn, er folgte uns von drey Sclaven begleitet, die vor ihm hergiengen. Zwey von ihnen trugen jeder eine Flinte, und der dritte seinen Panzer und Degen, der von Eisen und sehr schneidend war; denn dieses Volk versteht die Kunst dies Metall weich zu machen. Sie machen Säbel daraus, die aber so breit wie die Fleischermesser sind. Der Grif wird aus einem sehr schweren Holze gemacht.

So gelangten wir ans Ufer des Meers, wobey ich mich wunderte den Platz, wo wir vorher so viel Tänzer gefunden hatten, jetzo voller Handelsleute anzutreffen, die Früchte verkauften, als Ananas, Citronen, Orangen, Bananen u. s. w. Man hat hier auch türkischen Weizen, wovon die Neger Brod machen, dieses wurde bereits gebacken auf dem Platz verkauft, desgleichen Mehl, Honig, Reiß, Wurzeln, Fische und Palmnüsse, von welchen letztern sie Oel verfertigen, das auf der ganzen Küste gebraucht wird. Auch fanden wir hier Tücher und überhaupt alle europäische Waaren die hieher gebracht werden. Diese Märkte dauren alle Tage beständig fort.

Nachdem der Statthalter also unser Schif betreten hatte, bemühten wir uns ihm zuzutrinken, allein vergebens, denn er war sehr mässig. Er fand unter den Schifleuten einen Bekannten; dieses war ein Portugiese aus der Insel St. Thomas, der auf seiner Reise nach Europa Schifbruch gelitten

gelitten hatte. Da unsre Absicht war diese Insel zu berühren, so hatte ihn der Chevalier von Hailly mitgenommen, um ihn in sein Vaterland zurückzubringen. Dieser Portugiese versicherte uns, daß der Statthalter der muthigste Neger auf der ganzen Küste von Guinea sey, daß er das Fort Capo Corso den Holländern mit Gewalt abgenommen, und es den Engländern verkauft hätte, die es noch besitzen. Da wir so vom Kriege redeten, wurde unser Schwarzer ganz animirt, und zeigte uns sieben Schußwunden, die er in seinem Leibe bekommen hatte. Nachdem er drey Stunden lang bey uns gewesen war, verlangte er wieder zurückzukehren. Er bat uns beym Abschiede zu glauben, daß sein Herz nicht so schwarz sey wie sein Körper, und daß wir uns auf alle Anerbietungen verlassen könnten, die er uns gemacht hätte. Nachdem er in die Schalouppe gestiegen, und diese vom Schif abgestossen war, feuerte man fünf Canonen ab, durch welche Ehrenbezeugung sein martialischer Geist sehr geschmeichelt wurde. Den folgenden Tag ließ er uns sagen, daß die Holländer entschlossen wären uns zu arretiren, wenn wir das feste Schloß Minne betreten würden. Wir liessen ihm durch seinen Abgeordneten für diese Nachricht danken, wobey wir ihm aber meldeten, daß die Holländer sich wohl nicht unterstehn würden, etwas gegen uns zu unternehmen, aus Furcht unsern König zu beleidigen. In der Stadt Commendo befand sich sowohl ein holländischer als ein englischer Commissarius, die hier Handel trieben; der Holländer ließ sich jedoch nicht bey den Belustigungen des Volks sehn, vielmehr bezeigte er seinen Unwillen über die günstige Aufnahme, die uns wiederfuhr, und stieß einige Drohungen aus, die denn des Statthalters Botschaft veranlaßten.

Ohngeachtet dessen aber, nachdem wir unsre guten Freunde zu Commendo verlassen hatten, segelten wir ab, und ankerten bey dem Schloß Minne.

Es sind hier zwey Forts, eins am Ufer des Meers von den Portugiesen erbaut, und das andre auf einem Berge, der das alte Fort commandirt, und von den Holländern errichtet wurde. Hier wird ein sehr starker Handel getrieben, auch ist es der Sitz des holländischen Generalgouverneurs, von dem die andern Gouverneurs und Commandanten längst der Küste abhängen. Er empfieng uns sehr höflich, und bewirthete uns vier Tage lang auf deutsche Art, indem er uns sehr mit Trinken zusetzte. Jedoch schien er Mißtrauen in uns zu setzen, denn so bald wir sein Fort betreten hatten, wurden die Thore gesperrt, so daß wir nicht wieder heraus konnten; ja wir durften nicht in ein ander Zimmer gehn ohne von einigen Sclaven gefolgt zu werden. Er fragte uns oft was wir an der Küste suchten, und obgleich wir ihm sagten, daß wir den Auftrag hätten, die französischen Handelsschiffe zu begleiten, und den Alliirten der Krone beyzustehn, so stellte er sich doch andre Dinge vor, weil er nicht gewohnt war französische Kriegsschiffe in diesen Meeren zu sehn. Indessen gieng alles in guter Verträglichkeit zu. Der Chevalier von Hailly machte ihm Geschenke, und erhielt auch deren von ihm, worunter ein sehr besondrer Vogel war, den man den gekrönten Vogel nannte. Er war vier Fuß hoch und hatte schwarze und weisse Federn; sein Leib war einem kalekutschen Hahn ähnlich, der Hals war sehr lang, und die Krone von grossem Umfang, gelbfarbig mit etwas schwarz vermischt. Zwischen sei-

ner

ner Krone und seinem Schnabel war ein sammetartiger Quast; seine Augen waren citronengelb, rund um dieselben aber befand sich eine sehr feine und schneeweisse Haut; die Ohren hatten die schönste Fleischfarbe, und diese Farbe gieng bis auf die Brust herunter.

Während wir uns lustig machten, ergriffen die Neger, die im Dorf am Fuß des Forts wohnten, die Waffen, und kamen 300 bis 400 Mann stark mit fliegenden Fahnen angezogen, um vor unsern Augen ihre Kriegsübungen zu machen. Ich glaubte Anfangs, daß dies auf des Gouverneurs Befehl geschähe, er sagte uns aber, daß sie es von selbst thäten, und daß sie in dergleichen Uebungen närrisch verliebt wären, und sich zu allen Stunden bey Tag und bey der Nacht damit belustigten. In der That schien mir dieses Volk von einer sehr muntern Gemüthsart zu seyn, und zeigte sich immer tanzend. Ihre Kriegsübungen machten uns Vergnügen. Wir sahen ihre Bewegungen zum Angrif, die so waren, als wenn sie durchs Gesträuch hätten Enten schiessen wollen. Sie führen auch alle Kriege nur durch Ueberfall, greifen nie alle zugleich an, sondern zerstreuen sich links und rechts, nachdem sie eine Zeitlang auf dem Bauch herumgekrochen sind, und ihre Flinten abgefeuert haben. Nachher begeben sie sich aufs Laufen, welches sie mit solcher Schnelligkeit verrichten, daß sie in wenig Augenblicken bey ihren Fahnen sind. Ich bin aber gewiß, daß wenn sie von den Feinden verfolgt würden, dieses Zusammenziehn nicht ohne grosse Verwirrung geschehn könnte. Zu der Zeit da die Holländer die Portugiesen aus diesem Lande vertrieben, schlugen sich die hiesigen Neger sehr muthig herum, und wurden nur mit vieler Mühe überwunden.

Nachdem der Negergeneral seine kriegerischen Uebungen geendigt hatte, kam er zu uns ins Fort, und bat den Gouverneur um Erlaubniß, uns mit seiner Music belustigen zu können, deren Instrumente aus einigen elfenbeinern Trompeten bestanden, die einen gewaltigen Lerm machten; jedoch merkte man dabey eine Art von Simphonie, da jede einen verschiedenen Ton hatte. Der Ritter von Hailly bat diesen Negeranführer auf den folgenden Tag am Bord seines Schiffes zu essen, desgleichen lud er die holländischen Officiers ein, und erbot sich von seinen Officiers Geissel am Lande zu lassen. Dieses wurde angenommen, und das Schifsmahl zu beyderseitiger Zufriedenheit vollbracht.

Einige Tage nachher giengen wir unter Segel und ankerten zwischen dem Vorgebirge Capo Corso genannt, und dem Fort Friedrichsburg, die nur 600 Schritte von einander liegen. Ich habe bereits oben gesagt, daß die Engländer von unsern Freunden zu Commendo das Fort von Capo Corso gekauft hatten, daher sie hier einen General haben, so wie die Dänen auch einen in dem ihnen zugehörigen Fort Friedrichsburg unterhalten. Wir besuchten beyde. Ein jeder von ihnen bewirthete uns aufs beste. Von beyden Theilen wurden Geschenke gemacht. Der dänische General gab dem Chevalier von Hailly einen Crocodill und einen gekrönten Adler von Gold.

Was die Einwohner des Landes betrift, so sind sie von ihren Nachbarn gar nicht verschieden, wenigstens habe ich in den drey Tagen meines hiesigen Aufenthalts nichts Auszeichnendes bemerken können. Der König von Sabu, dessen Land zwischen den Besitzungen der Holländer und Dänen liegt, schickte

einen

einen seiner vornehmsten Officiers an uns ab, der zum Zeichen seiner Würde einen goldnen Ring, das Bild eines Vogels, an den Daumen seiner rechten Hand trug. Dieser Officier bat uns im Namen seines Königs zu ihm zu kommen, mit der Versicherung, daß er sich am Seeufer in einem ihm gehörigen Dorf einfinden würde. Die europäischen Nachbarn aber schöpften darüber Verdacht, und zeigten uns ihr Mißtrauen; denn der holländische General befahl dem Commandanten von Nassau, ein an den Gränzen des Königs von Sabu gelegenes Fort, uns nicht dasselbe betreten zu lassen. Dieser Verdacht verdroß den Ritter von Hailli so sehr, daß er nicht länger auf der Küste bleiben wolte, da er überdem gehört hatte, daß sich keine französische Schiffe mehr hier herum befänden. Während der Zeit man die Anker lichtete, schrieb er einen höflichen Brief an den König von Sabu um ihn für seine Einladung zu danken; denn obgleich diese Nation weder lesen noch schreiben kann, so halten sie sich doch sehr geehrt durch einen Brief, und bezeigen es durch die grosse Sorgfalt die sie anwenden, Briefe aufzuheben.

Wir giengen also unter Segel und nahmen unsern Weg gerade nach der Insel St. Thomas, wo wir viel Lebensmittel fanden, nämlich Ochsen, Schafe, Schweine, Hühner und eine Menge Wildpret. Dennoch leben die hier wohnenden Portugiesen sehr schlecht, und begnügen sich mit einem Salat und Eyer zu ihrer ganzen Mahlzeit. Anstatt des Brods bedienen sie sich der Bananen, einer elenden Frucht, und trinken dabey nichts als Wasser. Sie haben immer eine andre Frucht im Munde, die sie kauen, um dadurch dem Wasser

einen bessern Geschmack zu geben. Was mich betrift, so habe ich es nie gut gefunden, weil die Frucht mir eine Bitterkeit im Munde zurückließ. Sie halten es aber für den Magen so gesund, daß diejenigen, die noch nicht gefrühstückt haben, die Fruchtkauenden bitten, ihnen in den Mund zu hauchen. Diese elende Lebensart verursacht, daß sie wie Leichname aussehn. Hiezu kommt, daß ihre Insel nach dem Bericht aller Reisenden der ungesundeste Ort von der Welt ist. Wenn Fremde dahin kommen, so dürfen sie nicht ausserhalb ihren Schiffen schlafen, und noch weniger mit den weiblichen Bewohnern der Insel vertrauten Umgang pflegen, wenn sie nicht Todesgefahr laufen wollen; denn der Beyschlaf ist hier bey den Ausländern mit einem solchen Verlust an Lebensgeistern verbunden, daß der Körper ganz ausgemergelt wird, und gewöhnlich in wenig Wochen ins Grab sinkt. Ich habe auf unserm Schif davon Beyspiele gesehn, und diejenigen, die mit dem Leben davon kamen, brauchten über vier Monat um wieder hergestellt zu werden, wobey ihnen viel Blut durch die Harnröhre abgieng. Ich glaube, daß die gebohrne Portugiesinnen nicht so gefährlich sind, da sich deren aber nur wenige hier finden, so nimmt man zur sinnlichen Lust die Weiber des Landes, die sehr geile Negerinnen sind. Diese Geschöpfe sind der christlichen Religion zugethan, und so ausschweifend sie auch leben, so wollen sie sich doch mit Ketzern nicht vermischen; denn einer unsrer Officiers, der seinen Trieb stillen wolte, wurde von ihnen gefragt, ob er auch ein Catholik sey, weil sie, wie sie sagten, sonst mit ihm durchaus nichts zu thun haben wolten, aus Furcht Gott gröblich zu beleidigen.

Wir fanden hier die Regierungsform republicanisch, nämlich sieben oder acht der vornehmsten Portugiesen beherrschten die Insel, die ungefähr 15 Lieues lang und 10 breit ist. Sie hatten ihren Gouverneur nach Portugall geschickt, nachdem er lange Zeit bey ihnen ein Gefangener gewesen war, und erwarteten von ihrem Könige Gerechtigkeit in Ansehung ihrer eingereichten Klagen. Es ist in der Insel ein Bißthum, allein ohne Bischof, desgleichen ein Capitel, wo die Capitularen regelmässig ihren Kirchendienst versehn, obgleich ihr Privatleben nicht mit diesem äussern Schein übereinkommt. Wir blieben eilf Tage hier unsre Lebensmittel und Bedürfnisse einzunehmen, und erhielten dabey von den Portugiesen allen nur ersinnlichen Beystand, sodann giengen wir wieder unter Segel und passirten die Linie, wo wir alle mit grossen Ceremonien getauft wurden, der Capitain und der Obercanonier ausgenommen, die sie schon vormals passirt waren. Die Winde waren uns so sehr entgegen, daß wir in 18 Tagen nicht mehr als 60 Lieues machten, nachher aber wurden sie uns günstig, so daß wir alle Tage regelmässig 40 bis 50 vorrückten, und so endlich in unser Vaterland wieder zurück kamen.

T.

VII.

Ueber den Ursprung der Verehrung der Heiligen und der Reliquien unter den Christen.

Ein Fragment von Gibbons grosser Geschichte.

Der Untergang der heidnischen Religion wird von den Sophisten als ein erschreckliches und erstaunliches Wunder beschrieben, das die Erde mit Finsterniß bedeckte, und die alte Herrschaft des Chaos und der Nacht wieder herstellte. Sie erzählen in einem feyerlichen pathetischen Ton, daß die Tempel in Gräber verwandelt, und daß die heiligen Oerter, die bisher mit den Bildsäulen der Götter geprangt hatten, durch die Knochen christlicher Märtyrer schändlich befleckt worden wären. Hier sind die Worte des Eunapius, der in Versuchung geräth den Mönchen, eine Race von unflätigen Thieren, den Namen von Menschen zu versagen: „Die Mönche „sind die Urheber der neuen Anbetung. Sie haben an die „Stelle jener Gottheiten, die nur von dem Verstande begrif„fen werden, die nichtswürdigsten und verächtlichsten Sclaven „gesetzt. Die eingesalzenen, eingepöckelten Köpfe solcher ehrlo„sen Missethäter, die für die Menge ihrer Verbrechen einen „gerechten schimpflichen Tod erlitten hatten; ihre Leiber an „welchen noch der Eindruck der Peitsche, und die Narben der „Tortur zu sehen sind, womit sie auf obrigkeitlichen Befehl „regalirt wurden; dieses sind die Götter, die in unsern Tagen

„die

„die Erde erzeugt; dieses sind die Märtyrer, die höchsten Ver-
„mittler unsrer Gebete bey der Gottheit, deren Gräber nun
„als Gegenstände der Volksverehrung geheiligt sind.“

Ohne eben die Bosheit des Sophisten zu billigen, kann man sich sehr natürlich sein Erstaunen vorstellen, da er der Zuschauer einer Revolution war, die diese obscuren Opfer der Gesetze Roms zu dem Rang unsichtbarer himmlischer Beschützer des römischen Reichs erhob. Die dankbare Verehrung der Christen gegen die Märtyrer des Glaubens wurde durch Zeit und Siege in eine religiöse Anbetung verwandelt. Eine gleiche göttliche Huldigung erhielten verdienter Weise die vornehmsten Heiligen und Propheten. Hundert und funfzig Jahr nach dem ruhmvollen Tode des heiligen Peters und des heiligen Pauls wurde die vaticanische und ostiasche Landstrasse mit Gräbern oder vielmehr mit Tropheen dieser geistlichen Helden geziert. In dem Zeitalter, das auf die Bekehrung Constantins folgte, besuchten Kayser, Consuls und Heerführer mit vieler Andacht die Gräber eines Zeltmachers und eines Fischers, und ihre ehrwürdigen Knochen wurden unter dem Altar Christi niedergelegt, auf welchem die Bischöfe der königlichen Stadt beständig das unblutige Opfer darbrachten. Die neue Hauptstadt der östlichen Welt, die ganz von alten einheimischen Tropheen dieser Art entblößt war, wurde durch die Beute von den abhängenden Provinzen bereichert. Die Körper des heiligen Andreas, des heiligen Lucas und des heiligen Timotheus hatten beynahe dreyhundert Jahr lang in schlechten unbekannten Gräbern geruht, aus welchen sie nun herausgenommen und mit grossem Pomp nach der Apostelkirche gebracht wurden,

die durch die Pracht des Constantins an den Ufern des thracischen Bosphorus erbaut worden war. Funfzig Jahr nachher wurden eben diese Ufer von der Gegenwart Samuels, des Richters und Propheten des israelitischen Volks beehrt. Seine Asche war in einem goldnen Gefäß aufbehalten, das mit einem seidnen Schleyer bedeckt wurde, und nur allein von Bischöfen berührt werden durfte. Diese Reliquie Samuels empfieng das Volk mit derselben Verehrung und dem Jubel, als es dem lebenden Propheten selbst erzeigt haben würde. Die Landstrassen von Palästina bis an die Thore von Constantinopel waren mit einer ununterbrochenen Procession angefüllt, und der Kayser Arcadius selbst an der Spitze der vornehmsten Glieder der Clerisey und des Senats, gieng diesem ausserordentlichen Gast entgegen, der allemal die Huldigung der Könige verlangt hatte. Das Beyspiel von Rom und Constantinopel bestätigte den Glauben der catholischen Welt. Die Ehrenbezeugungen der Heiligen und Märtyrer wurden nach einem schwachen aber unwirksamen Murren der profanen Vernunft, allgemein festgesetzt, und in dem Zeitalter des Ambrosius, und Hieronymus glaubte man, daß etwas an der Heiligkeit einer christlichen Kirche mangelte, wenn sie nicht mit einer Portion heiliger Reliquien versehn war, um die Andacht der Gläubigen anzufeuern.

In dem langen Zeitraum von zwölfhundert Jahren, die zwischen der Regierung Constantins und der Reformation Luthers verstrichen, verdarb die Verehrung der Heiligen und Reliquien die reine Simplicität des christlichen Musters, und selbst bey den ersten Generationen, die diese schädliche Neue-

rung

rung einführten und werth hielten, kann man einige Symptomen dieser Ausartung wahrnehmen.

I. Die angenehme Einbildung, daß die Reliquien der Heiligen einen grössern Werth hätten, als Gold und Edelgesteine, reizte die Clerisey, die Schätze der Kirche zu vervielfältigen. Ohne alle Achtung für Wahrheit und Wahrscheinlichkeit erfanden sie Namen für Skelette, und Handlungen für Namen. Der Ruhm der Apostel und der heiligen Männer, die ihre Tugenden nachgeahmt hatten, wurde durch religiöse Fictionen verdunkelt. Zu der unüberwindlichen Schaar der ersten wahren Märtyrer wurden Myriaden eingebildeter Helden gefügt, die nie existirt hatten, ausser in der Phantasie listiger oder leichtgläubiger Legendenmacher; und man hat Grund zu vermuthen, daß Tours nicht der einzige Ort war, wo man anstatt der Gebeine eines Heiligen die Knochen eines Missethäters verehrte. *) Dieser abergläubische Gebrauch, der die Versuchungen des Betrugs und die Leichtgläubigkeit vermehrte, löschte nach und nach das Licht der Geschichte und der Vernunft in der christlichen Welt aus.

II. Die Fortschritte des Aberglaubens aber würden viel weniger schnell und siegend gewesen seyn, wenn der Glaube

*) Martin von Tours (Siehe sein Leben Cap. 8. von Sulpicius Severus) erpreßte dies Geständniß aus dem Munde des Todten selbst. Man giebt zu, daß der Irrthum natürlich war, die Entdeckung hingegen war ein Wunder. Welches von den beyden nun geschah wahrscheinlich am öftersten?

Gibbon.

des Volks nicht zu rechter Zeit mit Visionen und Wunderwerken unterstützt worden wäre, um die Authenticität und die Tugenden der allerverdächtigsten Reliquien zu beweisen. Unter der Regierung des jüngern Theodosius geschah es, daß Lucian, ein Presbyter aus Jerusalem und geistlicher Hirte des einige Meilen davon entlegenen Dorfs Caphargamala, einen sehr sonderbaren Traum erzählte, der, um seine Zweifel zu entfernen, drey Sonnabende hintereinander wiederholt worden war. In der Stille der Nacht stand vor ihm eine ehrwürdige Figur mit einem langen Bart, in weisser Kleidung und einem goldenen Stab in der Hand; er gab sich unter dem Namen Gamaliel zu erkennen, und entdeckte dem erschrocknen Presbyter, daß sein eigner Körper, nebst den Körpern seines Sohnes Abibas, seines Freundes Nicodemus und des gepriesenen Stephanus, ersten Märtyrers des christlichen Glaubens, heimlich in dem benachbarten Felde begraben worden wären. Er fügte mit einiger Ungeduld hinzu, daß es Zeit sey, ihn und seine Gesellschafter aus ihrem dunkeln Gefängniß zu erlösen, daß ihre Erscheinung der geplagten Welt nützlich seyn würde, und daß sie ihn (Lucian) dazu erwählt hätten, den Bischof von Jerusalem von ihrer Lage und ihren Wünschen zu unterrichten.

Die Zweifel und Schwierigkeiten, die diese wichtige Entdeckung verschoben, wurden durch neue Visionen aus dem Wege geräumt, und der Platz vom Bischof selbst in Gegenwart einer zahllosen Menge Volks ausgegraben. Man fand die Särge des Gamaliel, seines Sohnes und seines Freundes in der besten Ordnung, als aber der vierte Sarg, der die Ue-

betreste

berreste des Stephanus enthielt, ans Licht kam, fieng die Erde an zu beben, und ein paradiesischer Geruch verbreitete sich, der den Augenblick die verschiedenen Krankheiten von drey und siebenzig Umstehenden heilte. Stephans Gesellschafter wurden in ihrer ruhigen Residenz zu Caphargamala gelassen, allein die Reliquien des ersten Märtyrers wurden in feyerlicher Procession nach einer ihnen zu Ehren erbauten Kirche auf dem Berge Sion gebracht, und die kleinsten Partikel dieser Reliquien, ein Tropfen Bluts *) oder das Abgeschabte eines Knochens wurden in fast allen Provinzen der römischen Welt anerkannt göttliche und wunderthätige Tugenden zu besitzen. Der gelehrte und ernste Augustinus, dessen Verstand kaum durch Leichtgläubigkeit entschuldigt werden kann, hat die unzähligen Wunder, die durch die Reliquien des heiligen Stephans in Africa bewirkt wurden, bestätigt. Diese wunderbare Erzählung ist in seinem mühsam ausgearbeiteten Werk von der Stadt Gottes eingerückt, welches nach der Absicht des Bischofs von Hippo ein unsterblicher Beweiß von der Wahrheit des Christenthums seyn solte. Augustinus erklärt feyerlich, daß er nur allein diejenigen Wunder ausgewählt hat, die öffentlich von solchen Personen bestätigt wären, die entweder die Gegenstände oder die Zuschauer von der Macht des Märtyrers waren. Viele Wunderwerke wurden ausgelassen oder vergessen; überdem war Hippo nicht so günstig behandelt, wie andre Städte in der Provinz. Dennoch führt der Bischof über siebenzig Wunder an, unter denen drey Auferweckungen

*) Das Blut des heiligen Stephans wurde ehemals in Neapel aufbewahrt, wo es alle Jahre flüßig ward, bis das Blut des heiligen Januarius selbiges verdrängte.

weckungen von den Todten waren, und dieses in einem Zeitraum von zwey Jahren, innerhalb den Gränzen seines eigenen Kirchsprengels. Wenn wir unsern Blick auf alle Kirchsprengel und auf alle Heiligen der christlichen Welt werfen, so werden wir finden, daß es nicht leicht ist, alle die Fabeln und Irrthümer zu calculiren, die aus dieser unerschöpflichen Quelle hervorgiengen. Indessen ist uns die Bemerkung erlaubt, daß ein Wunderwerk in diesem Zeitalter des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit seinen Namen und sein Verdienst verlohr, da es wegen der Menge kaum als eine Abweichung von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur betrachtet werden konnte.

III. Die zahllosen Wunder, von welchen die Gräber der Märtyrer das beständige Theater waren, entdeckten dem frommen Gläubigen den gegenwärtigen Zustand und die Verfassung der unsichtbaren Welt, und so schienen seine religiösen Speculationen auf die feste Grundlage von Thatsachen und Erfahrung gebauet zu seyn. Was auch immer in dem langen Zwischenraum von dem Tode bis zur Auferstehung das Schicksal gemeiner Seelen seyn mochte, so war es doch nunmehr gewiß, daß die höhern Geister der Heiligen und Märtyrer nicht diesen Period ihrer Existenz in einem stillen ruhmlosen Schlaf zubrachten. Es war augenscheinlich, (wobey man sich aber nicht unterstand ihren Wohnort, oder die Natur ihrer Glückseligkeit zu bestimmen) daß sie das lebhafte, thätige Bewußtseyn ihres glücklichen Zustandes ihrer Tugenden und ihrer Macht sich erfreuen konnten, und daß sie bereits im ruhigen Besitz ihrer ewigen Belohnung waren. Die Ausdehnung ihrer Geistesfähigkeiten übertraf das Maaß der menschlichen

Einbil-

Einbildungskraft, da die Erfahrung bewieß, daß sie fähig waren, die mannigfaltigen Gebete ihrer zahlreichen Verehrer zu hören und zu verstehn, die zu gleicher Zeit in so sehr verschiedenen Sprachen und den entlegensten Weltgegenden um ihren Beystand flehten. Dieses Vertrauen war auf die Ueberzeugung gegründet, daß die Heiligen, die mit Christo regierten, ein mitleidiges Auge auf die Erde warfen, daß sie eifrig das Wohl der catholischen Kirche wünschten, und daß alle diejenigen Menschen, die dem Beyspiel ihres Glaubens und ihrer Frömmigkeit nachfolgten, die begünstigsten Gegenstände ihrer zärtlichsten Aufmerksamkeit wären. Zwar hatten bisweilen Betrachtungen von einer weniger erhabenen Art Einfluß auf ihre Freundschaft; sie zeigten nämlich eine partheyische Zuneigung gegen die Oerter ihrer Geburt, ihres irdischen Aufenthalts, ihres Begräbnisses und den Aufbehaltungsplätzen ihrer Reliquien. Die niedrigen Leidenschaften von Stolz, Geiz und Rachbegier solten als unwürdig einer himmlischen Brust hier wohl nicht Raum finden, dennoch liessen sich die Heiligen selbst herab, ihren dankbaren Beyfall bey der Freygebigkeit ihrer Verehrer zu erkennen zu geben, dagegen die ausserordentlichsten Strafen auf die gottlosen Bösewichter fielen, die ihre prächtigen Grabmähler entehrt hatten, oder ihre übernatürliche Gewalt nicht glauben wolten. In der That, verabscheuungswürdig mußte das Verbrechen, und seltsam der Scepticismus solcher Menschen gewesen seyn, wenn sie hartnäckig den Beweisen einer göttlichen Agentschaft widerstanden hätten, welcher die Elemente, die ganze thierische Schöpfung, ja selbst die subtilen und unsichtbaren Operationen des menschlichen Gei-

stes

stes gezwungen waren zu gehorchen. *) Die augenblicklichen Wirkungen, die der angenommenen Meynung nach die Folgen der Fürbitten und der Beleidigungen waren, überzeugte die Christen von dem grossen Maaß von Gunst und Authorität, die die Heiligen in Gegenwart des höchsten Gottes genossen, und es schien fast überflüßig zu untersuchen, ob sie beständig verbunden wären vor den Gnadenthron mit ihren Fürbitten zu treten, oder ob ihnen vielleicht erlaubt sey, nach dem Verhältniß ihres Wohlwollens und der Gerechtigkeit die ertheilte Macht ihres untergeordneten Ministerii auszuüben. Die Einbildungskraft, die bisher durch eine mühsame Anstrengung zu der Betrachtuug und Anbetung des Urquells aller Dinge gebracht worden war, neigte sich sehr gerne zu solchen niedern Gegenständen der Anbetung, die ihren groben Begriffen und unvollkommenen Fähigkeiten angemeßner waren. Die erhabne und einfache Theologie der ersten Christen wurde nach und nach verdorben, und die Monarchie des Himmels, die schon durch metaphysische Spitzfündigkeiten bewölkt war, durch die Einführung einer populären Mythologie erniedrigt, die dahin abzweckte, die Regierung des Polytheismus wieder herzustellen.

IV. Da

*) In Minorca bekehrten die Reliquien des heiligen Stephanus in acht Tagen 540 Juden, jedoch mit Hülfe einer zweckmäßigen Strenge, z. B. das Verbrennen der Synagoge, und das Treiben der Ungläubigen unter die Felsen der Insel, wo sie verhungern mußten, u. s. w. (Siehe den Originalbrief des Severus, Bischofs von Minorca und die Bemerkungen des Basnage.)

Gibbon.

IV. Da die Gegenstände der Religion nun stuffenweise der Einbildungskraft näher gebracht waren, so wurden gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien eingeführt, die am mächtigsten auf die Sinne des gemeinen Volks zu wirken fähig schienen. Wenn im Anfang des 5ten Jahrhunderts *) Tertullianus oder Lactantius schleunig von den Todten aufgestanden wären, um dem Fest eines beym Volk beliebten Heiligen oder Märtyrers beyzuwohnen, so würden sie mit Erstaunen und Unwillen das profane Schauspiel betrachtet haben, das auf den reinen und geistigen Gottesdienst der alten christlichen Congregationen gefolgt war. So bald als man die Kirchthore geöfnet hätte, wäre ihnen der Geruch des Rauchwerks, der Duft der Blumen, und der Dampf der Lampen und Kerzen auffallend gewesen, die bey hellem Tage ein tändelhaftes, überflüßiges, und ihrer Meynung nach entweihendes Licht verbreiteten. Wolten sie sich der Balustrade des Altars nähern, so mußten sie sich zuvor durch einen Haufen Knieender durcharbeiten, die größtentheils aus Fremden und Pilgern bestanden, die den Abend vor dem Fest nach der Stadt kamen, und bereits die starke Trunkenheit des Fanatismus, oder auch des Weins fühlten. Ihre andächtigen Küsse wurden den Mauern

*) D'Aubigné (Memoires p. 156) trug mit Genehmigung der Hugenotten Prediger darauf an die ersten 400 Jahre als die Grundlage des Glaubens anzunehmen. Der Cardinal du Perron kämpfte um 40 Jahr darüber zu erhalten, die auch unbedachtsamerweise zugegeben wurden. Dennoch würde keine Parthie ihre Rechnung bey diesem unklugen Handel gefunden haben.

Gibbon.

Mauern und dem Steinpflaster des heiligen Gebäudes aufgedrückt, und ihre inbrünstigen Gebete waren zu den Knochen, dem Blute und der Asche des Heiligen gerichtet; Reliquien, die gewöhnlich durch einen Schleyer von Leinwand oder Seide dem Anblick des gemeinen Volks entzogen wurden.

Die Christen besuchten die Gräber der Märtyrer in Hofnung durch deren mächtige Fürbitte alle Arten himmlischer, besonders aber irdischer Wohlthaten zu erlangen. Sie flehten um die Erhaltung ihrer Gesundheit, oder die Heilung ihrer Krankheiten, um die Fruchtbarkeit ihrer Weiber, oder die Glückseligkeit ihrer Kinder. Unternahmen sie eine lange und gefährliche Reise, so baten sie, daß die heiligen Märtyrer ihre Begleiter und Beschützer auf dem Wege seyn möchten; und wenn sie denn zurückkehrten, ohne ein Unglück gehabt zu haben, so eilten sie wieder zu den Gräbern der Märtyrer, dem Andenken und den Reliquien ihrer himmlischen Patrone ihr Dankopfer darzubringen. Die Mauern waren mit Symbolen behangen, die die erhaltenen Wohlthaten bezeichneten; Augen, Hände und Füsse von Gold und Silber, und erbauliche Gemählde, die nicht lange den Mißbrauch abgöttischer Andacht entgehn konnten, stellten das Bild, die Attribute und die Wunder des Heiligen vor. *)

Eben

*) Man solte glauben, der so gelehrte Gibbon sey niemals in catholischen Ländern gewesen, sonst würde er im 18ten Jahrhundert diese religiöse Gebräuche des 5ten an vielen Oerten noch in ihrer ganzen Stärke gefunden haben.

A. d. H.

Eben dieser ursprüngliche, gleichförmige Geist des Aberglaubens konnte vielleicht in den entferntesten Zeitaltern und Weltgegenden die nämlichen Methoden erzeugen, die Leichtgläubigkeit zu hintergehn, und die Sinne der Menschen zu berücken; *) allein man muß frey gestehn, daß die Priester der catholischen Kirche das profane Model nachahmten, daß sie so ungeduldig gewesen waren zu vernichten. Die ehrwürdigsten Bischöfe waren der Meynung, daß der unwissende Pöbel desto geneigter seyn würde, den heidnischen Aberglauben zu verlassen, wenn er dafür einige Aehnlichkeit, einige Erstattung in dem Busen des Christenthums finde. Die Religion Constantins vollendete in weniger denn einem Jahrhundert die gänzliche Eroberung des römischen Reichs, aber die Sieger selbst wurden nach und nach durch die Künste ihrer überwundenen Rivale wieder besiegt.

*) Die Aehnlichkeit des Aberglaubens, wo keine Nachahmung statt haben konnte, würde man in Japan und Mexico finden.

Gibbon.

VIII.

Fragment einer philosophischen Rede, gehalten in Philadelphia.

Der in Nordamerica berühmte Doctor Moyes las im vorigen Jahr zu Philadelphia ein philosophisches Collegium, wobey er die vornehmsten Einwohner beyderley Geschlechts zu Zuhörern hatte. Es war das erste dieser Art, das je in diesem Welttheil gelesen wurde, und zwar in einer Region, die noch vor hundert Jahren eine scheußliche Wüste und der Aufenthalt wilder Thiere war. Moyes hat seinen Entwurf sehr wohl ausgeführt. Er beschloß seine Vorlesungen den 20. Juli 1785 mit folgender Anrede:

„Meine Damen und Herren!“

„Wenn ich das weite Feld derjenigen Wissenschaft über-
„sehe, durch welches ich die Ehre gehabt habe Sie zu führen,
„so nehme ich drey glänzende Wahrheiten von der höchsten
„Wichtigkeit für jeden Bewohner dieses Thränenthals wahr,
„die unsre Einbildungskraft mit erstaunlichem Lichte füllen, und
„die dunkeln Zeitalter der Zukunft mit wohlthätigen Hofnun-
„gen erleuchten.“

„Die erste: Daß ein allwissender, ein allmächtiger,
„ein allgegenwärtiger Gott ist, der, durch die weisesten und gü-
„tigsten Absichten geleitet, das erstaunliche Weltgebäude
„erschaf-

„erschaffen hat, und dieses wundervolle Ganze durch eine göttliche Harmonie erhält.“

„Die zweyte. Daß so wie die wohlthätige Sonne „gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte scheint, und die „Lebensstrahlen über alles was Othem hat verbreitet; so auch „der nützliche Regen, der Thau des Himmels, der auf Gute „und Böse fällt. Wir sehen hier oft die Tugend in Dürftigkeit schmachten, und das Laster hochmüthig triumphiren. Es „muß daher eine Belohnung für die Tugend seyn! Eine Zeit „wird kommen, wenn wir an die Erde nicht mehr gefesselt, „mit neuen unbekannten Kräften in die Höhe steigen werden, „um das wohlthätige Wesen anzubeten, daß uns zur Existenz „hervorrief.“

„Die dritte. Daß das System des Weltbaus so wie „der Urheber desselben vollkommen ist; daß kein Irrthum „noch Mackel dabey zu finden; und daß die fast endlose Kette „der Wesen, von welchen unsre schwache Vernunft nur einen „so kleinen Theil kennt, an der Quelle des Lichts und des Lebens, am Throne Gottes befestigt ist.“

„Aber nur so weit und nicht weiter! Hier ist unser Begreifungsvermögen begränzt! Das Licht der Wissenschaften, „welches uns jetzo mit erstaunlichem Glanz umgiebt, dient nur „um die Finsterniß desto sichtbarer zu machen. Auch muß der „Mensch in dieser Dämmerung seiner Existenz nicht hoffen den „Schleyer aufzuheben, den Gott um seine unbegreifliche Majestät gezogen hat, und wir müssen also die Zeit erwarten.“

„Wenn mir bey diesen Vorlesungen einige unbedachtsame „Aeusserungen entgangen sind, so bitte ich, daß Sie solche „verzeihen. Einige Fehler sind mir selbst bewußt, Sie aber „haben ohne Zweifel vielmehr entdeckt. Allein ich hoffe, daß „Sie solche mit dem Mantel der Gutmüthigkeit zudecken, und „nicht mehr daran denken werden.“

Weißenfels, gedruckt bei Caspar Simon Ifens sel. Erben.

Nachricht.

Da der Nachdrucker Gegel in Frankenthal seinen Raub auch zu Hume Geschichte von Grosbritanien und England genommen, so bietet der rechtmäßige Verleger das ganze Werk, welches aus sechs Theilen bestehet, und zehn Reichsthaler zwölf Groschen kostet, bis zu Ende May dieses Jahrs vor sechs Reichsthaler Conventionsmünze gegen gleich baare Bezahlung an. Auswärtige Liebhaber und Buchhandlungen können dasselbe bis zur Leipziger Ostermesse bey dem Buchhändler Herrn Christian Gottlieb Hertel in Leipzig erhalten. Nach der Zeit behält es den gewöhnlichen Ladenpreis.

Breslau, den 7. Januar, 1786.

Johann Ernst Meyer.
Buchhändler.

Litteratur
und
Völkerkunde,

4ter Jahrgang 3ter Band.
No. III.
März 1786.

Dessau und Leipzig, bey G. J. C[illegible]schen.

Von dieser periodischen Schrift sind die ersten 3 Jahrgänge bey der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler in Dessau erschienen; dieser 4te Jahrgang kommt bey dem unterschriebenen Verleger heraus. Mit Anfang jeden Monats wird dasselbe an die vornehmsten Buchhandlungen versandt und ist in denselben das Stück zu 8 ggr. und der Jahrgang zu 4 rthlr. zu haben. An Orten, wo keine Buchhandlungen sind, übernehmen die hochlöblichen Postämter die Bestellungen. Zwölf Stücke machen einen Jahrgang und Sechse einen Band aus. Jeder Jahrgang hat also 2 Bände und der 4te Jahrgang besteht aus den Siebenden und Achten. Von dem Monat Julius fängt allezeit ein neuer Jahrgang an.

Leipzig 1785.

Göschen.

Auf den Umschlag des vorhergehenden Stücks dieses Journals hat der Verleger den Herrn Rath Schiller als den Verfasser einiger Aufsätze in dem 2ten Heft der Thalia genannt. Er hat darin einen Irthum begangen und nimmt solchen hiermit wieder zurück.

Die Geschichte der Frau von Warens und des Claude Anet, zur Vertheidigung gegen J. J. Roußeaus Bekenntnisse, in einem vollständigen Auszuge, aus dem Französischen, ist würklich unter der Presse und wird nächstens in allen Buchläden zu haben seyn.

Akademische Buchhandlung
in Mainz.

In der Walthierischen Hofbuchhandlung in Dresden sind nachstehende neue Bücher zu haben: Abhandlung der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, auf das Jahr 1785. nebst der Geschichte [illegible] mit illuminirten Kupfern, 8. Berlin, 4 [illegible] allgemeines Exercir-Reglement für die [illegible] Königl. Cavallerie, gr. 8. 18 gr. Bilgenans, zwey Predigten, nebst einer Fahnenrede, welche im Lager bey Mühlberg 1785 gehalten worden, 8. 2 gr.

Der Buchhändler G. E. Beer in Leipzig verkauft folgende Bücher auf kurze Zeit um herunter gesetzte Preise:

1) Rapins allgemeine Geschichte von England, 1—11ter Band, um 4 Dukaten. 2) Pauli allgemeine preußische Staatsgeschichte, 1 bis 8ter Band um 3 Dukaten. 3) Pauli Leben großer Helden, 1—4ter Theil, um 1 Dukaten. 4) Nicerons Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften berühmter Gelehrten, 1—24r Theil, um 4 Dukaten. 5) Ritters von Solignacs allgemeine Geschichte von Portugal, 2 Bände, um 1 Dukaten.

Das erste kostet im gewöhnlichen Ladenpreis 10 rthlr. 6 gr. Das zweite 21 rthlr. 8 gr. Das dritte 3 rthlr. 8 gr. Das vierte 12 rthlr. Das fünfte 2 rthlr.

Der Herr Hofrath von Born hat der Wappler'schen Buchhandlung in Wien den Druck seiner Abhandlung über die Kunst, Amalgamirung der gold- und silberhaltigen Erze, Hüttenspeise, Schwarzkupfer, und Hüttenrauch betreffend;

Diese Kunst, die bisher zur Bereitung der Quecksilber-Präparate, als Mohr'schen Zinnober, der natürlichen Opernfarbe in Quecksilber und mit einem kostbaren Gewürze, um es gegen den Nachdruck sicher zu setzen, bereitet wird,

Die genannte Buchhandlung nimmt darauf 3 fl 30 kr. Pränumeration an, und verbindet sich, welche diese Pränumeration leisten, die Exemplare auf feinen Schreibpapier abdrucken, zu Ostern gegen Rückstellung des Pränumerationsscheines abzuliefern. Nach der Hand wird jedes Exemplar auf Druckpapier nicht anders als um 4 fl. verkauft werden.

Der Verleger wünscht auf diesem Wege pränumeriren wollende Personen ersucht, die Pränumeration an die Postämter in Breslau zu senden, welche Pränumeranten auf diese Weise nehmen und das zehnte Exemplar umsonst erhalten. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt. Wien, im Januar, 1786.

Die Wapplerische Buchhandlung.

Litteratur und Völkerkunde.

4. Jahrgang. 2. Band.

No. III. März. 1786.

Inhalt.

I. Schreiben des Herausgebers an den Verfasser. Anzeige des Inhalts dieses Bandes. Ankündigung und Empfehlung einer Zeitschrift. S. 737

II. Ueber die Pflichten eines Lehrers, und den Charakter des Lehrers als Lehrer. Eine Rede von J. G. Wagner, gehalten beim Antritt seiner Professur in Tübingen, den 18ten Nov. 1785. — — 751

III. Beantwortung der Aufgabe: Ist es möglich eine Nationalsprache zu bilden? Von Herrn Prof. Hennes, aus Mainz. — 775

IV. Das jetzige Frankreich. Ein Gemälde aus der politischen Welt. Der moralische Charakter der Franzosen. Fortsetzung. 795

V. Abhandlung über den wahren Begriff der Schönheit, und die Schönheit der Sprache überhaupt. 801

VI. Litterarische Nachrichten von Hannover, einem Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, nebst Anekdoten aus seinem Leben. — 805

VII. Der Herbsttag. Ein Gedicht von Hölty. 820

VIII. Thomas Morl. Ein [illegible] Versuch. — — 821

IX. Die Preßfreyheit in Austria im Jahr 1785. 827

Litteratur und Völkerkunde.

III.

März 1786.

No. I.

Schreiben des Herausgebers an den Kriegs-Secretair Neumann in Dresden, die Charakteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend.

Liebster Freund!

Sie fordern mich auf, das von mir geschriebene Werk über England und Italien weiter auszudehnen, und ein ähnliches Gemählde auch von den andern Ländern zu entwerfen, die ich auf meinen langen Reisen besucht habe. Schon mehrere Freunde haben mich dazu aufmuntern wollen, ohne jedoch bey mir die Gründe schwächen zu können, die einer solchen Unternehmung entgegen stehen. Ich will mich hier näher darüber erklären. Da ich England und Italien skizzirt habe, so sind nur noch zwey Länder in unserm Welttheil, die in so vieler Rücksicht mehr wie alle Uebrigen den reichhaltigsten Stof zu Bemerkungen darbieten. Ich meine Deutschland

und Frankreich. Wer sollte wohl glauben, daß diese beyden so merkwürdigen Erdtheile von ihrer moralischen und politischen Seite noch lange nicht hinreichend unter uns bekannt wären? Wehe aber dem Schriftsteller, der es unternehmen wollte, den Vorhang ganz aufzuziehen! Er müßte ein Feind seiner Ruhe seyn. Ein großes Ministerium hat ja kürzlich öffentlich erklärt, daß Privatpersonen nicht berechtigt sind über die Handlungen, das Verfahren, die Gesetze, die Maasregeln und Anordnungen der Souverainen und Höfe, ihrer Staatsbedienten, Collegien und Gerichtshöfe öffentlich zu urtheilen, oder davon erhaltene Nachrichten bekannt zu machen. Ein freymüthiges Urtheil über einen gewissermaßen unbedeutenden Gegenstand veranlaßte diese so unerwartete Aeußerung. Wäre die Sache wichtiger gewesen, so hätte man vielleicht Auftritte erlebt, die die Lobredner der germanischen Freiheit in nicht geringe Verlegenheit gesetzt haben würden. Ein paar unbedachtsame Zeilen raubten dem ehrlichen Schubart seine Freiheit, da er Aufklärung, Biedersinn und Patriotismus in dem südlichen Deutschland beförderte, und seine deutsche Chronik das Vade mecum aller Volksklassen war. Ein zürnender Fürst, der keine andre Rechte über den unglücklichen Mann als die der Gewalt hatte, bediente sich derselben, mit List vereinbart, und so wurde das Loos des Schriftstellers anfangs ein scheuslicher, und hernach ein erträglicher Kerker, in dem er jetzo mit Erlaubniß seines gnädigsten Herrn (wie er ausdrücklich in der Anzeige sagt) seine Gedichte gesammlet hat. Wie viel hat Nicolai wegen seiner Reise-Bemerkungen leiden müssen,

die

die manchmal partheyisch, aber noch weit öfterer sehr gründlich und wahrhaft lehrreich sind? Die Bewohner der Länder, wo in Reisebüchern die Scene liegt, wollen keine freymüthige Urtheile, sondern blos Lobreden von diesen Ländern lesen, finden aber ein Vergnügen, wenn es über andre strenge hergeht. Man preise ein Dutzend Anstalten, und tadle dagegen nur eine mit Glimpf und triftigen Gründen, so wird sich alles regen, um Steine auf den Tadler zu werfen. Wie aber, wenn dieser, mit notorischen Thatsachen bewafnet, aufträte und den Völkerschaften deutscher Nation unbekannte Nachrichten von ihren entfernten Landsleuten mittheilte? Es ist unglaublich, wie viele merkwürdige, oft ganz außerordentliche Vorfälle in einem Theil von Deutschland vorgehn, die in dem andern völlig unbekannt bleiben. Eine Anzahl solcher Facta, richtig dargestellt, würden die Sitten, Gebräuche, Denkungsart, Gesetze und individuelle Staatswirthschaft der verschiedenen Provinzen Deutschlands besser charakterisiren, als alles, was man bisher in dicken gelehrten Büchern darüber geschrieben hat.

Wenn man z. B. folgendes lesen sollte: Ein Trupp Soldaten rückt in eine nicht unbedeutende Stadt ein; der Befehlshaber erwartet die Mitternachtsstunde, um dem Bürgermeister einen Befehl vom Landesherrn zu übergeben, des Inhalts: sogleich die Sturmglocke lauten zu lassen, und die Bürger aufs Rathhaus zu versammlen. Es geschah. Jedermann, aus dem Schlaf aufgeschreckt, begiebt sich angstvoll dahin. Die Soldaten umringen das Rathhaus, und nun eröfnet der Bürgermeister einen andern versiegelten Befehl, der eine exor-

bitante Taxe zum Gegenstande hat. Kein Bürger wird von den Soldaten nach Hause gelassen, bis alle das Verlangte bewilligt haben. Wer sollte wohl glauben, daß diese Scene im vorletzten Decennio in Deutschland vorgefallen wäre?

Man mag sagen, was man will, so herrscht im Grunde selbst in Frankreich eine größere Preßfreiheit, wie in Deutschland. Es ist merkwürdig, daß dort die vornehmsten Schriftsteller der Nation die Ausdehnung der monarchischen Gewalt freymüthig bekämpfen und öffentliche Lobredner republicanischer Staatsverfassungen sind; dahingegen die großen Schriftsteller unsers Volks dergleichen Wahrheiten nicht zu berühren wagen, so sehr sich ihnen auch das Nachtheilige in allen Gestalten darstellt. Welche reiche Erndte für einen Sammler! Hier wurden Ordensbänder verkauft, dort Glaubensbekenntnisse eingehandelt. In einem Lande war der wahre Regent ein Jude, in einem andern ein Castrate, und wieder in einem andern ein Beichtvater, oder Cammer-Zofen. Es ließe sich ein artiges Verzeichniß von den despotischen Gräueln machen, die nur seit zwanzig Jahren in den zehn Kreisen des Heil. Röm. Reichs ausgeübt worden sind. Viele mir bekannte sind von der Art, daß ein asiatischer Despot sich derselben nicht schämen dürfte. Eine Sammlung derselben, ein Verzeichniß von sinnlosen in unsern Tagen gegebenen Gesetzen und deren sonderbare

Wir-

Wirkungen, von abgeschmackten Einrichtungen und deren Folgen, von berühmten moralischen Riesen, die aber eigentlich nur als hypocritische Zwerge existiren, von Schildbürger-Streichen ansehnlicher Reichsstädte, von gepriesenen Fürsten und Staatsmännern, deren Tugenden und Talente noch ein Problem, oder vielmehr kein Problem bey der Fackel der Wahrheit sind; alles dieses, gleichsam in einem Brennpunkt zusammen getragen, würde höchst interessant zu lesen seyn. Ich gestehe aber, daß ich ein solches Buch lieber lesen als schreiben möchte; die Möglichkeit vorausgesetzt, daß es in Deutschland gedruckt, und im Umlauf gebracht werden könnte. Nennen Sie mir doch, Liebster Freund, einen deutschen Fürsten, von dem man mit Recht sagen könne, daß er Wissenschaften und Künste nachdrücklich aufmuntert. Manche glauben alles zu thun, wenn sie sie toleriren, oder nach der Hofsprache zu reden, beschützen. Welcher deutsche Hof wendet wohl auf die Cultur der Geistesfähigkeiten eine Summe von 30,000 oder 40,000 Reichsthaler? Es versteht sich, daß ich hier nicht von Schulen, Seminarien, u. s. w. rede; Anstalten, deren Nutzen unverkennbar ist, die aber nicht die Cultur eines Volks bey Welt und Nachwelt ehrwürdig machen können. Erlauben Sie mir eine Bemerkung. Es giebt der fürstlichen Liebhabereyen so mancherley Art; jemand, der sich die Mühe nehmen will, diesen Zweig der deutschen Hof-Annalen nur

vom gegenwärtigen Jahrhundert zu untersuchen, wird finden, daß die Launen der Herrscher außer den gewöhnlichen, auch auf sehr ungewöhnliche Dinge gefallen sind. Hier sahe man Riesenmäßige Soldaten, bey denen jeder Zoll Fleischmasse mit Gold aufgewogen wurde, und deren geleckter Anputz, nach dem Ausdruck Friedrichs selbst, nichts als Schminke und Schönpflästerchen fehlte. Dort hielt ein Fürst ein Serail von mehr als hundert weiblichen Geschöpfen, die unter militärischer Disciplin standen, und den deutschen Sultan in Uniform überall als Leibwache begleiteten. Ein großer deutscher Fürst unserer Zeit suchte eifrig den Stein der Weisen, ein andrer den Schlüssel zum Geisterreich, und ein dritter sammelte alte Bibeln; allein keiner hat noch die Laune gehabt, wäre es auch nur blos aus Liebhaberey, so wie man Pferde und Jagdhunde hält, die Wissenschaften vorzugsweise zu seinem Zeitvertreibe zu machen. Dieser Original-Einfall ist also noch jemanden vorbehalten. Bis dahin wollen wir uns begnügen von Beschützern der Wissenschaften zu träumen, und uns im Stillen der vielen Titusse und Trajane erfreuen, die nach der Versicherung der Lobredner in allen großen und kleinen Residenzen Deutschlands gefunden werden.

Eben diese Bedenklichkeiten habe ich bei einem Gemählde von Frankreich. Ein Land, das uns so nahe, und das Mu-

ster

ster unsrer Höfe ist, das jährlich von Tausenden Deutschen besucht wird, und worüber zahllose Bücher geschrieben sind; dieses Land, ich wage es zu behaupten, ist uns von der moralischen Seite noch gar nicht recht bekannt. Mancher Biedermann, der es ohne Vorurtheil besucht hat, und bloß von dem Forschungstrieb nach Wahrheit geleitet worden ist, kennt zwar die unglaublichen Mängel, die bei diesem großen Volk angetroffen werden, das seit hundert Jahren der Gegenstand unsrer bewundernden Nachahmung gewesen ist; allein es kann ihm nicht einfallen, sie in Deutschland nach Würden aufzustellen, wenn er anders nicht wünscht, alles was vornehm und mächtig ist, von dem baltischen Meere bis zu den Alpen, wider sich aufzubringen. Alle Vorzüge und Reize Frankreichs, die nur die gröbste Unwissenheit und vorsetzliche Bosheit verkennen kann, sind von Franzosen und Deutschen so sorgfältig dargestelt, und so sinnreich entwikkelt worden, daß wahrlich hierin keine Nachlese übrig bleibt. Da ich nun keine Lust habe das Echo andrer zu werden, und ich auch nicht berufen bin, der Lobredner der französischen Nation zu seyn, so würde ich die andre Seite der Medaille zeigen, deren Gegenstände zwar zum Theil bekannt, allein nie in Verbindung betrachtet, und durch zahlreiche Facta auffallend dargestelt sind. Ohne eben die Religion zu berühren, wo man findet, daß die so gepriesenen Freiheiten der gallicanischen Kirche, gegen die jetzigen

Freiheiten der Oesterreichischen Kirche (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) nur eine geringe Figur machen, würde ich bloß die andern großen Staatssäulen betrachten: die Justiz-Pflege, die Verwaltung der Finanzen, und die militärische Verfassung. Ein jeder, der seine Weisheit auch nur allein aus französischen Büchern holt, wird sich höchst elender, verworrener Justiz-Anstalten und außerordentlicher, sehr bekanter Beispiele von Justiz-Mordthaten aller Art erinnern, deren sich in unsern Tagen kein policirtes Land vorzuwerfen hat; Gräuel, die sich großen Theils auf höchst abgeschmakte parlamentarische Gründgesetze gründen. Wem ist nicht bekannt, daß Frankreichs Ausgaben eine lange Reihe von Jahren die Staats-Einkünfte beständig übersteigen, und vielleicht noch übersteigen, und daß diese auf eine so sonderbare unmenschliche, ja unbegreifliche Weise verwaltet werden, die über alle Vorstellung geht? In der Kriegsverfassung, sowohl der öconomischen, als der tactischen, sind die Franzosen noch zweyhundert Jahr hinter den Deutschen zurück, und zwar sind diese Mängel von solcher Art, daß sie dem unbedeutensten Reichsstädtschen Soldaten auffallen müssen. Noch vor wenig Jahren mußte der Preußische Fändrich v. Pirch den französischen Kriegern nicht allein in Deutschland längst bekannte Manövers, sondern auch gemeine Reglements-Artikel lehren, wovon sie gar nichts wußten. Mit dieser Weisheit prangen jetzo die

französischen Kriegsheere. Alles dieses sind solche Facta, die keinen Zweifel Raum lassen. Wenn man nun hiezu eine Menge sinnloser, barbarischer Gesetze nimmt, und die so unwürdig gepriesene französische Polizei genau untersucht, sodann sämtliche Gegenstände, die den höchsten Rang bei einem cultivirten Volk haben, durch zahlreiche Beispiele erläutert, und zusammen grupirt, aufstelte, so müßte dieses ein schaudervolles Gemählde werden, wofür die Deutsch-Franzosen *) dem Mahler gewiß nicht danken würden. Diesen politischen Zwittern den Staar zu stechen, ist künftigen Zeiten vorbehalten, wo die patriotische Nachwelt über diese germanische Original-Sitte des achtzehnten Jahrhunderts reichlichen Stof zum Spott finden wird.

*) Ich habe schon anderswo gesagt, daß ich unter dieser Benennung nicht den so respectablen Theil der französischen Colonien verstehe, die Deutschland durch ihre Industrie bereichert haben, und es zum Theil noch thun, sondern daß ich blos von jener elenden Classe von Menschen rede, die (gleichviel von welcher Abkunft) ihr deutsches Vaterland ohne Ursache verachten, keine Sprache recht reden oder schreiben, und ihren höchsten Ehrgeiz darin suchen, die Affen eines fremden sie verspottenden Volks zu seyn.

A. d. H.

Ich will hier eine eigene Behauptung wagen. Nennen Sie mir ein Volk in der alten, mitlern oder neuen Geschichte, unter irgend einem Himmelsstrich, von den Griechen bis zu den Eskimohs, bei welchem nicht durchaus eine Vorliebe fürs Vaterland, und eine hohe Meinung von ihrer Nation herrschte und noch herrscht. Die Annalen oder Traditionen aller Völker und Menschenstämme, die neuern Reisen um die Welt in unbekannte Regionen, die tägliche Erfahrung in unsern Wohnörtern selbst, alles belehrt uns die ausgebreiteste Existenz dieses wohlthätigen patriotischen Eigendünkels, vermittelst welchem die Menschen aller Weltgegenden ihrer Nation oder Völkerschaft den Vorzug vor allen andern geben. Die größere Aufklärung hat so wenig, wie die roheste Wildheit, bei dieser Würdigung Einfluß, denn es fällt keinem Hottentotten, Irokesen oder Kamtschadalen ein, den Europäern, trotz allen ihren Künsten, den Vorzug einzuräumen. Diese Wilden sind so sehr von der Vortreflichkeit ihres Volks überzeugt, wie es ein Engländer und Franzose nur immer von seiner Nation seyn kann. Nur den Deutschen, den Deutschen allein, und zwar den Neuern, war die Eigenheit vorbehalten, diese gleichsam von der Natur eingepflanzte Nationalliebe durch Kunst auszurotten, das Vaterland zu verachten, und dafür ein fremdes Volk hoch zu schätzen. Es wird der Nachwelt unbegreiflich seyn, wie wir bey dieser sonderbaren Herabwürdigung, die das Motto

von

von Deutschlands Großen ist, noch solche Fortschritte zur Veredlung des Geistes haben machen können: daß der Sklavensinn nicht tiefere Wurzeln geschlagen hat, und daß wir noch ein herrschendes Volk geblieben sind. Ohne unsre kriegerische Tugenden wären wir es gewiß nicht mehr. Wenn wir wollen, daß uns fremde Nationen hochachten sollen, so müssen wir natürlich anfangen uns selbst zu schätzen. Wie äusserst geringe ist die Anzahl unsrer Fürsten, die auf den deutschen Namen stolz sind! Sie lesen keine deutschen Bücher, denn Sie verstehn die Sprache nicht. Ein großer Fürst, der sich kürzlich mit einem deutschen Gelehrten in seiner Muttersprache unterhielt, kannte das Wort Geschichte nicht, und mußte sich es erst erklären lassen; dennoch glaubte er Deutschlands Litteratur beurtheilen zu können. Ein andrer Prinz, der, ohne ein Schriftsteller zu seyn, zu seiner Zeit als der Stolz unsrer Nation betrachtet wurde, spottete vor einigen Jahren, da von deutschen Versen die Rede war: Comment! Des beaux vers Allemand! En a t'on fait jamais? Diese Materie ist unerschöpflich; ich will abbrechen, sie möchte mich zu weit führen.

Nun ein Wort noch über die französische Polizey, von deren Vortreflichkeit man in Deutschland ein algemeines Vorurtheil hat, so daß mehrere Deutschen von regierenden Fürsten nach Paris geschickt worden sind, um dort die Polizeykünste

künſte zu ſtudieren. Der Himmel verhüte, daß dieſe Virtuoſen je ihren Lehrern gleich kommen. Die Polizey in Paris iſt vortreflich, den Deſpotismus zu befördern, und die gewaltſamen Ausbrüche eines äußerſt unterdrückten lebhaften Volks zu hemmen; allein Eigenthum, Leben und Freiheit iſt beſonders bei den niedern Ständen ſo wenig geſichert, daß dieſes gewöhnlich ein Spiel nichtswürdiger Polizey-Beamten, oder eben ſo nichtswürdiger Großen iſt. Und dieſes ſchämt man ſich nicht, vortrefliche Polizey zu nennen? Ein Lob, das überdem in der ſchmutzigſten Stadt von Europa, der es ſogar an gutem Waſſer fehlt, ſehr comiſch klingt. Ernſthafte Schriftſteller unſrer Nation glauben dieſe ſinnloſe franzöſiſche Rodomontade, und laſſen ſich bisweilen ſo weit herab, vom Pariſer Pöbel erfundene Polizey-Mährchen als Thatſachen anzuführen. Sie, liebſter Freund, der Sie in Paris geweſen ſind, bedürfen hierüber wohl keiner Beweiſe. Mängel kann man anzeigen, und Fehler rügen, wo aber das Ganze dem Stall des Augias ähnlich iſt, da wendet man ſeinen Blick ab, und eilt weg. Dennoch will ich Ihnen zum Schluß meines Briefes einen intereſſanten Vorfall erzählen, der ſich 1777 in Marſeille zutrug, und meines Wiſſens nie gedruckt worden iſt. Auf die Wahrheit der Geſchichte können Sie Sich völlig verlaſſen; denn da ich zwey Jahr hernach nach Marſeille kam, hörte ich ſie aus dem Munde reſpectabler Perſonen,

sonen, die Augenzeugen dieser höchst sonderbaren Scene gewesen waren.

Die comische Oper, Zemire und Azor, hatte in dieser Stadt, so wie überall, wegen der schönen Musik sehr gefallen; sie war daher einige Monat lang fast täglich gegeben worden. Endlich aber ward man auch dieser Speise satt, und das Publikum verlangte laut ein ander Stück. Es wurde ein solches angekündigt, und wie gewöhnlich in den Straßen angeschlagen. Der Tag erschien, und mit ihm eine Dame aus Aix, die sich in Marseille einstellte, um die Oper Zemire und Azor zu sehn. Sie vernahm zu ihrem Leidwesen, daß sie zu spät gekommen sey, jedoch verlohr sie den Muth nicht, sondern wandte sich mit ihren Klagen an den Echevin der Stadt, (eine Art von Bürgermeister) der ihr Freund war. Diesem schien es eine Kleinigkeit, dem Publiko zu trotzen; er befahl daher der Schauspielergesellschaft das alte Singstück zu wiederholen. Man gehorchte. Es war zu spät, diese Veränderung bekannt zu machen. Die Zuschauer stelten sich zahlreich ein, und das Haus war voll, als jedermann mit Erstaunen hörte, das par Ordre de Monsieur l'Echevin sie insgesamnt um ihr Geld geprellt werden solten. Einstimmig wurde nun aus allen Theilen des Schauspielhauses das angekündigte Stück verlangt. Das Parterre war bei dieser gerechten Forderung am lautesten.

Der

Der Echevin, der sich mit seiner Operlustigen Dame in einer Loge befand, ließ sogleich die Theaterwache ins Parterre dringen, die mit ihren Gewehren herumschlugen, und die Leute, ohne Ansehn des Standes und Alters, wie die Hunde behandelten. Man widersetzte sich dieser Soldatenwuth, und trieb die Kriegsknechte aus dem Saal heraus. Der Echevin schickte nunmehr nach der nächstgelegenen Wache, um mehr Soldaten zu holen, und lies währender Zeit das Schauspielhaus sperren. Viele friedliebende Menschen, die an den empfangenen Schlägen genug hatten, wurden dadurch verhindert, einen Ort zu verlassen, wo ihr Vergnügen auf eine so grausame Art gestört war, und wo sie fernern Unfug ahndeten. Sie betrogen sich auch nicht, denn die Thür zum Parterre öfnete sich, und ein Dutzend Grenadiers stürzten hinein, faßten Posto und fiengen, Freund, erstaunen Sie jetzt, oder nie! — — — — ohne weitere Umstände, unter die Zuschauer zu feuern an, als ob sie wilde Bestien oder Aufrührer vor sich gehabt hätten. Das jämmerliche Geschrey aus allen Winkeln des Hauses, die Ohnmachten der Damen, u. s. w kann man sich hiebey leicht vorstellen. Wer weiß, wie weit dieses Mordgeschäfte noch gediehen wäre; denn die Soldaten luden von neuem ihre Gewehre, ihr feines Spiel fortzusetzen, und folgten hierin den Befehl des Echevins, der ihnen aus seiner Loge zum Da Capo aufmunterte, wenn nicht ein französischer

Officier

Officier aus einer andern Loge ins Parterre gesprungen wäre, sich unter die Soldaten geworfen, und sie durch die nachdrücklichsten Bewegungsgründe von Vernunft und Ehre vom weitern Morden abgehalten hätte. So endigte sich diese sonderbare Scene. Die Anzahl der Verwundeten ist mir nicht bekannt, allein der Todten waren drey. Einer derselben war der Sohn eines Kaufmanns, und ein andrer ein deutscher Schiffer, den sein Unstern ins Schauspielhaus geführt hatte, ohne je in seinem Leben von Zemire und Azor etwas gehört zu haben; er überlebte das Mordspiel noch einige Stunden. Vergessen Sie nicht, liebster Freund, daß dieses nicht in Algier, sondern in Marseille geschah, unter einem Volk, das vorgiebt, gewisse Arten von Tragoedien nicht sehen zu können, weil sie zu stark rühren, und daher lieber den Engländern und Deutschen solche barbarische Schauspiele überläßt. Die Folgen dieses Vorfals werden Ihnen nicht weniger wundern. Der nichtswürdige Echevin erhielt für sein despotisches, rasendes Verfahren, das sich kaum ein Groß-Vezier erlaubt haben würde, nicht einmal einen Verweis, vielweniger Strafe, und lebt jetzo geehrt in seinem Posten. Der würdige Officier aber, der Retter der Unschuldigen und der National-Ehre, wurde mit Arrest bestraft, weil er unbefugt sich in Polizey-Angelegenheiten gemischt hatte.

Dergleichen wenig bekannte Thatsachen, um Sitten, Gebräuche, Gesetze, u. s. w. durch Beispiele zu illustriren, weiß ich zu Dutzenden. Es sind deren darunter, die der französischen Nation wahre Ehre machen; allein, wie gesagt, ich fühle keinen Beruf über diese Materie zu schreiben. Prüfen Sie meine Gründe, so werden Sie mir Beifall geben. Leben Sie wohl.

Den 22sten December 1785.

v. Archenholtz.

II.

Ueber die Pflichten eines Lehrers und den Unterschied von Schrift und Vortrag.

Eine Rede von A. G. Meißner, gehalten beym Antritt seiner Professur in Prag, den 26sten November, 1785.

Wenn der Mann, der seinen männlichen Jahren wenigstens einige Erfahrung, seinem Bestreben nach Bildung des Geistes wenigstens einige Kenntniß, und dem Studium seiner selbst wenigstens einiges Gefühl von eigner Stärk' oder Schwäche verdankt, — wenn dieser Mann plötzlich seine Bestimmung verändert, seine Arbeiten gewandelt, seinen Wirkungskreis erweitert sieht; wenn ihn aus dem Zirkel selbstgewählter weniger Freunde, wohl gar aus der Einsamkeit seines Studierzimmers heraus, plötzlich sein Schutzgeist entrückt, einer zahlreichen Menge darstellt und ausruft; „Hier handle „fortan, würdig dem Vertrauen, das in dich gesetzt ward! „Würdig der Stimme deines eignen Herzens!" — o dann, dann ist es ja wohl billig, daß ein solcher an dem Geburtstag eines neuen Lebens sich selbst befrage: Was war bisher meine Pflicht? und was wird sie künftig seyn? Daß er mit sorgsamen Blicke das Aehnliche sowohl, als das Abweichende seiner sonstigen und seiner nunmehrigen Geschäfte untersuche; daß er absondere was wegfällt; dem nachstrebe, was nöthig wird für

die Zukunft. Kurz, daß er, indem er noch so am Scheidewege seiner Laufbahn steht, vor- und rückwärts dieselbe überblicke, um aus den Vorräthen seiner Erfahrung und seines Nachdenkens zu sammlen, was ihm nütz und unterrichtend seyn könne; oder um auch bey fremden Reichthum zu borgen, was eigner Mittelmässigkeit abgehn dürfte.

Dies, meine Herren! dies heute mein Fall, da die Huld eines Monarchen, den die Mitwelt bewundert, ehrt und liebt, den die Nachwelt anbeten wird, mir ein Lehramt anvertraut, das mit einemmale eine neue Epoche in mein bisheriges Leben bringt; schneller meine Arbeiten, meine Pflichten, meine Bestimmung wandelt, als ein lauer Mittagswind thut, wenn er über eine winterliche Gegend dahin fährt. — Denn, wenn auch schon von meinem Jünglingsalter an, der Durst nach Wissenschaften mein innigster, mein reinster Wunsch zu seyn pflegte; wenn ich gleich mit dankbarer Rührung bekennen muß, daß die Musen oft eben so meine höchste Wonne mehrten, als sie meinen tiefsten Kummer milderten; wenn ich gleich mehrmals wagte, die Spielwerke meiner Nebenstunden, das was mein Geist durchdacht, aufgespäht, verändert, oder auch vielleicht erfunden hatte, dem kunstrichterlichen Urtheil meiner Mitwelt zu unterwerfen; wenn selbst bey mancher heimlichen Bedrückung, oder unverdienten Feindschaft, doch des aufmunternden Beifalls stärkere Stimme mich zu mehrern Wagnissen anfeuerte; — so hab ich doch nie bisher einen Platz, wie dieser heutige ist, betreten; habe nie den mündlichen Lehrer, sondern höchstens den durch Schrift und Druck gemacht.

Billig

Billig daher, daß ich, eh ich noch diese Stelle bestieg, einen aufmerksamen Blick in Vergangenheit und Zukunft warf! daß ich, um auch bei dieser letztern vielleicht nicht unverdienten Beyfall zu erringen, vor das Auge meines Geistes alle die Pflichten rief, die einem Lehrer zukommen; daß ich ausgieng, von der einfachen Strasse des Unterrichts, zu den zwey Wegen, in welche er sich spaltet; die oft zusammen kommen, und eben so oft wieder sich trennen. Mit einem Wort, daß ich überdachte: was kann man eigentlich vom Lehrer fodern? Und worinnen unterscheidet sich der Lehrer am Hörpult, und der am Schreibetisch von einander?

Sonderbar klingt es, wenn einer der Ersten von Deutschlands Dichtern und Kritikern spricht: Schon dazu gehöre manchmal viel, daß der Schriftsteller sich selbst vollkommen verstehe; und noch sonderbarer dürft' es vielleicht manchem meiner Zuhörer dünken, wenn ich jetzt dies Seibstverstehn zum ersten Bedingniß eines Lehrers, — gleichviel noch, ob er dies durch Zung' oder Feder sei! — machen will. Sich seibst völlig verstehn, was kann leichter klingen, und was kann oft schwerer seyn! Muß derjenige, der dies mit Wahrheit von sich rühmen will, nicht erst nach Ursach und Wirkung, nach Grund und Folgen, nach einzeln Theilen und nach Zusammensatz des Ganzen, den Stof überdacht und durchdrungen haben, den er vortragen will? Muß er nicht, wenn er Lücken und Sprünge gehörig vermeiden, nie durch Scheinweisheit täuschen, noch unter falscher Larve sein Minderwissen verstecken will, zuvor jedes ferne Gefühl in klare Einsicht, jede gutwillige Vorneigung in unpartheyische Ueberzeugung verwandeln? Muß er nicht Einwürfe

aufgefunden, geprüft und widerlegt haben? Muß er nicht, um eines erhabnern Gleichnisses mich zu bedienen, wie der Schöpfer des Weltalls am Tage der Ruhe that, die ganze Reihe seiner Begriffe übersehn, und sein neues Werk noch einmal ordnen, bevor er ausrufen darf: Jetzt erst ist alles sehr gut!

Und nun frag' ich alle, die bekannt mit dem Gange menschlicher Erkenntnisse geworden sind: Wie äusserst selten nur kann der Fall eines solchen ruhigen und frohen Ueberblickens seyn? Wie unendlich sind die Schwierigkeiten, die jedem ernsten und anhaltenden Forscher im Weg sich stellen? Mit welcher täuschenden Freude glauben wir oft die göttliche Wahrheit zu umarmen, und finden in nächster Minute mit desto kränkendem Wechsel, daß es nur Irrlens Wolke gewesen sey? Wie mißtrauisch macht ein solcher Fall uns gegen hundert ähnliche? Wie schwüriger wird mit jedem Tage, selbst durch die Menge der Vorarbeiter auf dem wissenschaftlichen Pfade, der Grad der Gewißheit: welcher wohl unter diesem sich widersprechenden Haufen Wahrheit oder Irrthum lehre? Und wie unendlich oft müssen wir, wenn Widerstand von aussen, Schwäch' oder Mißmuth von innen, und Zweifel von jeder Seite her uns bedrohen, endlich mit dem trügrischen Schein einer Wahrscheinlichkeit, der wir selbst kaum glauben, uns begnügen?

Wenn in Fällen dieser Art der Gelehrte doch es wage den Lehrer zu spielen, so ist es unumgänglich beynahe, daß er gegen jene Pflicht verstößt, die anfangs so leicht ihm dünkte; daß er nämlich Dinge vorträgt, die er halb nur, oder gar nicht ver-

steht.

steht. Daher jener unzusammenhängende Vortrag, den einer von unsern größten Philosophen, einen Archipelagus nennt, wo es der Inseln viele, doch keine Brücken zu deren Verbindung giebt. Daher der trockne, seelenleere Ton so vieler andern, die treuherzig nur immer die Worte ihrer Vorarbeiter nachlallen; in der gütigen Vermuthung: dasjenige, was ihnen dunkel bleibt, werde denen wenigstens hell gewesen seyn, welchen sie ihre Kenntnisse abborgen. Daher selbst oft der Orakelton derjenigen, welche der grössere Haufen als Köpfe von erster Grösse, als tiefeindringende Weltweisen bewundert, weil sie unter hochtrabenden Worten oder unter einen Schwall gelehrt klingender Kunstausdrücke, das was der Klarheit ihrer Ideen abgeht, listig zu verstecken wissen. — Dunkel zu seyn und mißverstanden zu werden, war freylich oft das Loos solcher Männer, deren Kräfte das Maas gewöhnlicher menschlichen Kräfte überstiegen. Zehn Menschen vielleicht verstanden kaum in ganz Brittanien des unsterblichen Neutons schöpferische Regeln, und ihn selbst kostete im Alter der kränkende Gedanken sich nicht mehr fassen zu können, eine bittre Thräne. Aber oft mühen wir uns auch die Räthselsprache eines Mannes zu entziffern, der sich selbst nicht versteht, noch je verstand. Oft zergliedern wir mit nur zu anhaltendem Fleiße Lehren, in welchen uns der Inbegrif aller menschlichen Weisheit zu liegen scheint, und staunen, wenn wir zum Lohne nur eine schimmernde Unrichtigkeit finden. Oft werden wir auch von anfangs lichtscheinenden, gebahnten Wegen plötzlich in Wüsteneyen und Wälder entrückt, bloß weil unser Führer, nur mit den einzelnen Theilen seiner Laufbahn bekannt, nie das Ganze zu überblicken vermocht hatte.

Schwürig ist also dies Selbstverstehn, im weiten eigentlichen Verstande des Worts! ist des Lehrers erste Pflicht; — aber mit nichten seine einzige! Es kann Vorrathshäuser geben, mit Reichthümern jeder Art angefüllt, und doch unnütz für das Land, sobald der Schlüssel zu ihnen gebricht. Es giebt Männer, die glücklich kühn bis ins innre Heiligthum der Wahrheit eindrangen; aber die Zunge, die wieder erzählt, der Griffel, der niederschreibt, was sie sahen, hörten, fanden, fühlten, und erkanten — diese Zung' und diese Griffel gebrechen ihnen leider. Männer dieser Art können erbauen durch ihren Wandel; können alles Glück des Weisen und des Tugendhaften auf ihren einsamen Zimmer, oder im kleinen Kreis ihrer Wirkung schmecken; aber zu Lehrern taugen sie nicht. Denn des Lehrers zweyte Hauptpflicht ist, daß er nicht minder auszustreuen, als einzusammeln verstehe; daß er weislich das Selbsterworbene auf andere wieder überzutragen wisse; hundertfältig mit seinem Pfunde wuchre; und am Feuer seiner Kenntnisse, den Jüngern oder Mindererfahrnen gern sich wärmen lasse. Und hier nun der Ort, wo der Pfad des Schriftstellers und des Lehrers im engern Verstande, jezuweilen sich scheidet, jezuweilen sich durchkreuzt!

Ein Buch lesen, und einem Lehrer zuhören, scheinen beym ersten Ueberdenken zwey ziemlich gleichbedeutende Handlungen. Beyde haben einerley Zweck oder sollen wenigstens ihn haben; Erwerbung neuer Kenntnisse, oder Berichtigung der ältern. Aber verschieden sind schon die Sinne, die bey dieser Gelegenheit dem Geiste seine Nahrung zuführen; jeder von ihnen hat seine Vorzüge und seine Mängel. Tiefer dringt

der

der Ton der gehörten Lehre in mich ein; sichrer wirkt der gelesne und wieder gelesne Schriftsteller. Erleichtert wird mir das Verständniß vom Inhalt einer Rede durch des Nachdrucks richtige Vertheilung. Erhellter wird meine Kenntniß, indem ich Buch mit Buch vergleiche. Schwäche des Körpers verhindert mich oft diejenige Lehre beym Hören zu verstehn, die ich beym Lesen auf beßre Stunden verspart und dann verstanden haben würde. Schwäche des Geistes hingegen freut sich einer Zurechtweisung mündlicher Weisheit. Für tausende zugleich kann der sprechende Lehrer nützen, für eine anhaltende Folge der schriftliche. Unzählige von des Staates brauchbarsten Mitglieder bildeten sich bloß durch aufmerksames Zuhören und Behaltung des Gehörten; einige unsrer unsterblichsten Gelehrten wurden dies, ohne einen Lehrsaal besucht zu haben. Leicht wär' es noch diese Gegensätze um drey- und viermal zu verdoppeln, wenn wir jetzt auf das Vorzügliche beyder Lehrarten, nicht auf die absonderlichen Pflichten einer jeden unser Augenmerk wenden wolten.

Richtigkeit der Ideen war vorhin unsre Foderung an den Lehrer; Richtigkeit im Vortrag soll es nicht minder seyn. Denn was ist unumgänglicher, als daß angemessen der Ausdruck dem Gedanken sey, den er darstellen soll? Was ist billiger, als daß man von demjenigen, der uns belehren will, Bekanntschaft mit den Gesetzen der Sprache, in welcher er redet, verlangt? Und was ist mangelhafter, als die Gelahrheit mancher, die treflich wissen und nachahmen, was Cicero sprach, die selbst dem stockenden Demosthenes einzuhelfen vermöchten, die mit Britten, Franzosen und Welschen nach ihrer

Landsart sprechen, die aber dann Fehler auf Fehler häufen, wenn die Reih' auch an ihre Muttersprache kömmt. Aber freylich giebt es selbst in dieser gefoderten Richtigkeit Grade, und das gelindere Loos fällt hier dem Lehrpulte zu Der Schriftsteller, des längern Besinnens und Wiederbesinnens fähig, — fähig, das was er niederschrieb, mehrmals auszustreichen und umzuschmelzen, — muß, wenn er unsers Beyfalls würdig werden soll, korreckt im strengsten Verstande seyn; beym mündlichen Lehrer gnügt es, wenn er nur richtig ist. Kritler sind es, die dann mit ihm rechten, wenn seine Sprache nicht die Sprach' eines Buches ist. Kritler, die über Bindewort, ähnlich-klingende Wörte und ungleiche Perioden sich ereifern; Kritler, die überhaupt verlangen, daß er mehr zum Ton einer aufgeschriebenen Abhandlung, als zu dem der Gesellschaft, oder höchstens des überdachten Gesprächs, sich hinrege.

Aber weit strenger werden dann bereits die Foderungen an den Vortrag eines Lehrers, wan wir auf die zweyte, und in jedem Betracht wesentlichste Haupteigenschaft eines guten Stils, auf die Deutlichkeit, kommen. — Deutlichkeit besteht bekanntermassen in dem richtigen Zusammenhange der Rede unter sich selbst. Blosse Befolgung der Sprachlehre ist hierzu nicht hinlänglich, wiewohl sie förderlich und unumgänglich ist. Denn jeder Periode, einzeln genommen noch so untadelhaft, kann durch die Nachbarschaft zum wahren Unsinn werden; Mangelhaftigkeit im Ausdruck, falsche Stellung der Worte können Dunkelheit — unbestimmt abwechselnder Gebrauch und unpassende Wahl können Zweydeutigkeit hervorbringen;

bringen; in keinem dieser Fälle leidet die Grammatik, aber der wahre Sinn geht dennoch verlohren, oder wird erschwert zum wenigsten. Fehler dieser Art bleiben zwar Fehler, ich mag nun; mit der Feder oder mit der Sprache selbst Unterricht ertheilen wollen; doch da die Folgen derselben sich so ungleich sind, so muß auch ungleich deren Zurechnung ausfallen. Die Schrift bleibt stehn, aber die Sprache verfliegt. Ich fasse diesen oder jenen Perioden eines Buchs nicht; ich lese zwey- drey- oder viermal ihn durch, und versteh' ihn endlich, wenn er nur dunkel, nicht widersinnig geschrieben war. Zeit wird freilich hierdurch mehr als nöthig war verschwendet, und der Grund zur Beschwerde ist bey dem Leser nur allzugerecht. Aber weit gerechter noch ist gleichwohl die Klage des Schülers, wenn er durch die objektive Dunkelheit des Gehörten plötzlich aus seinem Zusammenhange sich gerissen sieht. Weit gefährlicher sind die Lücken, die im Lehrsaale, als die auf Studiertische gelassen werden. Ein einzigesmal braucht ja nur Ariadnens Faden zu reissen, und Theseus findet vielleicht nie wieder den Weg aus dem Labyrinthe. Ein einzigesmal nur braucht der Lehrer seinem Schüler unverständlich zu bleiben, und Stunden, Wochen wohl gar, gehn für diesen Letztern verlohren. Er knüpft nie oder falsch, oder mit zehnfältiger Mühe den Faden seiner Begriffe wieder an.

Ja, eben deswegen, weil Deutlichkeit des mündlichen Vortrags größtes und doch auch oft dessen schwierigstes Verdienst zu seyn pflegt, muß der Lehrer je zuweilen nicht Fehler allein, sondern auch blendende Schönheiten sogar, auf-

serhalb seinem Wege liegen lassen; muß gründlichen Vortheil höher als schimmernden Schmuck zu schätzen wissen. Viel sind der Klippen hier, doch die gefährlichste von allen besteht in einer gewissen Kürze, die allerdings für Gedrungenheit und für Verdienst beym Schriftsteller gelten kann, die aber am Lehrpulte bald zur Dunkelheit und zum Verstosse werden würde. Ein Beyspiel nur, und man wird hoffentlich ganz mir beystimmen! — Wer kennt den Tacitus nicht? Mit Ehrfurcht wird noch jetzt sein Name fast zuerst in der Reihe von Geschichtschreibern genannt. Bewundert wird seiner Worte Sparsamkeit, und seines Inhalts Reichthum; nachgeahmt ward schon von tausenden; gemißbraucht von beynah gleicher Zahl. Aber eben dieser Tacitus, würd' er nicht schlecht zum Lehrer taugen, wenn er hier eben so spräche, wie er dort schrieb. Ermüden würde seine Kürze im Verfolg, unverständlich seyn bald von Anfang her. Kalt würden wir bey seinen Sentenzen bleiben, und schwürig über seine Dunkelheit werden. Beym lesenden Publicum Männer vermuthen, die uns fassen, die uns zuvoreilen sogar, eine solche Vermuthung ist billig; einem kleinen Zirkel dort nur gefallen wollen, kann zuweilen Selbstverläugnung oder auch Selbstgefühl seyn. Aber zur Verständlichkeit seiner Hörer sich herab zu stimmen, zu streben, daß man lieber gefaßt, als angestaunt werde, das bleibt eines Lehrers unerlaßbare Pflicht. Denn unverständliche Kürze ist ja eben die größte von allen Weitläuftigkeiten; ist für Unterweiser und Unterwiesnen eine gleich zwecklose Verschwendung von Zeit und Kraft.

Aber freylich ist hier, wie bey allen Dingen unterm Monde, Ueberschreitung der Mittelstraße möglich, und dann, wenn

wenn sie wirklich erfolgt, tadelnswerth. Wer für allzublöde seine Zuhörer hält, wer schon genugsam bekannte Dinge immer noch bekannter ihnen zu machen strebt; wer sich selbst, ohne gehörige Unterscheidung wiederholt, oder nicht fortschreitet, wenn es fort zu schreiten nun Zeit ist, der wird weitläuftig und ermüdend; wird durch allzugrosses Bestreben nach Deutlichkeit der guten Sache wiederum schädlich. Denn die Seele des Menschen — zumal die Seele des Jünglings — stets nach Erweiterung ihrer Kenntnisse begierig, sieht sich mit Verdruß da, wo sie Sachen zu finden verhofte, durch einen Schwall von Wörtern aufgehalten; eilt immer dem Vortrag des Lehrers zuvor, und verachtet ihn eben dieses Zurückbleibens halber. Einem ungeduldigen Hauswirth gleich, der selbst gutes Korn verdrüßlich wegwirft, wenn er von allzuvieler Spreu es sondern soll, verschmäht sie selbst nützliche Wahrheiten, weil die Einkleidung derselben ihr mißfällt. Zerstreuung tritt an die Stelle der anfänglichen Wißbegier, und der Lehrer kann bald vielleicht beym vollsten Hörsaal doch nur zu abwesenden Ohren sprechen.

Gebrechen dieser Art tragen die Merkzeichen der Gebrechlichkeit so offenbar, daß man der allgemeinen Uebereinstimmung wegen, aller Mühe des Tadelns bey ihnen fast überhoben seyn kann; aber andre, die tiefer versteckt liegen, dürften leicht eben dadurch nur noch schädlicher werden, weil bloß ein geübteres Auge zu ihrer Entdeckung erfoderlich ist. — Der Vortrag eines Lehrers kann oft jedes Gesetz der Sprache und jedes Bedingniß der Deutlichkeit erfüllen, dennoch gebricht ihm viel zum höhern Grade der Nutzbarkeit und der Vortreflichkeit. Man hört, man

versteht,

versteht, man begreift ihn wohl, aber das hinreissende Interesse fehlt; der Geist des Zuhörers giebt andern Ideen Raum; oder muß sich wenigstens Zwang anthun, wenn er bey Aufmerksamkeit sich erhalten will. — Woher diese Trägheit, die selbst sonst thätige, wißbegierige Seelen anwandelt? Weil jenem richtigen und deutlichen Vortrage doch noch die dritte Eigenschaft eines jeden guten Stils, die Lebhaftigkeit, abgeht. Weil seine Lehre noch eine blosse Zusammensetzung von Fleisch und Beinen, nicht aber ein Körper ist, den eine athmende Seele bewohnet. Nur dann, wenn durch diese dritte Eigenschaft, die nicht auf den Verstand allein, sondern auch auf unsre Einbildungskraft und Gemüthsbewegungen mächtig wirkt, alle Kräfte unsrer Seele beschäftigt, die Beziehungen verstärkt, die Eindrücke verdoppelt, abstrakte Begriffe sinnlicher, faßlicher, dauernder gemacht, leblose Gegenstände zu lebendigen Bildern erhöht worden — erst dann ist der Lehrer gewiß, seines Endzwecks weiteste Gränzen erreicht zu haben; erst dann schaltet er über die Seelen seiner Zuhörer, wie über sein Eigenthum; erst dann wird der Saame, den er ausstreut, Früchte tragen sieben- und hundertfältig. Aber wie dies bewirken? Wie eine so hohe Stufe besteigen, da der Schritt zu den untern schon so schwürig war? Allerdings nur dadurch, daß er so sorgfältig wie der sorgfältigste Schriftsteller am gehörigen Orte Ausdrücke wählt, die nicht bloße Zeichen der Willkühr sind, sondern auch mit den Gegenständen, die sie darstellen, mit den Empfindungen, die sie erregen sollen, eine gewisse Aehnlichkeit haben! Allerdings nur dadurch, daß er weislich zuweilen Abänderung in den Gang seines Sprechens bringt; daß er da, wo etwas figürlicher

Aus-

Ausdruck nicht bloß als Schmuck des Vortrags, sondern auch als ein Beförderungsmittel des Eindrucks zu betrachten, glücklich kühn darüber schaltet; daß er nicht des Kontrasts mächtige Hülfe, der Beispiele erläuternden Reiz, selbst nicht der Vergleichung belehrende Aehnlichkeit verschmäht!

Ich habe hier der Anfoderungen viel zusammen gefaßt, und der Einwürfe nicht minder zu erwarten. Wie? (dürfte man fragen) wird nicht dadurch, daß man auch figürlichen Ausdruck dem Lehrer anräth, zu schwülstig und zu zweydeutig seine Sprache, er selbst nicht allzusehr ein eigentlicher Redner, wohl gar ein Dichter werden? Solten seine Erläuterungen nicht bald zur Ausschweifung, und diese wieder zur Verirrung sich verkehren? Wird er nicht dadurch sich von jener edlen Einfalt entfernen, die der Wahrheit ziemt? Giebt es nicht Wissenschaften, wie z. B. Mathematik, Metaphysik, und a. m. die den ungekünstelteſten, plansten Vortrag erfodern? Selbst in Büchern verzeiht man ja den Materien dieser Art ihren trocknen Schulton der Gründlichkeit halber, und vom Lehrpulte herab sollen sie geziert und blumigt vorgetragen werden? — Warlich nein, das sollen sie nicht! Alle diese Einwürfe treffen nur das von uns selbst schon getadelte Uebermaas, den rechten Gebrauch treffen sie keineswegs. Der schöngeistrische Ton, der empfindelnde Stil, der blumigte Vortrag gehören freylich nicht für die Doktrinen ernster Art; sehr die Frage noch, ob sie irgend wohin gehören! Aber ganz etwas anders ist eine gewisse Wärme, eine gewisse Lebhaftigkeit, deren Grad der Nuzbarkeit sogar desto höher steigt, je ernster der Lehre Grundstof wird. Wer Geschichte, Naturkunde,

Beredsamkeit und Dichtkunst lebhaft vorträgt, hat Verdienst; ein gröſres, wer bey spekulativer Philosophie, bey trocknen Menschensatzungen oder bey Botanik ein gleiches bewirkt; und wer selbst Ontologie mit Unterhaltung verbindet, — gewiß der Oelzweig in den isthmischen Spielen ward manchem zu Theil, der es minder als jener verdiente.

Eine einzige Beobachtung gnügt, wie mich dünkt, um unwiderleglich meine Meynung zu machen. Lesen einer Schrift ist selten an eine gewisse Tagesstunde gebunden; noch seltner die Dauer dieses Lesens bis zur Minute bestimmt; das Hören in akademischen Sälen ist beydes. Wenn nun wirklich grosse Kenner der Natur geradezu bezweifeln, daß der menschliche Geist seine ganze Aufmerksamkeit stundenlang mit gleicher Stärke auf einerley Gegenstand richten könne; wenn tausend Beyspiele in jedem Hörsaale leicht aufzufinden, dieses Zweifels Gründlichkeit bewähren, so muß ja allerdings der mündliche Lehrer noch gröſsern Fug als selbst der schriftliche haben, jedes Hülfsmittel aufzubitten, das fester an ihn seines Schülers Seele feßle; so muß er inniger noch als jener streben, Leben in seine Worte, Wärme in die Reihe seiner Sätze zu bringen. — Warum hieng an dem Mund eines Plato die ganze edle Jugend Griechenlands? Warum schätzt' ihn Syrakus so gut als Athen? Warum gehorchte selbst ein Dionysius ihm? Wahrlich, nicht bloß weil Weisheit in seiner Lehre, sondern weil auch Wohlredenheit in seinem Munde, Zierlichkeit in seinem Ausdruck war. Warum ward unter uns Abt in so jungen Jahren und durch ein einziges Werk von Belang unsterblich? Weil seine Weltweisheit Hand in Hand

mit

mit der Geschichte erschien: weil er in seinem Buch vom Verdienste jetzt als scharfsinniger Beobachter, jetzt als ein warmer, seiner Begeisterung ganz voller Mann, zu sprechen wußte.

Besorgen Sie nicht, meine Herrn, daß ich hier in alle jene zusammengefaßte Hülfsmittel der Lebhaftigkeit auch nun einzeln eindringen werde! So lehrreich immer diese Materie im Ganzen wäre, so sehr sie einer genauen Untersuchung bedürfte, und so manche neue Spur vielleicht hier aufzufinden seyn dürfte, so würde doch derjenige, der nach Würden diesen Stof bearbeitete, nicht eine Rede, sondern ein Buch ihnen herlesen müssen. Nur dies erinnere ich noch, daß wenn ich vorhin sagte: daß der Sprache ganzer Schmuck vor dem Lehrer, wie vor dem Redner und Dichter liege; wenn ich behauptete: daß er dreist sich dessen bedienen könne; ich doch keineswegs gesagt haben wolte, daß er dies mit gleicher Stärke, gleichem Aushalten thun dürfe. Ihre Endzwecke sind sich zu ungleich, als daß auch der Gebrauch der Hülfsmittel völlig der nämliche seyn könne. Der verständige Lehrer wird stets aller jener Vortheile nur wie eines Gewürzes sich bedienen, das sparsam und am rechten Orte genützt, veredelt, in grosser Menge verderbt. Aber die Gränzen ihm vorzeichnen wollen, in welchen er sich zu halten habe, dies, ich wiederhol' es, ist für jetzt zu lang, ist überhaupt nicht wenig schwürig. Denn hier ist es, wo der Lehrer seines kritischen Genie Meisterprobe ablegen, wo er nach Zeit, Ort, Gegenstand und Zuhörer, Abänderungen treffen, wo er weislich Schwulst von Wärme, Dichterfeuer von Unterweisungston, Erweitern von Erläute-

rung unterscheiden, wo er brüderlich Geschichte mit Philosophie, Philosophie mit Geschichte, mit beyden das Studium der leblosen und belebten Natur verbinden muß. Wen hier nicht ein feines Gefühl bey allen Schritten begleitet; wer bloß durch Kunst den Abgang der Natur, durch erzwungnen Rausch den fehlenden innern Eifer zu ersetzen gedenkt; wer Minervens Priester werden will, ohne Minerven erst um Rath befragt zu haben, dem wird es, sorg' ich, nie ganz gelingen.

Noch verlangen die meisten Theoretiker von einem guten Stil, als das vierte Erfoderniß, Schönheit. Nicht ohne Vorbedacht übergieng ich sie bis jetzt: nicht ohne Vorbedacht werd' ich auch nun bloß mit wenigen Worten sie berühren: denn minder dünkt sie mir eine vierte absonderliche Eigenschaft, als vielmehr das Resultat vom Zusammenfluß der vorigen Dreye zu seyn. Ist dem Sprachgesetz durch Richtigkeit, dem Verstand durch Deutlichkeit, der Einbildungskraft und den Affecten durch Lebhaftigkeit Gnüge geschehn; so weiß ich nicht, welche Foderung noch zu befriedigen übrig wäre; so entsteht, meinem Gefühle nach, eben aus dieser einstimmigen Zufriedenheit, aus dieser Einheit im Mannichfachen, der Begrif der Schönheit. Wer einen gewissen sorgsamen, bis zum kleinsten Wort sorgsamen Bau der Perioden, Achtsamkeit in Uebergängen, und feines Gefühl für Wohlklang zu Bedingnissen der Schönheit macht, der geht theils in diejenigen Begriffe über, die wir schon von Deutlichkeit und Lebhaftigkeit gaben: theils fodert er einen Rythmus, dessen der Vortrag des Lehrers leicht entbehren kann,

und

und der, allzusorgfältig erworben, mehr ein Zeitverlust als ein Sachgewinnst seyn würde.

Ueberblickt wären also, ob schon mit viel zu flüchtigem Auge — dieser Ort und dieser Stunde Kürze sey mir Entschuldigung! — des Vortrags hauptsächlichste Pflichten. Aber sehr würde warlich derjenige irren, welcher glaubte, daß alles dies mehr als ein sehr kleiner Theil des Ganzen wäre. Wie so manche Fragen von der Lehrart überhaupt, von den Gebrechen, die den Stof selbst, nicht dessen Einkleidung bloß betreffen, von den persönlichen Eigenschaften eines Lehrers, und von dem Plan einer ganzen Disciplin, die, wenn sie nun vollendet worden, vor den Geistes Augen des zurückblickenden Schülers da stehen muß, wie der Grundriß eines edlen Gebäudes, sich gleich in Angabe, Ausführung und jedem einzelnen Theile — o wie so manche Fragen dieser Art bleiben noch unerörtert!

Wie wichtig z. B. ist der anfangs geringscheinende Punkt: Ob ein Lehrer auch Wiederholung anbringen dürfe? und wenn er es darf, unter welcher Beschränkung? — Wie zweifelhaft ein andrer nah verwandter: Ob er auf die Feder des Niederschreibenden, oder bloß aufs Ohr des Aufmerksamen Rücksicht nehmen müsse! — Wie unübersehbar wird dann das Feld, wenn wir das Band der Wissenschaften unter sich wechselseits betrachten! Und wie schwürig ist endlich der Stof, wenn wir nicht den Kopf allein, sondern auch das Herz des wahren idealisirten Lehrers zu schildern versuchten. Alles Materien, die auch ohne Schwatzhaftigkeit behandelt, Gelegenheit zu stundenlangen Reden darböten! alles Ma-

terien, die ich jetzt, da ich doch nur sie bloß angeben, nicht ausführen kann, vielleicht stillschweigend übergangen haben würde; drängte nicht allzulebhaft sich der Wunsch in mir empor: sie sämmtlich zu überzeugen, daß ich wenigstens nicht mit sorgloser Seele oder leichtbefriedigter Eigenliebe meines zukünftigen Berufs Pflichten betrachte; daß ich manches noch, was ich jetzt nicht darzustellen vermag, wenigstens bey mir selbst erwogen habe, und auch künftig noch zu erwiegen gesonnen bin.

Meine Herren, ich blick' in der Versammlung umher, die mich umgiebt, und ich sehe so manchen Mann in ihr, der alle die Pflichten, von denen ich sprach, lehrte durch die That; der mir Vorbild und Muster für die Zukunft zu seyn vermag; ich seh noch mehrere, genährt durch den Geist der Alten, eingeweiht in den Künsten der Neuern; Männer von jedem Range und von jedem Werth. — Vor Zuhörer dieser Art sorg' ich gesprochen zu haben, wie einst Phormio, als er in Hannibals Gegenwart von den Obliegenheiten eines Feldherrn redete; aber doch hoff' ich, troz dieser Kühnheit, ein gelinderes Urtheil von Ihnen. — Sie alle wissen die Veranlassung meiner heutigen Rede. Die Huld eines Monarchen, dessen Gleichen man fruchtlos in der glorreichen Reihe von Habspurgs Heldenstamm suchen würde, hat mich zu einem Lehrstuhl auf hiesiger Akademie berufen. Zu schwach ist meine Stimme, als nach Würden einen Fürsten zu preisen, der mit dem ersten Schritt zum Thron einer neuen Schöpfung zu tagen befahl; der mit nimmer müden Eifer seines Thrones Glanz, seines Ruhmes Umkreis, seiner Völker Glück zu vergrössern

grössern sucht; der fremden Künsten huldreich winkt, einheimischen ein verstärktes Gedeyen giebt. Für den Aberglaube kein Schreckniß, Vorurtheil keine Stimme', Gemächlichkeit keinen Reiz und Schmeichelei keine Verführung hat. Zu schwach bin ich auch, um nach Würden unter der Zahl seiner verdienten Grossen denjenigen zu loben, in welchem Oesterreichs Akademien ihr Haupt, Oesterreichs Litteratur seinen erleuchteten Beförderer, jede Tugend, jede Kunst, jede Wissenschaft ihren Freund, ihren Beschützer verehrt. Schon durch der Thaten so viele, schon durch so manche ausgestreute, blühende und bereits reifende Saat ist Swietens Name, sein ererbter Seelenadel, hochachtungswerth für unsre Zeiten, unvergeßlich für die kommenden geworden; meiner wenigen Worte bedarf er daher nie. Selbst mein ungekünsteltester Dank, — wenn ich in seiner natürlichen Wärme ihn vortrüge, dürfte leicht mit dem Tone des Schmeichlers verwechselt werden; mit demjenigen Ton, zu welchem nie meine Feder, selbst beym sichersten Lohn sich erniedrigte; zu dem auch mein Mund, so Gott will, nie sich erniedrigen soll. Aber o! daß statt dieses unterlaßnen wörtlichen Danks, ein andrer, — meine innigste Begier, so wie die Begier jedes rechtschafnen Manns! — desto besser mir gelänge! der Dank nemlich, der durch Aufbietung meiner Kräfte, durch möglichste Erfüllung meiner Pflichten ganz diejenige Huld rechtfertigte, die aus meinem bisherigen Vaterlande in ein neues Vaterland mich berief.

Und desfalls — desfalls, meine Herren! blick ich noch einmal in den ehrenvollen Kreis ihrer aller umher, und

bitt und beschwöre Sie: helfen Sie mir, so viel es an Ihnen liegt, die Erreichung meines Endzwecks befördern; befördern durch gütige Nachsicht so wohl, als durch gutmüthige Belehrung; durch Unterstützung und Freundschaft; durch Zutrauen am rechten Orte. Willig hab' ich in Sachsens Hauptstadt, meinen zehnjährigen Wohnplatz, so manchen zurück gelassen, der mit inniger Wärme um mich seinen Arm schlang, oder willfährig im Bedürfniß seine Hand nach mir ausstreckte. Willig hab' ich Bande des Bluts, des Geistes und der Geschäfte zertrennt; nicht auf eine günstige, mir neugeöfnete Aussicht, nicht auf die Reize der Gewohnheit und vaterländischer Gebräuche geachtet. Der Ruf hieher schien mir ein Ruf der Vorsicht zu seyn, und willig hab ich ihn befolgt, ohne Scheu, ohne Zurückblick und Thräne. — Wahrlich auch kein Anschein bis jetzt, der Reue mir weissagte. Wenig sind noch der Tage, die ich zu Prag verlebte: viel schon der Merkzeichen von Huld und Güte, mit der man mich empfieng; mit der man mir zuvorkam sogar. Selbst diese zahlreiche Versammlung, die Gegenwart so Mancher, denen ich Achtung und Ehrfurcht schuldig bin — mit Dank erfüllt sie mein Herz, mit freudiger Hofnung meine Seele. O daß zur Wirklichkeit diese Aussicht würde, daß die Zeit nie einrisse, sondern aufzubauen fortführe! Eines wenigstens soll sie, die so viel zerstört, erst mit meinem Leben zu zertrümmern vermögen: meinen Eifer nämlich, nütz zu seyn in meiner Pflicht, zu gefallen dem wahrhaft Edlen, zu dienen dem wahrhaft Guten.

Billig

Billig nun, daß ich auch zu denen mich wende, denen ich künftig zum Lehrer bestimmt bin; deren Liebe, deren Achtung, deren eigner Nutzen mir fortan so unendlich werth und theuer seyn muß. Schwer ist das Loos eines Lehrers, wenn er nach dem Beyfall einer so zahlreichen Menge streben will; mein vorhergegangenes erweißt dies schon gnüglich. Noch schwerer ist dann sein Amt, wenn empfindsam seine Seele, zart sein Gewissen ist. Auf ihn, auf ihn allein kann oft das Schicksal von tausenden seiner Zuhörer lasten. Sie gehn irre, weil er sie irre führte; und die Waage, die ihre Fehler wägt, theilt ihm billig der Zurechnung größre Hälfte zu. Weh seinem Gewissen dann! Aber weh auch seiner empfindsamen Seele, wenn er nach Zuneigung ringt, und Haß oder Verachtung erbeutet; wenn er mit Mühe aussäet, und Undank dafür einerndtet. O dann, dann kann sein Leben zum Schmachten auf der Folter, zum nagenden Krebs, zum langsam röstenden Feuer werden. Doch weg mit Bildern dieser furchtbaren Art. Ich habe keinen Grund vor Schicksalen dieser Gattung mich zu fürchten: den Zeugnissen unpartheyischer Freunde zu Folge empfängt mich hier Liebe und Vertrauen; Gegenliebe und der thätigste Fleiß sollen meine Vergeltung seyn.

Eine schädliche Freundin ist oft die Erwartung: allzuschnell verkleinert je zuweilen ihr anfänglich Vergrösserungsglas. Selbst Verdienste von der zweyten Klasse verdunkelt sie ganz, wenn sie vordem allzugütig den ersten Rang ihnen anwieß. Ich weiß nicht, meine Herren, in

welcher Maasse Sie auf meine Kräfte zählen; und im Gericht mit mir selbst würd' ich beben, wenn allzugünstig ihre Hofnung seyn solte. Aber darauf rechnen Sie wenigstens, daß in der ganzen Summe meines geistigen Vermögens nichts sich befindet, was ich nicht willig am rechten Orte vor ihnen enthüllen werde: daß mein Herz keinen Winkel, mein Geist keine Läßigkeit haben soll: und daß kein Vergnügen dem Bewußtseyn gleichen kann, das ich denn empfinden würde, wenn einst am Ende meiner Laufbahn, sey sie lang oder kurz, sey sie blumigt oder dornicht, ihr Dank mich begleiten, ihre Liebe dauernd mein gewesen seyn solte.

III.

Buchhändler-Rechtfertigung gegen die vorgeblich Kaiserliche Erklärung zu Gunsten des Nachdrucks.

An den Herausgeber.

Daß, wie Sie mir schreiben, mein Aufsaz über Bücher-Privilegium und Bücher-Nachdruck *) den Beyfall der Kenner erhalten hat, muß mich um so mehr aufmuntern, Ihr Verlangen zu erfüllen und frey heraus meine Meynung über die in allen Zeitungen gestandene Kaiserliche Erklärung zu Gunsten des Nachdrucks zu sagen. Ich sollte zwar glauben, daß wenn ich in meinem ersten Aufsaze, das Eigenthum der Ideen gründlich vertheidiget habe, es fast unnöthig wäre, über diese Erklärung etwas zu schreiben, die doch weiter nichts als eine menschliche Meynung ist und also gegen aufgestellte Rechtsbeweise nicht kann in Betrachtung kommen. Aber freylich ist es die Erklärung eines von allen Deutschen verehrten Mannes und des Hauptes unserer Fürsten: dieserwegen, scheint es, hat sie so viele Gelehrte stutzig gemacht, und neue Zweifel über die Rechte des Verlags-Eigenthums veranlaßt. Daß der Streit über dieses Eigenthum so lange gedauert hat, kommt vielleicht daher, weil er anfangs zwar von großen Gelehrten und Juristen, zum Vortheile des Eigenthums der Ideen, geführt wurde, die aber ohne hinlängliche Handlungs-Kennt-

*) Im 5ten Bande 4ten Stücke October 1784.

nisse waren, und daher verschiedene Knoten nicht gut auflösen konnten, wie zum Beyspiel die Rechtmäsigkeit französische und englische Werke in Deutschland aufzulegen, bey der Unrechtmäsigkeit die Schriften deutscher Autoren nachzudrucken. Um helles Licht über die Sache zu verbreiten, habe ich mich mit Anführung und Bestreitung meiner Vorgänger nicht eingelaßen; eine Methode, die vielen unsern Untersuchungen ein so widriges Ansehn giebt, und den Gesichtspunkt für den Leser allemal erschwert. Auch glaubte ich die Gleichniße, welche man zur Vertheidigung des Nachdrucks gewöhnlich gebraucht, übergehen zu dürfen, da es schon von selbst eine schlechte Sache verräth, wenn man sie durch Allegorien und Gleichniße vertheidigen muß, und ihre falsche Anwendung hier beym kleinsten Nachdenken sichtlich wird. Wie lächerlich zu sagen: „Man sucht in Wien das Meißner Porzellan nachzumachen, „also muß es auch erlaubt seyn, Sächsische Bücher in Oesterreich „nachzudrucken.“ Was macht man denn nach? Porzellan! Nun, Rabener hat in Sachsen Satiren geschrieben, es steht jedem Oesterreicher frey, auch Satiren zu schreiben. Was macht man ferner nach? Die Form! Nun, die Form ist nicht die Maße. Die Form eines Buches mag man immer nachahmen, nur vergreife man sich nicht an dem Innern; dieses ist so gut Diebstahl, als Sächsische Erde heimlich zu entwenden, um nicht nur die Form, sondern auch die Maße des Sächsischen Porzellans heraus zu bringen. — Eben so lächerlich ist es zu sagen: „Wenn ich ein Buch kaufe, so „erlange ich ja dadurch natürlich das Recht, alles damit „anzufangen, was ich will.“ Wenn du beym Schwertfeger einen Degen kaufst, erkaufst du damit das Recht,

ihm

ihm mit diesem Degen einen Stich zu geben? Wenn du von einem Bauer ein Fuder Holz kaufst, darfst du ihn mit dem gekauften Holze auf den Kopf schlagen? Du erlangst also durch den Kauf einer Sache, nur das Recht, alles damit anzufangen, was Niemanden schadet. Ergo! Und nun; druckst du denn ein gekauftes Buch selbst nach? Nein, du läßest es durch Hülfe vieler Hände nachdrucken, mit der boshaften Absicht deinem Nächsten dadurch zu schaden. Begreifst du nun, warum dir vergönnt ist; ein Buch abzuschreiben, und warum dir nicht vergönnt ist, oder doch nicht vergönnt seyn sollte, ein Buch nachdrucken zu lassen! Deine boshafte Absicht, Jemanden zu schaden, verdammt dich, und bringt dich um deinen ehrlichen Namen.

Seit Druckerpreßen in Gange sind, haben auch alle Obrigkeiten, in ihren öffentlichen Schriften, bis jezt über die Unrechtmäsigkeit des Nachdrucks gleichstimmig gedacht; denn man findet in allen Bücher-Privilegien, in welcher Sprache sie auch abgefaßt sind, ungefähr folgenden Ausspruch, den ich aus einem Kaiserlichen Privilegium abschreibe:

„Weilen aber sie besorge, daß ihr sothane Schriften von „gewinnsüchtigen Leuthen unter verschiedenen Formaten „nachgedrucket, und dadurch sie in Schaden versezet „werden mögte.“ *)

Gelegentlich ist dieß eine Bestätigung meiner Behauptung: ein Bücher-Privilegium könne seiner Natur nach nichts an-

*) Diese Stelle steht, drollich genug, auch in dem von Schmieder zu Carlsruhe erschlichnem Kaiserlichen Privilegium über den Nachdruck aller deutschen Schriftsteller.

ders seyn, als eine obrigkeitliche Anerkennung des Rechts, das Jemand schon auf ein Buch besitzt, und ein Versprechen, ihn nicht nur bey seinem Rechte zu schützen, sondern so viel möglich den, welcher es beeinträchtigen würde, auch zur Schadloshaltung zu zwingen; daher man das Wort durch Schutzbrief übersezen sollte. Zum Ueberfluß will ich die Sache durch ein Beyspiel erläutern, das bis auf die kleinsten Theile passend ist. Ich kaufe ein Haus, wovon ich einzele Stuben an Andere nach Belieben für so und soviel überlaße, doch dürfen sie darin, ohne mein Vorwissen, keinen Fechtboden aufschlagen, oder sonst etwas unternehmen, das den Ruin des Gebäudes nach sich ziehen würde. Wird es baufällig, so lasse ich es stützen; fällt es zusammen, so baue ich es wieder auf, denn der Grund und Boden gehört mein. Will ein Mordbrenner es in Brand stecken, oder hat er es in Brand gesteckt, so hilft mir die Polizey nach Möglichkeit, bestraft auch den Mordbrenner; meinen Schaden erhalte ich aber nur dann ersezt, wenn ich mein Haus in die Brandkaße habe einzeichnen lassen, und dafür etwas Gewißes bezahlt habe. Gerade so kauft der Buchhändler ein Manuscript, das er zur Bequemlichkeit des Publikums einrichtet, einzele Abdrucke davon an Andere überläßt, mit denen sie nach Belieben schalten und walten können, nur nicht zu seinem Schaden. Gehen ihm die Exemplare aus, so sucht er erst die einzelen Bogen aus den Defecten zusammen, läßt die fehlenden und erfoderlichen Falles das ganze Werk neu drucken. Will ihn jemand dabey beeinträchtigen, so klopft die Obrigkeit diesem Jemand auf die Finger, wenn sie seine Hände habhaft werden kann, und sofern sie ihre Pflicht erkennt und ausübt,

welche

welche doch wohl darin besteht: dem Unrechte zu steuern? Aber Entschädigung bekommt der Buchhändler nur dann, wenn er ein Privilegium aufzuweisen hat. Dieß ist der Begriff, den man sich von Bücher-Privilegien machen muß: dieserhalb wird in jedem eine Summe Geldes bestimmt, welche, wer den Nachdruck eines privilegirten Buches auch nur verkauft, für jedes Exemplar erlegen soll, wovon die eine Hälfte der Gerichtsobrigkeit, die andere aber dem Besitzer des Privilegiums anheim fällt; und dieserhalb wird ein Privilegium, wie jeder Aßecuranz-Schein, auf eine bestimmte Zeit gegeben, nach welcher man das zu Veraßecurirende von neuem muß einschreiben lassen. Aber auch ohne Aßecuranz bleibt Eigenthum, Eigenthum; und Beeinträchtigung desselben, Diebstahl.

In geradem Widerspruche mit diesen Grundsäzen, und — was noch stärker auffällt — mit den Kaiserlichen Bücher-Privilegien selbst, ist der Bescheid, den, nach den Zeitungen, Deutschlands itziger ruhmvoller Kaiser unter die beredte Sonnenfelsische Vorstellung der K. K. Studien- und Censur-Hofcommißion, den Bücher-Nachdruck betreffend, eigenhändig soll geschrieben haben, und der also lautet:

„Um von Journalisten gepriesen und von Dichtern „besungen zu werden, will ich mein Volk dem Eigen„nutz gewinnsüchtiger Buchhändler nicht länger Preis „geben.“

So allgemein unter den Gelehrten die Freude über die Sonnenfelsische Vorstellung und die einstimmige Erklärung aller wahren

wahren Gelehrten zu Wien gegen den sogenannten Chevalier Trattner und seine nachdruckerischen Unternehmungen gewesen war; so allgemein war unter ihnen die Bestürzung über diesen Kaiserlichen Bescheid. Aber eben diese Bestürzung verhinderte sie die Unwahrscheinlichkeit des ganzen Vorgebens zu bemerken. Wie? Joseph II. der so unzählige Bücher-Privilegien unterschrieben hat, sollte nie eines durchgelesen haben? oder es für gering achten, sich selbst so augenscheinlich zu widersprechen? die Vorstellung eines hohen Landes-Collegiums cavalierement behandeln? alle Buchhändler Deutschlands ohne Untersuchung mit dem Namen gewinnsüchtig brandmarken? Unmöglich! Zwar kann auch der höchste menschliche Verstand irren; aber dieser Irthum ist nicht glaublich: weit glaublicher also, daß unter die tausend mal tausend Unwahrheiten, welche uns die Zeitungen jezt von Wien aus berichten, auch dieser Kaiserliche Bescheid gehört.

Wie wenig das Beywort gewinnsüchtig dem rechtmäsigen Verleger eines Buches zusteht, fällt bey der geringsten Ueberlegung in die Augen. Gewinnen will er freylich mit seinem Verlage: Aber gewinnen will jeder Kaufmann, will Fürst und Gelehrter. Ein jeder wuchert mit seinem Pfunde. Gewinnsüchtig ist man nur dann, wenn man unterdrückt, um desto mehr Vortheile zu haben. Gewinnsüchtig ist daher der Nachdrucker, der ärnten will, wo er nicht gesäet hat, und dem rechtmäsigen Verleger Abbruch thut; gewinnsüchtig ist ein Kaufmann, der seinem Mitbürger durch heimliche Wege seine Speculationen verdirbt; gewinnsüchtig ist ein Schauspieler, der alle gute Rollen an sich reißt, um nicht blos

wegen

wegen seines Talents, sondern wegen seiner in Händen habenden Rollen unentbehrlich zu seyn und dem Prinzipale Gesetze vorschreiben zu können; gewinnsüchtig ist ein Schriftsteller, wenn er, da er vielleicht sich anfangs einem Buchhändler zum Autor aufgedrungen und ihm mehr denn ein Buch zu verlegen gegeben hat, die zu Ladenhütern dienen, mit einer Schrift, durch Verdienst oder Zufall, Aufsehn erregt, diese wieder an sich zu bringen sucht, um sie nochmals zu verkaufen; gewinnsüchtig endlich ist ein Fürst, der Privilegien willkührlich aufhebt, blos weil sie ihn hindern, soviele Abgaben zu heben, als ihm gelüstet. Fürchtet man aber, die Buchhändler möchten die Preiße der Bücher gar zu hoch ansezen, wenn ihnen das Verlags-Eigenthum gesichert wäre; so habe ich schon in meinem ersten Aufsaze das Gegentheil a priori und aus der Erfahrung in England und Frankreich erwiesen; habe erwiesen, daß die Bücher vielmehr wohlfeller werden würden, weil man bey einem allgemein gelesenen Buche auf einen Absatz von zehntausend in einigen Jahren rechnen könnte, da man jezt höchstens 1500 abzusezen hoffen darf. Der Preiß eines Buches, so wie jeder Sache, muß nach den darauf gewandten Unkosten bestimmt werden. Wo Lebensart und Druckmaterialien theurer sind, muß es auch ein neues Buch seyn; ein Buch, das zum erstenmal erscheint, muß theurer seyn, als wenn es zum dreißigstenmale aufgelegt wird, und der Verleger kein Honorar mehr mit in Anschlag zu bringen hat u. s. w. Es ist ein lächerliches Begehren, zwölf Bogen Gedichte von Wieland so wohlfeil kaufen zu wollen, als zwölf Bogen Gedichte von Günther; ein Alphabet von Schmidts Geschichte der Deutschen so wohlfeil, als ein Alphabet von

Paulis

Paulis Leben großer Helden; ein Alphabet Predigten von Spalding und Zollikofer so wohlfeil, als ein Alphabet von Arndts wahrem Christenthum oder Merzens Fasten-Predigten. Kauft man denn goldne, silberne und bleyerne Uhren um gleichen Preiß? Nun, beym Himmel! zwischen den Ideen eines Genies, eines Gelehrten und eines Dummkopfs ist derselbe Unterschied wie zwischen Gold, Silber und Bley. Aber unser Publikum will blos das Papier, und nicht die Ideen bezahlen. Zehn Thaler für einen Huth à la Figaro zu geben, ist einer deutschen Dame, tausend Pistolen für einen Postzug oder ein Freudenmädchen manchem deutschen Cavalier nicht zu viel; aber wenn sie vier Thaler für den besten deutschen Roman, für Herrmann und Ulrike, wenn sie 2 Thaler 12 Groschen für Archenholz Reisen, 63 Bogen stark, dem innern Werthe gemäß gedruckt und verziert, geben sollen, so schreyen sie über Theurung, und halten den für einen Wohlthäter des Vaterlandes, der ihnen diese Bücher, zwar auf Löschpapier gedruckt, aber 8 Groschen wohlfeiler liefert. In England und Frankreich giebt jeder Hausvater wenigstens eben soviel Geld jährlich für Bücher, als für Bänder aus; in Deutschland nicht also! Ich kenne die Menge Familien, deren Haushaltung jährlich über sechs bis achttausend Thaler kostet, und die keinen Thaler für ein Buch ausgeben. Wollen ihre Weiber und Töchter Meißners Skizzen oder sonst ein Buch lesen, von dem viel gesprochen wird, so müßen die Schmarotzer des Hauses in der Stadt herumtraben und zusehen, wo sie es gelichen bekommen; denn selbst der Groschen für die Woche beym Bücherverleiher dauert Leute, die alle Tage L'hombre zu vier Groschen Einsatz spielen. Und bey dieser Denkungsart unsers Publikums

spricht

spricht man von zu hohen Bücher-Preißen? von zu grossem Gewinste der Buchhändler? Wo sind sie denn die reichen Buchhändler in Deutschland? Wo ist der deutsche Panckhouke, der eine Enciclopédie unternehmen könnte? Und wär er denn etwa nicht zu wünschen? Machen unsere zwey Groschenbüchleins der Nazion etwa mehr Ehre, als so ein Buch? Die Furcht der Preiß-Uebersezung ist eine thörichte Furcht bey Dingen, die man nicht zum Lebensunterhalt braucht. Wie kein Kaufmann leicht die schönste goldene Uhr, mit noch so viel Kunst gravirt, noch so künstlich mit Steinen ausgelegt, verkaufen würde, wenn er gar zu viel über den eigentlichen Werth dafür fodere; eben so würde kein Buchhändler viele Exemplare los werden, wenn er zum Beyspiel den Oberon auch nur für einen Louisder verkaufen wollte, wäre auch unser Publikum nach neuen geistreichen Schriften so begierig als das englische: Wiewohl ich nicht einsehe, warum man nicht für den Oberon eben so gut fünf Thaler bezahlen könnte, als für Bausens Christuskopf. Die Seltenheit und den Werth eines vortreflichen Dichters und eines vortreflichen Kupferstechers auch gleich angenommen, hat Wieland zur Verfertigung des Oberons gewiß mehr Zeit gebraucht, als Bause zur Verfertigung des Christuskopfs, und der Abdruck von jenem kommt auch höher zu stehen, als der Abdruck von diesem, Exemplar gegen Exemplar gerechnet; überdieß wird Jeder, der nicht auf den Kopf gefallen ist, vom Lesen des Oberons soviel und noch dazu ein länger währendes Vergnügen geniessen, als vom Begucken des Christuskopfs oder sonst eines schönen Kupferstiches. Warum soll also der Verfertiger dieses vier tausend und Wieland höchstens vier hundert Thaler mit einem Werke

ver-

verdienen, das ihm mehr Zeitaufwand gekostet hat und dessen Abdruck höher zu stehen kommt? Es ist fast unmöglich in Deutschland mit einem Buche, welches tausend Thaler Auslage fodert, in Zeit von drey Jahren tausend Thaler zu gewinnen; bey zwanzig Werken gegen eines ist der Verleger froh, wenn er nach drey Jahren seine Auslage wieder hat, Interesse des Capitals und Handlungsunkosten nicht einmal mit in Anschlag gebracht; und man spricht von jüdischem Gewinste? — Die Bücher-Verleiher sind ein hinlängliches Gegengewicht für die zu hohen Preiße neuer Bücher; es bedarf keiner Nachdrücke. *)

Theurer werden die deutschen Bücher immer etwas bleiben, als die französischen; dieses rührt daher, weil man in Deutschland nicht, wie zu Paris, tausend Exemplare aus der Hand in kurzer Zeit verkaufen kann, sondern sie an ein zwey hundert Menschen auf ein Jahr Kredit, mit einem ansehnlichen Rabbat für ihre Bemühung und Unkosten geben muß. Dafür kauft man auch durch ganz Deutschland die Bücher um gleichen Preiß; *) bey unserer Verfassung ein beträchtlicher Vortheil. Nur der Sachse und Brandenburger verliert, wenn er im Reiche gedruckte Bücher in Sachsen oder Bran-

*) Schulbücher können hiegegen nicht angeführt werden, weil sie unter unmittelbarer Aufsicht der Landesobrigkeit stehen, wie ich in meinem ersten Aufsaze gezeigt habe, auf welchen ich zurück verweise, um mich nicht zu wiederholen.

*) In Frankreich bezahlt man zu Lyon 4 Livres für ein Buch, das zu Paris 3 Livres kostet.

Brandenburg kauft, weil die Reichs-Buchhändler auf der Leipziger Meße, was sie in ihrer Vaterstadt für drey Gulden leichtes Geld verkaufen, für zwey Thaler schweres Geld gewöhnlich ansezen, so daß, was man zu Frankfurth für einen Carolin oder eilf Gulden kauft, man im nördlichen Deutschlande mit 7 Thaler 8 Groschen bezahlt. Die theuersten neuen Bücher sind die zu Wien gedruckten, vermuthlich weil Druck und Papier daselbst sehr theuer sind. Die neue Ausgabe von Denis Gedichten, Gemmingens Magazin, Schmidts Geschichte haben einen ungewöhnlich hohen Preis. Und dem ungeachtet beschützt man zu Wien den Nachdruck, um die Bücher wohlfeiler zu machen!

Die sonderbare Eifersucht mancher Staaten gegen Sachsen in Ansehung des Bücherverkehrs beruht auf dem Wahne, als ob alle deutsche Buchhändler zweymal, oder wenigstens einmal des Jahrs nach Leipzig reisten, um den Leipziger Buchhändlern ihr Geld zu bringen. Bey ein wenig Nachdenken muß, selbst ohne Handelskenntnisse, das Falsche dieser Meynung einleuchten. Hartknoch wäre wohl ein Thor, wenn er zweyhundert Meilen reiste, um Bücher zu kaufen, die er sich eben so gut verschreiben kann; nein, er kommt nach Leipzig, um für ein zwölftausend Thaler von seinem Verlage los zu werden. Trattner besuchte so lange die Leipziger Messen, als er guten neuen Verlag hatte; nachdem er sich aufs Nachdrucken legte, die rechtmäßigen Verleger ihn deshalb bey seiner Anwesenheit in Leipzig gerichtlich belangten, blieb er weg und schimpfte auf die Leipziger Messen, wie der Dieb auf die Polizey. Jezt lebt er blos vom Raube; selbst verschiedene gute Verlags-

artikel, wie der Oßian von Denis, Sonnenfels Schriften, die ihm ausgegangen waren, läßt er nicht neu auflegen, um seine Preßen für den Nachdruck zu sparen, sondern hat das Verlagsrecht davon an andere Wiener Buchhändler abgetreten. Das Tolleste aber ist, daß er mit dem Wegbleiben von der Leipziger Messe auch ein Recht erhalten zu haben glaubt, seine auswärtigen Gläubiger nicht zu bezahlen, sondern von diesen verlangt, sie sollten sowohl für die alte Schuld, als für alles, was er von ihrem Verlage begehrt, seine unrechtmäßigen Waaren annehmen, und im Weigerungsfalle ihnen droht, sie nach Möglichkeit zu plündern. Die gedruckten Brandbriefe, die er deshalb hat ausgehen laßen, sind bekannt, und in allen Buchhandlungen einzusehen. *) — Wer keine gute Waare zur Messe bringen kann, bleibt am besten davon weg, im Fall er nicht blos einkaufen, sondern auch verkaufen will. Die Kaufleute mit schlechten Waaren sind der Meße nachtheilig; denn es kann nicht fehlen, sie müßen in wenig Jahren Bankerot machen. Unter die schlimsten Uebel des deutschen Bücherverkehrs gehört der unumgänglich nöthige Kredit, den man Leuten geben muß, die man wenig kennt und von denen man oft im voraus weiß, daß sie keinen verdienen. Die grössern Buchhandlungen müssen in Deutschland die kleinern erhalten. Das möchte hingehen, weil es nicht anders seyn kann: man könnte die Leztern als Faktoreyen der Erstern ansehen, wenn man ihre Besitzer nur auch

*) Ein ähnlicher von Gerold in Wien steht in diesem Journale, 4ter Band 6tes Stück, und ist ein merkwürdiger Beleg, zu dem was am Ende des 18ten Jahrhunderts manche Polizey, ohne es zu ahnden, erlaubt, ja wohl gar gut heißt.

auch gleich Faktoren vor Gerichte belangen könnte. Aber sobald sie von der Messe wegbleiben, ist ihnen selten beyzukommen. So ein Mensch ist etwa zwanzig oder dreyßigtausend Thaler schuldig, aber keiner Buchhandlung über ein paar hundert Thaler und nicht auf Wechsel; Klage gegen ihn zu erheben, kostet also gewisses Geld bey ungewissem, ja oft unwahrscheinlichem Nutzen: Er handelt daher in seiner Vaterstadt ungestört fort, und mit dem Gelde, das er den andern Buchhändlern auszahlen sollte, kauft er wohl gar Papier, um gute Bücher darauf nachdrucken zu laßen.

Die Stadt Leipzig zieht allerdings Vortheil von der Zusammenkunft der deutschen Buchhändler in ihren Ringmauern, aber darum nicht die Leipziger Buchhändler. Was die kleinern unter ihnen etwa an Commißionsgebühren gewinnen, wird dadurch aufgewogen, daß die Fremden während der Meße Verlag und Sortiment an Jedermann verkaufen. Meynt man aber etwa, die Leipziger hätten doch keine Reisekosten und wären also insofern besser daran, so steht ja zu begreifen, daß die Uebrigen, diese Kosten auf ihren Verlag rechnen werden und rechnen müßen. Auch wird man finden, daß je weiter von Leipzig Bücher in Deutschland gedruckt sind, (Nachdrücke kommen natürlich hier nicht mit in Anschlag) um so theurer sind sie auch gemeiniglich. Man vergleiche nur die Preiße von Schmidts Geschichte mit der Allgemeinen Weltgeschichte bey Gebauer oder der Guthrieschen bey Reich, von Denis, Mastaliers, Blumauers Gedichten mit denen von Weiße, Uz, Wezel, und urtheile. Die vornehmsten Buchhandlungen in Leipzig müßen an verschiedene auswärtige

(Gebauer, Decker, Unger, Raspe und Andere) beträchtliche Summen jährlich bezahlen, weil diese blos mit ihrem Verlage handeln, und die übrigen alle größeren auswärtige, als die von Nicolai, Voß, Mylius, Orell, Bohn, Spener, Dieterich, Vandenhöcks, Waisenhaus in Braunschweig und Halle, Hartknoch, Garbe, Andräe, Gräffer, Steiner, Heinmerde, u. s. w. eben so wohl, wie die geringeren auswärtigen die mehr beträchtlichen zu Leipzig. Verschiedene auswärtige, auch von denen welche mit Sortiment handeln, bringen gar kein Geld mit nach Leipzig, sondern nehmen noch welches mit hinweg, nachdem sie blos mit ihrem Verlage alles von dem Verlage der Uebrigen erhalten haben, was sie brauchen. Freylich müßen sie einige bezahlen, aber dafür bezahlen auch andere sie wieder. Welche beträchtliche Summen mag nicht die Orellische Handlung allein von jeder Ostermesse nach Zürich senden! Von dem, was Auswärtige an Leipziger bezahlen, ist auch über die Hälfte nicht für Verlag, sondern für Sortiment, wobey diese etwa 6 pro Cent gewinnen, alles Uebrige aber an Auswärtige wieder bezahlen müßen. Man darf ja auch nur den Meßcatalog ansehen, um zu finden, daß der Sächsische Verlag sich zu dem Verlage des übrigen Deutschlands verhält wie 1 zu 6, vielleicht gar wie 1 zu 8. Hieraus folgt doch wohl, daß die Fremden nicht der Leipziger, sondern ihres eignen Vortheils wegen auf die Meße kommen? Selbst der Oesterreichische Verlag ist gar nicht von so wenig Belang, als ihn ein Journalist (im deutschen Merkur) annimmt, welcher dies (ich weiß nicht ob im Ernst oder Scherz) zur Beschönigung des Kaiserlichen

Bescheids

Bescheids anführt. *) Sein Urtheil würde ganz anders ausgefallen seyn, wenn er es nicht blos von witzigen, sondern

*) Eben so wenig begreife ich, was der Verf. eigentlich damit meynt, wenn er zwar den Nachdruck als einen Gräuel ansieht, aber doch glaubt, er diene zu schnellerer Verbreitung der Schriften. Gräffer, Weingand, Stahel, Wappler, Kurzböck, Krauß, Hörling, Samm, Schönfeld, Widtmann, Löwe, Mahler, Doll und Andere, werden den Wienern, Pragern und Preßburgern alle gute deutsche Schriften, in beliebiger Anzahl, zu jeder Stunde liefern und verschreiben. Diesen rechtschafnen Männern in Oesterreich thun Schmieder, Trattner und die Troppauer Gesellschaft eben so wohl Abbruch, als den übrigen Buchhändlern außer Oesterreich. Schmieder vertreibt seine Nachdrücke nicht durch die Buchhandlungen, sondern durch herunter gekommene Buchdrucker, bankerottierte Kaufleute und schlecht denkende Post-Bediente. Er selbst und seine Leute ziehen von Stadt zu Stadt, bleiben gewöhnlich in jeder nur einige Wochen, und ruiniren, wo sie hin kommen, den Buchhandel auf lange Zeit, wie Heuschrecken die junge Saat. Dies ist der Mann, den man ein Privilegium über alle deutsche Schriften gegeben hat, die existiren und noch existiren werden bis ans Ende der Welt, und den man an vielen Orten, zum Nachtheile der etablirten Buchhandlungen, welche mit hohen Abgaben beschwert sind, schützt. Weit die größere Anzahl der Buchhändler in Oesterreich, so wie alle rühmlich bekannte Gelehrte in Oesterreich, ja selbst die Kaiserliche Studien-Commißion, haben sich ja so gut gegen den Nachdruck erklärt, wie die Gelehrten und Buchhändler ausser Oesterreich. Der Nachdruck muß also doch wohl der Gelehrsamkeit und dem Buchhandel nicht vortheilhaft seyn, sondern Schaden bringen.

auch wissenschaftlichen Büchern abstrahirt und überlegt hätte, was wohl Oesterreich mit den Werken eines Swieten, de Haen, Störck, Quarin, Brambilla, Jacquin, Ferber, Born, Sonnenfels, Schmidt und Andern gewonnen hat und noch gewinnt. Solche Bücher bringen einem Lande mehr Vortheil, als Schauspiele, Romane und Gedichte, die sich zu jenen wie Leuchtkugeln zum Bombenfeuer verhalten. Da ich selbst Schauspiele geschrieben habe, so werden Dichter diese Vergleichung nicht übel deuten, die auch gar nichts Schimpfliches hat. Hier ist blos die Rede vom merkantilischen Nutzen, und nach diesem berechnet, möchte ich allerdings lieber Schmidts Geschichte oder Swietens Commentar über den Börhave in Verlag haben, als selbst Klopstocks Meßias. Oesterreich braucht also nicht gegen das übrige Deutschland zu verfahren, wie Tunis und Algier gegen das cultivirte Europa; es hat auch litterarische Industrie, und kann diese leicht erhöhen, um die Bilanz gleich zu machen, ja selbst zu seinem Vortheile hinüber zu ziehen. Durch Kaperey wird es aber nie dahin gelangen. Diese unterdrückt vielmehr die Industrie, wie die Erfahrung längst gezeigt hat: denn es erfodert freylich mehr Mühe und Fleiß, den eignen Acker zu bearbeiten, um vortrefliche Früchte zu ziehen, als solche zu stehlen. — Als der itzige König von Preußen zur Regierung kam, hatte im litterarischen Fache Sachsen weit das Uebergewicht über Brandenburg; wie hat sich das Blatt gewandt! Wenn auch der Leipziger Verlag dem Berliner nicht nachstehen sollte; so ist doch der Hallische allein wichtiger, als der Dresdner und Wittenberger zusammen genommen. Auf die drey Städte, Leipzig, Dresden und Wittenberg schränkt sich aber der ganze

Sächsische

Sächsische Buchhandel ein; in allen übrigen, ja in der ganzen Ober- und Nieder-Lausitz ist keine Buchhandlung, die sich nur mit der Straußischen in Frankfurth an der Oder, und der Horvathischen in Potsdam messen könnte. Wodurch hat aber der große König dieses Uebergewicht zum Vortheile seiner Staaten bewürkt? Nicht durch Erlaubniß zum Nachdrucken, sondern durch Anstellung würdiger Gelehrten und eine wohl verstandene Preßfreiheit.

Den kleinen Nutzen, welchen Sachsen von fremden Buchhändlern zieht, vergilt es ihnen dadurch in vollem Maaße, daß es bereits vor zwölf Jahren durch ein Gesez das Verlags-Eigenthum anerkannt hat. Ja es begünstigt dadurch einigermasen die Fremden zum Nachtheile der Inländer: denn diesen sind nun, wie billig, die Hände gebunden, nachzudrucken; aber den Fremden kann die Sächsische Regierung es nicht wehren, sobald sie von der Leipziger Messe wegbleiben. Auch ehe dieses Gesez gegeben ward, hat die Billigkeit immer die Sächsischen Urtheile in Büchersachen dictirt. Ein Leipziger Antiquar, Löwe, hatte ein Privilegium über die frühern Schriften von Herrn Geßner in Zürich sich zu verschaffen gewußt; kaum war dieser dagegen eingekommen, als man ihm gleichfalls ein Privilegium bewilligte, und Löwe konnte keines für die spätern Geßnerischen Schriften erhalten. Jezt würde er auch das bereits erhaltne wieder verloren haben; dieß war aber damals nicht möglich, weil noch keine Gesezze wider den Nachdruck vorhanden waren. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch, daß damals bey der Umfrage der Bücher-Commißion über diese Sache alle Leipziger Buchhändler die Parthie des Züricher gegen

ihren Landsmann nahmen. Und doch hatten sie gegründetes Recht zu Klagen gegen die Schweizer-Regierungen; doch konnte die Sächsische das Gesuch des Herrn Geßner unter dem Vorwande ablehnen, weil man in der Schweiz Nachdrücke Sächsischer Bücher dulde. Aber man wollte einem ehrlichen Manne nicht wegen ein paar schlechtdenkender Landesleute Unrecht thun, und den Schweizer-Regierungen ein Beyspiel zur Nachahmung geben, das aber leider von keinem andern deutschen Staate zur Zeit ist befolgt worden.

Vier Regierungen sind es jezt in Deutschland, welche den Nachdruck beschützen: Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Baden. Sollte es zu lange dauern, oder wär es gar unmöglich, einen Reichsschluß über das Verlags-Eigenthum zu bewürken; so dünkt mir das Rathsamste zu seyn, wenn die vorzüglichsten Gelehrte und Buchhändler in Sachsen, Brandenburg, Hannover und Braunschweig zusammen träten, und in einer gemeinschaftlichen Supplik ihre Landesfürsten bäten, sich bey jenen Regierungen wider den Nachdruck zu verwenden und ihnen anzuzeigen, daß, im Fall er ferner fortdaure, sie genöthigt wären, zur Sicherheit ihrer Unterthanen, eine Art von litterarischem Pest-Cordon zu ziehen, alle Bücherballen, die aus Wien, Prag, München, Tübingen und Carlsruhe durch ihre Lande gingen, von einem geschwornen Buchhändler öfnen zu laßen, und alle darin befindlichen Nachdrücke als Contrebande wegzunehmen, auch ihren Unterthanen zu erlauben, die in Oesterreich, Bayern, Würtemberg und Baden gedruckten Schriften ohne weiteres nachzudrucken. Die Sächsische Regierung insbesondere dürfte nur, nach Art der Oesterreichi-

reichischen; (welche, nachdem sie Sächsische Unterthanen über Gellerts und Rabeners Schriften erst privilegirt hat, hinterher doch Trattnern und Schmiedern erlaubt, diese Schriften nachzudrucken, und worüber jene vergeblich beym Reichshofrath Klage geführt haben) die Wiener Ausgabe von Schmidts Geschichte der Deutschen nachzudrucken erlauben; *) ein Buch, das im nördlichen Deutschlande gewiß eben so stark, wo nicht stärker als im südlichen abgeht, und von welchem man füglich einen Band für 12 Gr. und also weit unter der Hälfte des Wiener Preißes geben könnte: vielleicht thäte dies am ersten Wirkung, und erinnerte gewiße gesezgebende Herren und Räthe an die Verordnung des größten Gesezgebers: Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht. Ein Ausspruch, welcher die Grundlage des ganzen bürgerlichen Rechtes enthält, dessen Zweck und Nutzen man in folgende wenige Worte zusammenfaßen kann: Was billig ist, zum Rechte zu erhöhen.

Sind diese Vorschläge unthulich oder nicht hinreichend dem Uebel zu steuern, nun so bleibt uns nichts übrig, als unsere Zuflucht zur Großmuth unserer Landesleute zu nehmen, und ihnen öfters, von mehrern Seiten, zuzurufen, damit der Schall selbst durch halb taube Ohren in alle Köpfe dringe, denen es nicht gänzlich an Hirn fehlt:

*) Wenigstens könnte man an österreichische Unterthanen so lange keine Privilegia weiter ertheilen, als man in Oesterreich Sächsische und andre Bücher nachzudrucken erlaubt.

Deutsche! glaubt ihr denjenigen, die euch durch Schriften unterrichten und vergnügen, einigen Dank schuldig zu seyn; so kauft ihre Werke in solchen Ausgaben, die sie selbst veranstaltet haben, nicht in schmutzigen Nachdrücken.

Leipzig.

J. G. Dyk.

IV.

Das jetzige Zeitalter.

Ein Fragment aus dem politischen Herold. *)

Das spanische America.

Die Flamme des Aufruhrs, die in Nordamerica ausbrach, hat sich, wie man vorher sah, den Weg in Spaniens americanische Staaten gebahnt. Das eifersüchtige Staatssystem, vermittelst welchem alle Gouvernementsstellen und Aemter im spanischen America bloß gebohrnen Spaniern gegeben wurden, und zugleich auch noch andre Distinctionen zwischen diesen und ihren Abkömmlingen jenseit des atlantischen Meeres festsetzte, war ein zweyschneidiges Schwerdt, das auch in der That auf zwey Seiten wirkte. Wenn es bis jetzt die Herrschaft Spaniens in jenem Welttheil erhalten hat, so ist doch dabey der Saamen einer tiefen Abneigung unter dem Volk gesäet worden. Man hält Zusammenkünfte, und es werden insgeheim Verbindungen unter einer Race Menschen gemacht, die man spanische Provincialen nennen kann. Das Beyspiel von Nordamerica ist die grosse Materie der Gespräche, und der grosse Gegenstand der Nachahmung. In London befindet sich jetzo, wie man gewiß weis, ein spanischer Americaner von grossem

*) Man sehe in diesem Journal das Stück Februar, 1786, S. 655.

grossem Ansehn, der das Vertrauen seiner leidenden Mitbürger besitzt, und nach dem Ruhm strebt, der Befreyer seines Vaterlandes zu werden. Er ist ein Mann voll erhabener Entwürfe, und von durchdringendem Verstande, mit alten und neuen Sprachen bekannt, vertraut mit Büchern und mit der Welt. Viele Jahre lang hat er sich dem Studio der Politik gewidmet, um den Ursprung, die Fortschritte, und die Vollendung der verschiedenen Regierungsformen gründlich kennen zu lernen, die Mittel zu erforschen, wodurch zahllose Menschen in politischen Societäten verbunden und im Zaum gehalten werden, und die Ursachen zu entdecken, durch welche diese Societäten von andern getrennt und verschlungen werden. Nachdem dieser Edelmann alle Provinzen in Nordamerica besucht hatte, kam er nach England, das er als das Vaterland der Freyheit und die Schule der politischen Kenntnisse betrachtet. Als Freunde der Freyheit und seiner patriotischen Entwürfe, wollen wir von diesem so ausgezeichneten Mann nichts weiter sagen. Er ist ein auffallendes Beyspiel von der Wahrheit der Grundsätze, die wir zu entwickeln uns vorgesetzt haben. Wir bewundern seine Talente, verehren seine Tugenden, und wünschen von Herzen der edelsten Unternehmung Glück, die den Geist eines Sterblichen nur beschäftigen kann, nämlich über Millionen seiner Nebenmenschen den Segen der Freyheit zu verbreiten.

Africa.

Die Gesetze, die in einigen americanischen Staaten gegen die Sclaverey gemacht worden sind, dehnen den Einfluß der vorgefallenen großen Revolution gewissermaassen auf die

die schwarzen Söhne von Africa aus. Wir finden in America Kaufleute, die so viel Gerechtigkeitsliebe und Geistesgrösse besitzen, daß sie an Planen arbeiten, die Africaner zu civilisiren, und mit ihnen einen regelmässigen Handel zu treiben. Der Einfluß aber der vorgedachten Revolution hat sich an den africanischen Küsten noch stärker gezeigt. Unter den Comorrainseln, die im Canal von Mozambick, zwischen Zanguebar und der Insel Madagascar liegen, ist Joanna die vornehmste im Umfang, Bevölkerung und Macht, daher sie sich auch den Vorrang und die Autorität über die andern angemaßt hat. Die Einwohner von Mayotta, einer dieser Inseln, schlugen es vor ungefähr zwey Jahren ab, ihren Nachbarn auf der grossen Insel den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen. Da man sie um die Ursache dieser Weigerung fragte, antworteten sie: „Mayotta wie America.“

Rußland.

Sowohl durch eine moralische als eine physische Aehnlichkeit, durch die jugendlichen Kräfte eines emporsteigenden Reichs, und eine nachbarliche Lage, werden wir von den unbekannten Regionen in Nordamerica nach den unbestimmten Gränzen von Rußland geführt, dessen ungeheure und uncultivirte Erdräume eben so wie die westliche Halbkugel ein sehr reiches Feld zu Untersuchungen und Verbesserungen darbieten. Aber hier wünschen wir den Geist der Freyheit, und das Bewußtseyn der menschlichen Würde; Eigenschaften die wir mit so viel Vergnügen als Stolz unter unsern Verwandten jenseit des atlantischen Meers wahrnehmen. Die Bemühungen der Kayserin unter ihrem Volk Begriffe von Freyheit zu erzeugen,

sind auch nicht ganz vergeblich gewesen. Allein eine lange Reihe von Jahren muß verstreichen, bevor eine Folge von Beherrschern, die auf einem despotischen und militärischen Thron sehr ungewiß sitzen, eine so mächtige Revolution, als das Emporsteigen des gemeinen Volks auf den Trümmern ihrer gewaltigen und herrschsüchtigen Grossen, bewirken kann; denn es ist unmöglich zahlreiche ungeheure Provinzen anders im Zaum zu halten, als dadurch, daß man den Menschen ihre eigne Gesetze bewilligt, und ihren alten Oberhäuptern Gewalt ertheilt. Alles was zu diesem Zweck durch menschliche Klugheit bewirkt werden kann, ist von der jetzigen Kayserin geschehn. Man hat allen die Waffen getragen haben, Privilegien ertheilt; eine Anzahl von Männern, die die Krone nach Gefallen so hoch als sie nur will bestimmen kann. Man hat den Besitzern der kayserlichen Domainen Rechte und Immunitäten bewilligt, um die aus einer so weisen und freygebigen Politic entstehenden Vortheile, als ein ansteckendes Beyspiel den Landeigenthümern darzustellen. Ja, was noch mehr wie alles ist, so hat man die Künste des verfeinerten Lebens und das Licht der Litteratur in Rußland eingeführt, die nach und nach in diesem grossen Reich einen Geist der Freyheit, und der Industrie einhauchen, und überhaupt alles erzeugen werden, was nur das menschliche Leben zieren und erhöhen kann.

Man wird bereits in Rußland so wie in America jenen Eifer nach Kenntnissen gewahr, der das gewöhnliche Resultat von neuen Eindrücken ist. Peter der Grosse baute eine Flotte am baltischen Meer. Die jetzige Kayserin, die in die Fußstapfen ihres so berühmten Vorfahren tritt, unterjocht die crimmische

mische Tatarey, wo sie auch eine Flotte baut, und ein Seearsenal errichtet. Sie ist der Argonaut der neuern Zeit, da sie den Handel auf dem schwarzen Meer einführt, und dessen Ufer mit Menschen und Künsten besetzt. Der steigende Ruhm Rußlands ist ein Gegenstand gränzenloser Spekulation. Man sieht jetzo keine Ursache, warum in einer Reihe von Jahren die rußischen Flotten und Armeen nicht ganz Europa umgeben, und ganz Europa trotzen solten. Die neuen Veränderungen, die Rußlands Grösse in der grossen politischen Waagschaale veranlassen werden, sind noch ungewiß. Mittlerweile gereicht sie augenscheinlich zum Vortheil Englands, da sie der überwiegenden Gewalt des Hauses Bourbon im westlichen Europa zum Gegengewicht dient. Diese wachsende Grösse ist auch für England noch aus einer andern Ursache vortheilhaft, denn die höhere Cultur der russischen Provinzen vermehrt die Bedürfnisse, die am besten durch die englischen Manufacturen befriedigt werden. Ferner, die Ausfuhrartikel aus Rußland sind grossentheils die nämlichen, die England ehmals von ihren Colonien erhielt. Diese grössere russische Cultur wird überdem die Industrie der Nachbarn anspornen, und neue Bedürfnisse bey ihnen erzeugen. Die Kayserin hat allen Einwohnern von Pohlen, so wohl den römischkayserlichen und pohlnischen als russischen Unterthanen die Freyheit ertheilt, ihre Kaufmannsgüther auf den grossen Flüssen nach ihren Häfen am schwarzen Meer zu führen, wobey sie nicht mehr Zoll bezahlen, als die Russen selbst. Dieser Handelsöfnung zufolge hat sich ein ungewöhnlicher Unternehmungsgeist in verschiedenen Theilen dieses grossen und fruchtbaren Königreichs zu zeigen angefangen. Wahrscheinlich wird in den Ländern an der Donau eine gleiche Freyheit

ertheilt

ertheilt werden, da man denn auch ähnliche Wirkungen sehen wird.

Wenn das brittische Ministerium, anstatt die Nation in einen verworrenen unbegreiflichen Handelstractat mit einer andern auch aus brittischen Unterthanen bestehenden Nation zu verwickeln, seinen politischen Blick auf eine Handelsallianz mit Rußland richten wollte, so würde England ein wahrer Dienst geschehn. Nie befanden sich zwey Länder zu einem solchen Bündniß in einer glücklichern Lage, wozu noch die Zuneigung der regierenden Kayserin gegen die Engländer kommt. Der Großfürst, ihr Sohn und Nachfolger, ist ganz ein Franzose. Es ist daher der eifrige Wunsch eines jeden Engländers, daß das kostbare Leben der Kayserin so lange gefristet werden möge, bis diejenigen Staatsmänner wieder ans brittische Ruder kommen, die mit Entzückung von dem Stern sprachen, der so wohlthätig für Britannicns Interesse in Norden aufgegangen sey; ferner, von der Weisheit der Kayserin; von ihrer Zuneigung zu England, und von der Nothwendigkeit und Klugheit diese Zuneigung fortdauernd zu machen.

Wir können nicht diesen Gegenstand, das russische Reich betreffend, verlassen, ohne eine Bemerkung zu machen, die nicht allein Europa, sondern die ganze Welt, ja so gar die Geschichte des Menschengeschlechts, betrift. Die durch Rußlands Beherrscher eingeführte Civilisirung in einem so beträchtlichen Weltraum, wird wahrscheinlich den kriegerischen Einfällen der Sarmaten und Tatarn Einhalt thun, und sie unmöglich machen; da diese Völker zu verschiedenen Zeiten so

wohl

wohl die civilisirten Länder in Asien, als Italien und Griechenland verheert haben, ja im fünften Jahrhundert das römische Reich umstürzten, und Europa herabwürdigten.

V.

Nachricht von dem indischen Gedicht Mahabarat, aus der Sanskrittasprache übersetzt.

Es ist am Ende des vorigen Jahres in England ein äusserst merkwürdiges Werk erschienen, das den Titel führt: Bhagvat Geeta, und ein episodischer Auszug aus dem Mahabarat ist. Dieses ist ein sehr voluminöses Gedicht, das von einem gelehrten Bramanen vor einigen 1000 Jahren geschrieben wurde, und als ein ehrwürdiges Fragment von der Litteratur, der Moral, und der Mythologie der alten Hindus betrachtet werden kann. Der berühmte indische Generalgouverneur Hastings übersandte das englische Manuscript im Jahr 1784 an Herrn Smith, Präsidenten der ostindischen Compagnie in England, der es auch zum Druck mit vielem Aufwande befördert hat. Der bey dieser Gelegenheit an Herrn Smith geschriebene Brief des Generalgouverneurs ist dem Werk vorgedruckt, und zeigt nicht allein tiefe Kenntnisse von den abgehandelten Gegenständen, sondern verbreitet auch ein grosses Licht über diese uns so wenig bekannte Materien, deren Erläuterung den Lesern des Gedichts sehr nöthig ist. Hier sind einige Auszüge aus diesem Briefe:

— — — „Die Vorrede des Uebersetzers macht alle „weitere Erklärung des Werks entbehrlich. Dennoch wird es „mir erlaubt seyn, mein Urtheil über ein Werk zu fällen, das „ich Ihrer Aufmerksamkeit empfohlen habe, da dieses das „einzige Argument ist, womit ich die mir genommene Frey„heit rechtfertigen kann.“

„Wenn ich, als ein Ungelehrter, mich unterstehn dürfte „der Critic Gränzen vorzuschreiben, so würde ich bey der „Beurtheilung eines solchen Products alle Regeln verbitten, „die von der alten und neuen Litteratur in Europa hergenom„men sind, alle Beziehungen auf solche Grundsätze oder Sit„ten, die als der Maaßstab der Schicklichkeit der Meynungen „und Handlungen, nach unsrer Art zu leben, betrachtet wer„den, desgleichen alle Appellationen an unsre offenbarte Reli„gion und an unsre moralische Pflichten. Ich würde sie aus„schließen, da sie durchaus nicht auf die Sprache, Gesinnun„gen, Sitten und Moral eines Volks angewandt werden kön„nen, mit welchem wir seit so vielen Jahrhunderten in keiner „Verbindung standen, und das ein Societätssystem von so „hohem Alterthum hat, daß es schon statt hatte, bevor in „unserm Welttheil noch die ersten Schritte zur Civilisirung „gethan wurden. Jetzo aber können alle diese Völker wegen „ihrer Vermischung und der Mittheilung der Künste und Wis„senschaften als eine Communität angesehn werden.“

„Ich würde von jedem Leser in Betref der Dunkelheit, „der Abgeschmacktheit, der barbarischen Gebräuche und der „verdorbenen Moral Nachsicht verlangen. Wo das Gegen„theil sichtbar ist, würde ich ihn ersuchen (um mich eines

„gemei-

„gemeinen Ausdrucks zu bedienen) es als reinen Gewinn zu „betrachten, und das Verdienst nach dem Verhältniß der „Ueberraschung bey einer sehr verschiedenen Erwartung zu „bestimmen. “

„In der That würde ich, ohne diese Art von Nachsicht „vorauszusetzen, es kaum wagen, dieses Werk der öffentlichen „Aufmerksamkeit zu empfehlen. Viele Stellen wird man „dunkel, und viele läppisch finden; andre sind mit Phantasie„zierrathen versehn, die nicht nach unserm Geschmack sind; „manche wieder sind zu einer Höhe getrieben, wo es uns „schwer wird mit unsern angenommenen Urtheilen hinanzukom„men; nur wenige aber sind unsern Religionsgrundsätzen und „moralischen Gesinnungen zuwider. Etwas muß jedoch bey „dem Gegenstand, der höchst metaphysisch ist, auf Rechnung „der grossen Schwierigkeit kommen, ganz abstracte Ausdrücke „durch andre ähnliche in einer fremden Sprache überzutragen, „zu der willkührlichen sonderbaren Verbindung der Ideen, in „Worten abgefaßt, die substanzlose Eigenschaften darstellen, „und denn auch zu der fehlerhaften indischen Auslegung. Die „Bescheidenheit des Uebersetzers hat ihn dahin vermocht, um „die Ehre seines Werks zu vertheidigen, alle Fehler desselben „auf sich zu nehmen, allein seine Genauigkeit verdient diesen „Vorwurf nicht, so wenig wie das Werk selbst eine uneinge„schränkte Bewundrung verdient.“

„Nachdem ich nun obige Bemerkungen vorausgeschickt, „trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß die Geeta ein gros„ses Originalwerk ist, daß man darin eine Erhabenheit der „Begriffe, eine Beurtheilungskraft und eine Diction findet,

„die kaum ihres gleichen haben, ja daß sie unter allen bekann-
„ten Religionen des Menschengeschlechts die einzige Ausnahme
„in einer Theologie darstellt, die mit den christlichen Grund-
„lehren viel Aehnlichkeit hat.“

„Es würde nicht billig seyn den Werth des Werks als
„Uebersetzung betrachtet, mit europäischen Versionen zu ver-
„gleichen. Man nehme aber von diesen selbst die besten der
„prosaischen, und wiege sodann die Uebersetzungsverdienste in
„gleichen Schaalen. Ich bin versichert, daß man die
„berühmtesten französischen Uebersetzungen der vortreflichsten
„Stellen aus der Iliade oder Odyssee, oder des ersten und
„des sechsten Buchs unsers Miltons, so sehr ich auch den
„letztern verehre, die gegenwärtige englische Uebersetzung des
„Mahabarat entgegen setzen könne.“

„Man wird jedoch einen Flecken darin finden, der wohl
„nicht fehlen dürfte Eindruck zu machen, daher ich ihn zum
„voraus berühren will. Ich meyne den Versuch geistige
„Dinge durch Ausdrücke und Bilder zu beschreiben, die kör-
„perlichen Formen angehören. Jedoch selbst in diesem Punct
„wird es weniger fehlerhaft als andre Werke scheinen, mit
„denen ich es in Vergleich gesetzt habe. Ich weiß nicht, ob
„eine so sehr über die gemeinen Begriffe erhabene Lehre nicht
„durch solche Bilder dargestellt werden mußte, mit denen der
„menschliche Geist bekannt war, um ihn nach und nach zu
„den reinen und abstracten Ideen des Gegenstandes zu führen.
„Dieser Ordnung ist der Verfasser der Geeta, entweder mit
„Vorsatz oder durch Zufall gefolgt. Selbst das oft gebrauchte
„Mittel Empfindungen auf mancherley Art einzukleiden, hat

„vielleicht

„vielleicht seinen Grund in der grossen Dunkelheit des Gegen-
„standes gehabt, und folglich in der Nothwendigkeit, sich ver-
„schiedener Darstellungs- und Beweißmethoden zu bedienen,
„um den Verstand zu überreden. Ich glaube daher gewiß,
„daß ein aufmerksamer Leser es methodisch und sehr begreiflich
„finden wird. Selbst bey der ersten Lectüre fand ich es klar
„über alle meine Erwartung, da von Dingen die Rede war,
„die so weit über unsre Sinne hinausreichten, und durch ein
„so fremdes Medium erklärt wurden.“ — — — — —

„Es ist nun noch übrig etwas von dem Uebersetzer zu
„sagen. Es ist Herr Charles Wilkins, der ohne Modelle und
„bey einem gänzlichen Mangel an Künstlern so sinnreich war,
„eine Buchdruckerey in Indien anzulegen, die man zu man-
„cherley Endzwecken gebraucht, und auf eine in Europa unbe-
„kannte Art ausgedehnt hat. Er verband mit seiner grossen
„Kenntniß in der persischen und bengalischen Sprache auch das
„Studium der so berühmten Sanskrittasprache. Dieser letz-
„tern weihete er sich mit einer so ausserordentlichen Anstren-
„gung, daß man wenig Beyspiele davon weiß, und mit
„einem so glücklichen Erfolg, daß er aufgemuntert wurde, die
„Uebersetzung des Mahabarat zu übernehmen. Dies Buch
„besteht aus mehr als 100,000 metrischen Stanzen, von
„welchen er für jetzt nur ungefähr den dritten Theil ins Eng-
„lische übertragen hat, und wenn ich den unvollkommenen
„Mitteln trauen darf, vermittelst welchen ich einen kleinen
„Theil davon durch das Medium einer andern Sprache unter-
„sucht habe, so muß ich sagen, daß er mit grosser Genauigkeit
„und Treue hiebey zu Werke gegangen ist. Von der Eleganz

„des Styls und von der Geschicklichkeit die er angewandt hat „seine Muttersprache mit einem so fremden Original zu verbin„den, will ich nichts sagen, weil ein jeder Leser dieses selbst „beurtheilen mag.“ — — — — — — —

VI.

Litterarische Nachrichten von Clenard, einem Gelehrten des 16ten Jahrhunderts, nebst Auszügen aus seinen Reisen.

Dieser Gelehrte, ein Zeitgenosse und Bewunderer des Erasmus, gab diesem berühmten Mann vielleicht nichts an Kenntnissen nach. Indessen ist der Nachruhm von beyden sehr verschieden. Erasmus steht immer noch in grosser Achtung, allein der verdienstvolle Clenard ist vergessen. Folgendes wird ihn unsern Lesern kenntbar machen:

Nicolaus Clenard wurde in Löwen im Anfang des 16ten Jahrhunderts gebohren und erzogen. Nachdem er das Lateinische und Griechische gelernt hatte, studierte er mit grossem Eifer die ebräische Sprache, die damals noch den europäischen Gelehrten ganz fremde war. Nach geendigten Studien verließ er seine Vaterstadt und seinen berühmten Lehrer Latomus, und gieng auf Reisen. Diese Reisen, von welchen wir hier Auszüge mittheilen wollen, hat er in lateinischen Briefen beschrieben, die im Jahr 1551 in Löwen gedruckt erschienen.

Das

Das Buch ist sehr rar, und ist nie in eine andre Sprache übersetzt worden. Man findet darin eine Menge schöner Züge, sinnreiche Bemerkungen, und Sittengemählde der damaligen Zeit.

Zu seinen gelehrten Verdiensten gehört auch, daß er die Manier erfunden und erläutert hat, das Griechische und Lateinische so zu lernen, wie wir es mit den neuern Sprachen machen, ohne die Grammatic dabey zu brauchen. Der Inhalt eines ganzen Briefs bezieht sich auf den Vorzug dieser Lernmethode, von welcher er beweißt, daß sie natürlicher und kürzer sey. Der Tod überraschte ihn fern von seinem Vaterlande im 46sten Jahr seines Alters. Er starb in Granada 1542, und wurde von dem ganzen gelehrten Europa bedauret.

Seine Schriften sind: 1.) Institutiones der griechischen Sprache. 2.) Betrachtungen über eben dieselbe. 3.) Tabellen über die ebräische Sprache. 4.) Methode zum Unterricht der Kinder. 5.) Die Briefe, von denen unten die Auszüge erfolgen. Er hat auch viel über das Arabische geschrieben, aber alles ist Manuscript geblieben. Diese litterarischen Schätze ließ er im Besitz des Perez aus Valencia.

Während einem langen Auffenthalt, den Clenard in Portugal machte, ward ihm die Erziehung eines Prinzen übertragen, der Bruder des Königs war, und hernach Erzbischof von Braganza wurde.

Clenard gieng zuerst nach Frankreich. „Ich hielt „mich zwey Jahr in Paris auf, sagt er in seinen

„Briefen, *) ohne daß ich aufhörte in meinen eignen Augen „hier ein Fremdling zu seyn. Es war zu der Zeit, da Fran„ciscus I. aus seiner Gefangenschaft zu Madrid zurückgekom„men war, und nun die Wissenschaften aufmunterte, so wie „die Galanterie an seinem Hofe einführte. Ich besuchte nach„her mit dem größten Vergnügen Aquitanien. O welch „glückliches Land ist Touraine, und alle die schönen Provinzen, „die sich bis zu den pyrenäischen Gebirgen erstrecken! Da ich „Cantabrien durchreiste habe ich die gemeine Sage wahr „befunden, daß man in Frankreich mit oder wider Willen sein „Geld verzehrt, in Spanien aber sich dieses Vergnügen nicht „verschaffen kann. Da ist es wo man fasten lernen muß. „Solte ich einst Dialogen schreiben, so will ich gewiß die spa„nischen Gasthöfe mit den ihnen angemessenen Farben mahlen. „An einem Abend langte ich sehr müde in solchem Neste an. „Für die ganze Reisegesellschaft war nur ein einziges Glas vor„handen; mein Freund Vasee ließ es unglücklicherweise fallen, „wodurch wir in den Zustand des Diogenes versetzt wurden, „und genöthigt waren, aus unsern hohlen Händen zu trinken. „In der Stadt Burgos empfanden wir eine so starke Kälte „wie in Löwen, wobey es uns unmöglich war, das geringste „Stückgen Holz zu bekommen."

Zu Salamanca trug man dem Clenard die Erziehung des Sohns des Vicekönigs von Neapolis an. Er übernahm dieses

*) Man muß bey Lesung dieser Briefe nicht einen Augenblick vergessen, daß sie im sechszehnten Jahrhundert geschrieben sind.

dieses Geschäft, gieng nach Madrid, und erschien bey Hofe, wo er viel Bewundrer fand. Carl V. regierte damals in Spanien. Nach einem zwölfmonatlichen Aufenthalt in dieser Hauptstadt, verließ er dieselbe und seinen Zögling, und gieng nach Sevilla, kehrte aber hernach wieder nach Salamanca zurück, ein Ort, der wegen der daselbst befindlichen Gelehrten seiner Neigung angemessener war.

Die Begierde neue Länder zu sehen führte ihn nach Portugal. „Wenn man, sagt er, zuerst die Städte dieses kleinen „Königreichs betritt, so glaubt man in die Wohnungen der „Teufel zu kommen. Alle Dienstboten, deren es hier eine „grosse Menge giebt, sind Neger, so wohl Manns- als „Weibspersonen. Dies Land gefiel mir ganz und gar nicht, „und ohne meinen Freund, den Pariser Doctor, Jean Petit, der an den Ufern des Tagus ein reicher Canonicus „geworden, nachdem er an den Ufern der Seine nur ein „armer Schlucker gewesen war, würde ich sehr geschwinde die „lusitanischen Städte verlassen haben. Dies ist jedoch das „Goldland, und die Franzosen wissen dieses sehr gut, daher „man auch eine Menge derselben in Portugal findet, die sehr „thätig sind. Indessen ist hier alles ganz erstaunlich theuer. „Was aber noch unangenehmer ist, ist die grosse Unreinlichkeit „in den Häusern. Wie sehr ist hievon mein Vaterland verschieden! Ich finde hier nicht die Aufmerksamkeit auf alles, „die Sorgfalt und die Nettigkeit unsrer guten flämischen „Haushälterinnen. Die ausserordentliche Begierde aber zu „sehen und zu lernen, macht, daß ich mich nach den portugiesischen Sitten richte. Ich habe einige belesene Leute

„gefunden; auch bin ich so glücklich gewesen, französische „Kaufleute anzutreffen, die unter der Regierung des Königs „Emanuel sich hier niedergelassen haben.“

Der König von Portugal, von dem grossen Ruhm des Clenard unterrichtet, rief ihn nach Hofe, und übertrug ihm die Erziehung seines Bruders. Seine Besoldung dabey war sehr ansehnlich; was ihm aber noch mehr Vergnügen machte, war, daß er bey seinem Posten viel Musse hatte. „Da war „ich, sagte er, nun aus einem armseligen löwenschen Studen„ten ein vornehmer Mann geworden. Es hieng bloß von „mir ab, so wie viele andre zu glänzen, Bälle und Turnier„spiele zu besuchen, verliebte Abenteuer zu bestehn (welches „hier für eine Tugend gehalten wird) auf die Jagd zu gehn, „und mich regelmäßig zu ennuyren; alles Vergnügungen, „die an den Höfen der Könige gebräuchlich sind. Ich bin „aber dumm genug, um an diesen so beneideten Ergötzlichkei„ten keinen Geschmack zu finden, und meinen Bruder, der „sie sehr liebt, davon abzuhalten. Mitten unter den Grossen „hänge ich meinen Gedanken nach, und sehne mich nach meinen „gelehrten Freunden in Salamanca. Urtheilt nun ihr meine lie„ben Landsleute in Löwen von meinen Gesinnungen in Anse„hung eurer gelehrten Zusammenkünfte, der lehrreichen Unter„redungen, und der angenehmen Spaziergänge, wo wir auch „einander belehrten. Wenn ich nicht so weit von meinem „Vaterlande wäre, so würde ich der glücklichste Mensch seyn. „Meine Lebensart ist ruhig und glänzend. Mein königlicher „Zögling liebt mich sehr, und ich werde mich mit Mühe von „ihm losreissen. Es ist das Blut der Helden und der Ab-

„kömm-

„kömmlinge jener grossen Könige, die als Beherrscher eines „so kleinen Staats sich dennoch so viel Ruhm erworben ha„ben. Er ist aus dem nämlichen Lande mit jenen Männern, „die den Spaniern fürchterliche Nebenbuhler waren, und un„ter dem großgesinnten Albuquerque es wagten, der Hitze „des Orients zu trotzen, in Ethiopien einzudringen, den Ca„nal von Mosambique zu durchschiffen, und die so viel Völ„ker besiegt haben, die zahlreich und mächtig in den äussersten „Winkeln der Erde wohnten. Aber leider, da dieser junge „Prinz schon mit so viel Ruhm umringt ist, wird es ihm „desto schwerer seyn, ihn mit Leidenschaft zu lieben. Nur „zu zeitig hat man ihn damit bekannt gemacht. Man hat „sehr unbedachtsam den Augenblick, wo der Enthusiasmus auf„keimen solte, beschleunigt; diesen critischen Augenblick in „dem Leben der Könige. Seine Seele, die fähig ist stark „eine Idee zu empfinden, wird vielleicht dabey kalt bleiben, „weil sie nicht mehr neu für ihn seyn wird. Welcher Sohn „eines vollkommenen Königs hat wohl je den betrübten Un„terthanen den Vater völlig wieder ersetzt? Vor mir war „mein erhabener Zögling nie mit dem Unglück bekannt gewor„den, das ein viel besserer Lehrmeister ist, als ich bin. Ich „finde ihn schon im Purpur, und empfange ihn aus den Ar„men der Weichlichkeit. Er darf nur den Kopf wenden, so „sieht er die Niederträchtigkeit vor ihm die Knie beugen; er „hört die lügenhafte Schmeicheley sein Lob wiederholen; die „weichliche Nachsicht seufzt, und das persönliche Interesse un„ter der Larve der Ergebenheit wird gerührt. Nun laß „einer dann die männliche Sprache der Wahrheit hören, die „strenge Stimme der Tugend, und die grossen Vorschriften

„der

„der Moral! Nun säe man Gelehrsamkeit auf einem so „vernachläßigten, so verdorbenen, und vielleicht schon ganz „ausgearteten Felde! Dennoch ist dieses meine Oblie„genheit. “

„Die Faulheit in diesem Lande ist unglaublich. Nur „bloß um rasirt zu werden, muß ich drey Diener haben; denn „derjenige, der das Wasser warm macht, hat nicht das „Recht, es ins Becken zu thun, so wie der, der da einseift, „sich nicht unterstehen darf, das Barbiermesser anzurühren. „Der Mensch, der dieses verrichtet, spielt die Rolle eines „Herrn, der seine Untergebenen commandirt, wie Gonsalvo „seine Officiers. Diese Beschwerlichkeit beym Rasiren führte „nach und nach in Spanien und Portugal den französischen „Gebrauch ein, sich den Bart wachsen zu lassen. Ich „glaube, daß ich auch diese Parthie ergreifen werde; alsdann „aber werde ich so ziemlich den Petit Maitres ähnlich seyn, „die ich in Paris so sehr verspottet habe. *) Ich ein Hof„mann! welche Thorheit! Ach! nur zu wohl fühle ich, „daß dies unser gemeinschaftliches Loos ist; wir brauchen „dazu bloß eine Gelegenheit. Wer kann vermeiden, mit den „Wölfen zu heulen. “

„Ich

*) Wie sich doch die Zeiten ändern! Ein Bart war also in dem galanten Paris im Anfange des 16ten Jahrhunderts das characteristische Kennzeichen eines Petit maitre, der sich lieber ausspotten ließ, um nur das Vergnügen zu haben, ein behaartes Kinn aufweisen zu können.

d. H.

„Ich glaube, daß sich in Lissabon mehr Mauren und „Neger als Weisse befinden. Diese Schwarzen sind in der „That ärger als das Vieh. O du ehrwürdige Menschheit! „Man thut hier diese Elenden, Männer und Weiber zur „Begattung zusammen, wie man es in unserm Lande mit „den Tauben macht. Diese Geschöpfe vermehren sich auf „eine unglaubliche Weise, so daß man in allen Häusern Skla„venpflanzungen antrift.“

„Die wollüstigen Ausschweifungen werden hier aufs „höchste getrieben. Man sagt, daß ehemals in Theben Ve„nus allgemein war. Sie ist es gewiß eben so in Portu„gal, und mein leichtsinniger Bruder ist deshalb nicht böse.“

„Die neuen Entdeckungen in Ostindien, der Reiz des „Goldes, das in Menge hieher strömt, die zügellosen Sitten, „und andre Ursachen mehr erzeugen ohne Aufhören in Lissa„bon grosse Glücksgüter und schleuniges Zurücksinken im „Staube. Dies ist ein bewegendes Gemählde, wo man „bey jedem Schritt einen Menschen sieht, der aus dem nie„drigsten Stande sich auf einmal oben auf dem Glücksrade „herauf schwingt, dahingegen die Cörsusse herunter gestürzt „werden.“

„Alles was ich sehe, lehrt mir mehr Weisheit, als „alles was ich gelesen habe, und nie habe ich das Gold mehr „verachtet, als seitdem ich dessen genug besitze. Urtheilet „selbst darüber, meine Freunde! nach folgendem Bekenntniß: „Nie habe ich so sehr nach euch geseufzt. Wenn werde ich „meinen lieben Latomus wiedersehn, und unsern guten Blo-

„sius? Wenn werde ich euch alle umarmen können, ihr „Undankbaren, die ihr vielleicht den armen Clenard vergeßt, „der am Ende der Welt verbannt lebt, anstatt daß ihr vor „einem mit Glanz umgebenen Grossen am Tagus die Knie „beugen soltet.“

„O meine Freunde! Wie muß doch alles in dieser „Welt erkauft werden! Wir kommen von den portugiesi„schen Gränzen zurück. Es ist der Monat Julius, der die„ses veranlaßt. Reiset doch nie in diesem Lande während „den Hundstagen. Man stirbt fast für Durst. Ich würde „gestern all mein Gold für ein einziges Glas Wasser hingege„ben haben.“

Clenard, der einige Monat frey war, beschloß eine Reise nach Spanien vorzunehmen, obgleich die heissen Tage noch fortdauerten. „Ich nahm meinen Weg nach Bra„ganza, sagt er; drey Neger waren meine Begleiter, denen „ich die prächtigsten Namen gegeben hatte; ausserdem war „mein Gefolge groß. Hättet ihr, meine Freunde! meine „Bagage und meine grossen Kasten gesehen, so würdet ihr „mich wenigstens für einen Cardinal gehalten haben. Meine „Excellenz aber wurde in ganz Spanien sehr übel aufgenom„men. Ich fand weder Lebensmittel, noch Betten, noch „Heu für meine armen Pferde. Wir schliefen alle unter „freyem Himmel und auf der blossen Erde; der Herr, die „Bedienten, die Stallknechte und die Maulesel. Endlich „langten wir an dem andern Ufer des Tagus an. Wäre „ich König gewesen, so würde ich mir das Vergnügen gemacht „haben, den einzigen Gastwirth, den wir finden konnten,

„auf-

„aufhängen zu lassen. Ich grüßte ihn mit französischer Höflichkeit,
„allein er würdigte mich nicht einmal anzusehen. Ich fragte um
„Stroh, allein er gab keine Antwort, und gieng gelassen auf
„und nieder. O elendes Portugal! ungastfreye Region!
„Beati qui non viderunt et crederunt. (Selig sind,
„die nicht sehen und doch glauben.) Das elendeste Nacht-
„lager, das zu denken ist, kostete mir zwanzig Realen.
„Man sagt, daß der Tagus Gold mit sich führe, und bin
„aber nur gewahr worden, daß er es entführt. Jeder
„Schritt mußte mit Geld erkauft werden, ob ich gleich zwey
„Franciscaner bey mir hatte. Vielleicht waren sie aber
„eben schuld daran.“

So kam Clenard mühselig nach Coimbra, Braganza und Compostella. Er hörte, daß in Castilien ein gelehrter Araber gefangen sässe; dieses erzeugte bey ihm den Entschluß, dahin zu reisen, ihn zu befreyen, und von ihm die arabische Sprache zu lernen. „Du spottest vielleicht meiner,
„sagte er zu Latomus; ich, der ruhig und glücklich leben
„könnte, scheine dir wohl ein Unsinniger zu seyn, so die Welt
„zu durchstreichen und mich um Unterricht zu quälen. Was
„würdest du gesagt haben, mein Freund! wenn du mich in
„dieser Leidenschaft gesehn hättest, die sich meiner bemächtigt
„hat, hohe Berge zu erklettern, und den Abgründen, den
„Räubern und dem Tode zu trotzen? Allein geben sich die-
„jenigen, die nach dem rothen Hut laufen, weniger Mühe?
„Eine Schimäre gegen die andere gehalten, laß mir die mei-
„nige, da sie mir gefällt.“

Er fand den arabischen Gefangenen und kaufte ihn los. Um die Sprache desto besser zu lernen, hielt er sich einige

Zeit in Granada auf. Hier machte er Bekanntschaft mit dem Cardinal von Burgos, der ihm mauriſche Manuſcripte verſchafte, und Carl V. bath ihm die Bücher der Ungläubigen mitzutheilen, die in den Händen der Inquiſition waren. Der Vicekönig von Granada vermochte Clenard wider die muhamedaniſche Religion zu ſchreiben, die ohngeachtet der heiligen Hermandad noch viel Anhänger hatte. Nunmehr ſtudirte er den Alcoran, um ihn zu überſetzen.

„Dieſes Buch, ſagt er, iſt für die Muſelmänner, was „die Bücher Moſis für die Juden und das Evangelium für „die Chriſten iſt. Dennoch ſchätzen ſie das alte und neue „Teſtament, ob gleich in beyden alles voller Fehler durch „ihre mangelhaften Ueberſetzungen iſt. Sie leugnen die „Gottheit Chriſti und deſſen Kreuzigung, und ſagen, daß er „bloß das Geſetz Moſis abſchafte und das ſeinige einführte, „das wiederum von Muhamed abgeſchaft wurde. Dieſes iſt „der Hauptunterſchied zwiſchen der chriſtlichen und der muha„medaniſchen Religion. Da wir nun die Juden nicht durch „das Evangelium, ſondern durch das alte Teſtament widerle„gen, ſo müßten uns die Muhamedaner auch nicht durch den „Alcoran, ſondern durchs Evangelium bekämpfen. Ein „Theolog, der vor vielen Jahren das Chriſtenthum mit der „muhamedaniſchen Religion vertauſchte, hat ein Buch geſchrie„ben, das ich wohl zu ſehen wünſchte. Ich würde ſodann „meinen Streit ganz anders einrichten, und den Muhamed „durch den Alcoran und den Suna bekämpfen. Der Suna „iſt ein Buch, oder vielmehr ein Haufen Bücher, die die „Reden und Handlungen Muhameds enthalten. Hier iſt

„eine

„eine Stelle des Alcorans, auf die mein Sklave mich auf-
„merksam machte: Im Paradiese werden alle Houris rein
„seyn, das heißt, sie werden nicht mehr dem kränklichen Zu-
„stande unterworfen seyn, den sie alle Monat hier auf Er-
„den ausstehn müssen. Die Heyrathen werden daselbst sehr
„ergötzend seyn, weil nicht die Verbindlichkeit Kinder zu zeu-
„gen, wie hier in der Welt, sondern die Wollust allein ihr
„Endzweck seyn wird. Eine jede Mannsperson wird nach
„seinen Verdiensten mehr oder weniger Weiber haben.“

„Lache nicht, mein lieber Latomus, über diese sonder-
„bare Religion; betrübe dich vielmehr über die arme mensch-
„liche Natur, die auf einem grossen Theil der Erde so sehr
„herabgewürdigt ist. Wie sehr sind nicht die unthätigen
„Monarchen zu tadeln, die beym Entstehn dieser Religion
„nicht ihre Ausbreitung von Arabien nach Griechenland hin-
„derten? Der eheloſe Stand der christlichen Priester, und
„das Kirchengesetz, wodurch den Layen nur eine Frau gestat-
„tet wurde, waren den Absichten des Propheten aus Mecca
„sehr günstig. Er bediente sich der Weiber zu seinen Ver-
„gnügungen, und auch als Stufen zu seinem Ehrgeiz. Welch
„ein Mensch war dieser Muhamed! Er rühmte sich, die
„Kräfte von zehn Propheten zu haben; auch hatte er allein
„zehn Weiber. Man muß jedoch sagen, daß er wie ein
„grosser Mann von dem eingepflanzten Triebe Vortheile zog,
„den die Menschen zum Aberglauben und zu Ceremonien ha-
„ben. Er sahe ein, daß es oft nöthig ist, die Menschen
„reisen zu lassen, um Aufruhr und die Mittheilung des Miß-
„vergnügens zu verhindern; deßhalb setzte er die Pilger-

„schaften ein. Da nach der Tradition Mecca auf dem durch „den Patriarchen Abraham so berühmten Berg Pharun er„baut war, so machte Muhamed das Gesetz, daß ein jeder „Muselmann einmal in seinem Leben dahin mußte. Unzäh„lige Haufen giengen täglich nach Mecca, und wenn die im „Himmel bestimmte Anzahl nicht vollzählig war, so stiegen „Engel herab, die fehlenden Pilger zu ersetzen, wie die Suna „meldet, u. s. w. Gestehe, lieber Latomus, daß diese Reli„gion von der unsrigen etwas mehr verschieden ist, als die „lutherische, wider welche wir in Löwen so viel disputirt „haben.“

„Nach dem Beyspiel des Numa, der mit der Nymphe „Egeria Unterredungen hatte, unterhielt sich Muhamed oft „mit dem Engel Gabriel. Der Prophet grif endlich zu den „Waffen, und pflanzte seine Religion durch die Weichlichkeit „unsrer Fürsten. In Arabien, ein Land, von dem er sich „Meister machte, und dessen Sprache damals kein Christ „verstand, gründete er seine Macht durch Siege, und kam „nachher als Eroberer nach Griechenland. Die Muhame„daner, die so zahlreich und so kriegerisch wurden, und keine „Gemeinschaft mit den Christen hatten, konnten über ihre „Irrthümer nicht aufgeklärt werden; sie überliessen sich daher „ohne Widerspruch allen Schimären ihrer Phantasie.“

„Ich komme nun zu meinem grossen Entwurf. Kein „Christ hat noch, so viel ich weiß, je das Arabische gelehrt. „Das Psalmbuch des Bischofs von Nebio hat bis jetzt noch „keinen Lehrling gebildet. Die classischen Bücher dieser Un„gläubigen sind uns nicht bekannt genug, um über ihre „Grund-

„Grundlehren etwas Gewisses sagen zu können; ja wir „haben in Europa nicht einmal jemand, der das Arabische „versteht, ob wir gleich tausende haben, die Griechisch ver„stehn. Da also Gott mir die Gelegenheit verschaft hat, der „erste zu seyn, der diese Sprache studiren kann, so will ich sie „auch nutzen.“

„Hier ist mein Entschluß: Wenn es mir nicht an „Büchern fehlt, so will ich alle religiöse Werke der Araber „ins Lateinische übersetzen. Mit dem Alcoran werde ich an„fangen, und ihn mit Noten herausgeben. Wenn dieser „grosse Plan, der meinen Geist ganz beschäftigt, nicht zum „Traume wird, so will ich noch weiter gehn. Die ebräischen „Bücher, die Bomberg jetzo in Venedig druckt, gehen nach „Africa, nach Ethiopien, nach Indien, und überall hin, wo „Juden wohnen. Warum solte mein lateinischer und arabi„scher Alcoran nicht auch diesen Vortheil haben, und unter „allen muselmännischen Nationen verbreitet werden? Man „wird ihn nicht allein Religionshalber lesen, sondern auch we„gen der fremden damit verbundenen Sprache. Die Anhän„ger Muhameds werden meine Bemerkungen und meine Wi„derlegung der Irrthümer lesen, die man ihnen eingeflößt „hat.“

„Du mußt gestehn, lieber Latomus, daß dieser Ent„wurf sich besser für einen Theologen schickt, als wenn ich „irgend ein profanes Werk des alten Griechenlandes über„setzte. Ich werde dadurch den menschlichen Kenntnissen „und der Beredsamkeit einen neuen Weg bahnen. Denn „selbst in Löwen thut ihr ja nichts mehr, als das Gesagte

„wiederholen. Ich also werde euch die unbekannten Früchte „der arabischen Phantasie aufdecken, und euch die anziehende „Raserey des Suna kennen lehren.“

„Ich bin immer noch in Granada, getheilt zwischen „der Begierde nach Africa zu reisen, in dessen Nachbarschaft „ich bin, oder Italien und Deutschland zu besuchen. Bevor „ich aber hierüber entscheide, will ich eine Reise nach Portu„gal thun, um den König und meinen Prinzen zu sehn. „Bitte den Himmel, daß er meine Unternehmungen beglücke. „Lebe wohl.“

Dieser grosse Entwurf, dieser brennende Eifer für das Studiren, geben uns einen vortheilhaften Begrif von Clenard. Er kam nach Granada zurück, las beständig mit seinem Sklaven die arabischen Werke, und bestärkte sich in der Idee, den Alcoran in einer damals in ganz Europa bekannten Sprache heraus zu geben. „Ich weiß, sagt er, daß mehrere Chri„sten den Muhametismus bestritten haben. Was bekümmern sich aber die Muhamedaner um unsre lateinischen Wi„derlegungen, die sie nicht verstehn? Warum bedient man „sich gegen sie solcher Waffen, wodurch sie nicht können ver„wundet werden? Wir müssen nicht so wohl arbeiten, um „die Christen gegen Irrthümer zu bewahren, die sie verspot„ten, sondern vielmehr diese Ungläubigen selbst zu er„leuchten.“

„Welche Schande für die christliche Republik, daß seit „neun Jahrhunderten noch kein Mann aufgetreten ist, um mit „einem muselmännischen Doctor regelmäßig zu kämpfen!

„Ich

„Ich will ihre Kräfte, ihre Subtilität und ihre Beredsamkeit „versuchen. Ich will einen arabischen Lehrstuhl errichten, „und ein Jahr lang diese Sprache selbst lehren. Glaubst „du, Latomus, daß ich nicht einige Schüler wenigstens bil„den werde? Ja ich bin schon ein Araber, und ich gebe „dir hiemit Nachricht, daß ich nächstens nach Fez reisen „werde. Du weißt, daß diese Stadt für Africa das ist, was „Paris für Frankreich ist. Hier findet man die gelehrteste „Schule der Muhamedaner, und die am besten versehenste „mit grossen Lehrern. Ich habe keine Ruhe mehr, und „brenne für Ungeduld, zur Quelle der Religion des Prophe„ten zu kommen. Wie viel Dinge werde ich dir nicht nach „meiner Zurückkunft zu sagen haben! Ich bin schon seit „drey Wochen zu Gibraltar, und stehe im Begrif, mich „einzuschiffen. Der wüthende Neptun hat uns diese ganze „Zeit über im Hafen zurück gehalten, so daß wir nicht ein„mal eine Strecke von vier Stunden Weges haben machen „können. Wir gehn nach Ceuta, woselbst die Portugiesen „eine starke Besatzung haben. Sie leben mit dem König „von Fez seit eilf Jahren in Frieden. Ich hoffe daher, ich „werde nichts zu besorgen haben, wenn ich tief in dieses Kö„nigreich eindringe. Fez ist nur dreyßig Meilen von Ceuta „entfernt. Ich erwarte, daß du während dieser Reise einen „kleinen armseligen Brief an deinen in Africa exilirten Freund „schreiben wirst.“

Es geschah 1540, daß Clenard sich einschifte. „Ich „verließ Europa, sagt er, nach Ostern 1540, denn ich wolte „noch zuvor einmal Hallelujah in Europa singen hören, „im Fall, daß Gott meine Rückkunft, nicht gewolt hätte.

„Das Meer war so stürmisch, daß ich keinen bessern Com-
„mentar nöthig hatte, den Vers des Virgil zu verstehn:

„Presentemque viris intentant omnia mortem."
„(Alles kündigt den erschrockenen Seefahrern den Tod an.)

„Zwey Stunden lang waren meine Ohren durch die
„rauhe Stimme des Schifpatrons betäubt, der nur bloß fol-
„gende Worte brüllte: a riba, a vela. Der Ton der-
„selben hatte die Kraft, die Matrosen in einem Augenblick
„von einem Ende des Schifs bis zum andern fliegend zu ma-
„chen. Ich will mich hier nicht mit einer Tugend brüsten,
„die ich nicht besitze; ich sage daher, daß ich vor Furcht
„halb todt war. Der Angstschweiß brach mir in grossen
„Tropfen aus. Ich befand mich dabey so seekrank, daß ich
„glaubte, die Seele würde mir entfahren. Mein vornehm-
„ster Bedienter weinte, und schrie beständig: Ach! warum
„bin ich nicht ein Minorit geworden! Ach! sagte er, wäre
„ich noch auf dem Lande, so solte mich niemand in ein Schif
„bringen, und wenn ich ein Cannonicat in Antwerpen dafür
„bekommen könnte. Sodann zog er auf mich loß, und fügte
„hinzu: Wegen Ihrer verfluchten Litteratur müssen wir hier
„umkommen! Wem ist es wohl je eingefallen, bloß wegen
„des Alcorans nach Fez zu reisen, und allen Gefahren deß-
„halb Trotz zu bieten! Ein verwünschter Franzose, der bey
„uns auf dem Schif war, machte, daß wir vollends den
„Kopf verlohren, denn dem Leichtsinn seiner Nation gemäß,
„sagte er, daß es ihm sehr angenehm sey, endlich
„einmahl einen rechten Sturm zu sehn, welches ihm
„noch nicht wiederfahren sey, ob er gleich alle

„Meere

„Meere beschift hätte. Ein Einwohner von Ceuta sagte: „Ich habe sehr oft diese Passage gemacht, allein nie habe ich „solch ein Wetter erlebt. Ein Portugiese war unaufhörlich „mit Kreuzmachen beschäftigt. Unser Schifspatron übergab „alles der Barmherzigkeit des Himmels. Bald warfen „uns die Wellen bis zu den Wolken, und dann stürzten sie „uns wieder in Abgründe.“

„Endlich nachdem wir genug herum geschleudert, und „lange Zeit gleichsam vom Wasserelement verschlungen worden „waren, so warf uns eine Welle nach einem Ort, den man „Bullon nennt. Dieses war eine wüste Küste, wo wir „keine andre Nahrung fanden, als einige Austern. Von da „bis Ceuta war nur eine Meile, allein wir waren genöthigt, „den Abend zu erwarten, um uns einzuschiffen. Der Fran„zose und der Ceutaner waren zu ungeduldig, und wolten lie„ber den Weg zu Fusse machen. Andre Passagiers folgten „ihrem Beyspiel. Wir aber wolten warten, bis uns Neptun „günstiger würde. Mein vorsichtiger Bedienter stellte mir „dringend vor, daß da die Kühnsten sich dem Meer nicht fer„ner anvertrauen wolten, so würde ich wohlthun, sie nach„zuahmen. Ich befand mich in grosser Verlegenheit; man „mußte Berge erklettern, und überdem war man nicht vor „Räubern sicher. Ich zitterte, mein Freund, denn ich war „reich. Wilhelm, mein Bedienter, war entschlossen, aber „aus einer entgegengesetzten Ursache. Ich gehe, sagte er, „denn hier ist nicht die Rede, einen Arm, ein Bein, einen „Schatz zu retten, sondern den ganzen Wilhelm mit Haut „und Haar. Dies gesagt, trat der muthige Wilhelm seinen „Marsch an. Ich war natürlich gezwungen, ihm zu folgen.

„Mein lieber Wilhelm, sagte ich, wenn wir nun in die Hände „einiger barbarischen Bauern fallen, so werden sie uns vor „den Pflug spannen. Nein! Nein! antwortete er, jedoch „in diesem Fall würde Ihr Prinz Heinrich gewiß die Höflich„keit haben, uns loszukaufen.“

„Wir hatten bereits eine sehr rauhe Gegend an der „Küste paßirt; ich sahe mich beständig um, und betrach„tete traurig unsre entfernte Schaluppe, wo ich viel besser „gewesen seyn würde. Endlich sehe ich, wie sie die Rhede „verläßt und sich ins hohe Meer begiebt. Da ich nun die„ses Hülfsmittels beraubt war, das mir immer im Kopfe „lag, so fuhr ich fort wie eine mechelnsche Katze zu klettern. „Ich trifte dabey von Schweiß; meine lange Kleidung, „meine von den spitzigen Steinen verwundete Füsse und die „Furcht setzten mich in eine sehr üble Lage. In Wahrheit, „in diesem Augenblick war ich kein Held. Die Ermattung „zwang mich Halt zu machen. Ich hatte in der Hand eine „lange Hellebarde, die man mir aufgedrungen, ob ich gleich „mich selbst kaum fortschleppen konnte. Wir brachten die „Nacht auf dem verfluchtesten Fleck der Erde zu. O! wie „häßlich schien mir jetzt Africa! Ich zitterte noch für mei„nen Schatz, der in der Schaluppe geblieben war. Endlich „kamen wir nach Ceuta, und unsre Schaluppe traf bald nach „uns auch ein.“

„Nunmehr sind die Sorgen verschwunden, ich athme „frey, mein Eifer wird wie neu gebohren, und ich genieſſe „mein Daseyn.“

„Wir

„Wir brachten vier Tage in Ceuta zu, zur Zeit des „Ramezan, oder des muselmannischen Ostern. Es ist ein „altes Sprüchwort, daß Africa immer etwas Neues erzeugt. „Diesesmal war ich es selbst, der diesem Welttheil ein ganz „neues Schauspiel darstellte. Die Mauren konnten nicht „begreifen, was mich hätte veranlassen können, ihre Sprache „zu lernen, und so weit herzukommen, bloß um mich mit „ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen. Der „Vicekönig von Granada hatte mir ernstlich gerathen, mich „ja nicht weder den Muhamedanern, noch den Juden anzu„vertrauen, welche letztern in dieser Weltgegend sehr häufig „sind. Diesem Rath gemäß, und durch die Vernunft gelei„tet, betrug ich mich auf eine Art, daß man mich nicht has„sen konnte, sondern gezwungen war, mich zu lieben. „Ich war so höflich, wie man es am französischen Hofe ist, „und wenn ich gab, so geschah es mit der flämischen Offen„heit. Ueberdem gab mein Lehrmeister seinen Landsleuten „Nachricht, wie ich mit ihm umgegangen, und seine Ge„fangenschaft erleichtert hätte. Ich sagte frey heraus, daß „ich nach Africa gekommen sey, um mich in der arabischen „Sprache vollkommen zu machen, und maurische Bücher „und Manuscripte zu kaufen. Ich fügte noch hinzu, daß „bereits alle andre Sprachen in Europa bekannt wären, und „die ihrige nur noch allein zu unserm Unterricht fehlte, daß „daher die Gelehrten mich auserwählt hätten, um ihnen die„sen Vortheil zu verschaffen, wobey ich sie bat, mir bey die„sem Vorhaben behülflich zu seyn, das dazu dienen solte, „ihren Ruhm nebst ihrer Sprache in unsern Ländern zu „verbreiten.“

„Wenn sie mich über Religionssachen befragten, so ant-
„wortete ich, daß ich zu ihnen gekommen wäre, mich zu
„unterrichten, und nicht zu streiten. Ich führte ihnen oft
„Stellen aus dem Alcoran an, wodurch sie mir noch günsti-
„ger wurden. Man lief von allen Seiten herbey mich zu
„sehen; sie betrachteten neugierig einen armen Flämínger,
„dem es durch grosse Bemühungen gelungen war, mit so viel
„Reinigkeit das Arabische zu reden und zu schreiben. Die
„vielen Besuche, die ich bekam, waren mir sehr lästig, und
„machten mir viel Zeit verlieren. Man glaubte, daß ich ein
„verkleideter arabischer Doctor sey. Um hierin gewiß zu wer-
„den, so wurde ich gleich nach meiner Ankunft in Fez mit dem
„gelehrtesten Mann des Reichs zusammengebracht. Er that
„tausend Fragen an mich, welche ich auf eine befriedigende
„Art in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung beantwor-
„tete. O Latomus! mein lieber Lehrer! ich führe diesen Zug
„nicht aus Eitelkeit an. Du kennst mich, du liebst mich,
„und ich sage dir alles. Lebe wohl, mein Lehrer!“

Clenard war im Anfang des May 1540 in Fez angekom-
men. „Fez, sagt er, ist eine grosse Stadt, von der ich dir
„hernach erzählen werde. Jetzo wollen wir von etwas gröf-
„sern sprechen. Ich bin dem Könige vorgestellt worden, und
„habe mich mit ihm sehr lange in arabischer Sprache unterhal-
„ten. Er war bereits von meiner Ankunft in seinen Staa-
„ten, und von dem Zweck meiner Reise benachrichtigt worden,
„und hatte mir daher auch einen freyen Geleitsbrief geschickt.
„Er zeigte in seinem Gespräch viel Güte, lobte mich, und
„that mir grosse Versprechungen. Es befand sich in Granada

„ein Maure von vielen Kenntnissen und von hohem Range; „er bat mich ihm die Freyheit zu verschaffen; ich sagte es ihm „auch zu, ob ich gleich Lust hatte, ihn nach meiner Rückkunft „mit mir nach Löwen zu nehmen. Der König gab mir die „Erlaubniß so oft ich wolte zur Audienz zu kommen. Ich „habe sie auch genutzt, und bat mir eines Tages die Gnade „aus, daß der gelehrte Araber, mein Lehrmeister, mich nach „Löwen begleiten dürfte; er war so großmüthig es zu bewilli„gen. Diese africanischen Könige sind noch höflich und artig, „so wie es die alten Könige von Granada waren.“

Da nun Clenard von dem Monarchen selbst begünstigt wurde, so reiste er allenthalben herum, und untersuchte alles was sich auf Sitten, Wissenschaften, Künste und Religion bezog; das merkwürdigste davon theilte er dem Latomus mit.

„Bridgerus, heißt es in einem Briefe, hat mir „geschrieben, und von dir Nachricht gegeben. Ach! die bloße „Erinnerung deines Namens hat mich gerührt als ob ich dich „sähe, und als ob du gegenwärtig wärst, mich anzuhören „und zu antworten. O! mein lieber Lehrer! du lebtest noch „im vorigen September. Warum kann ich mich nicht schmei„cheln dich den künftigen September zu umarmen! Es sind „nun schon neun Jahre, daß ich das liebe Löwen verlassen „habe; mein Herz ruft mich dahin.“ Er fügt hinzu:

„Ich bin jetzo mit hinreichenden Materialien versehn „die muhamedanische Religion mit Ruhm zu bekämpfen; „allein hiezu ist nöthig erst aus dem Lande heraus zu seyn. „Ich habe meinen Entwurf einigen Grands von Spanien mit„getheilt,

„getheilt, die ihn sehr loben. Der gelehrte Martinus, den „ich in Salamanca kennen gelernt habe, und der jetzo Lehrer „des spanischen Prinzen, Sohn des Kayfers, ist, hat mich „schon in der Gnade dieses grossen Monarchen, meines ange„bohrnen Landesherrn gesetzt. Man will ich soll eine arabische „Schule in Granada anlegen, damit der nämliche Ort, der „der Schauplatz des Irrthums gewesen, nun auch das Thea„ter der Wahrheit werde. Ich werde nach dem glücklichen „Brabant hinfliegen, um die Früchte meiner langen Untersu„chungen meinen lieben Landsleuten mitzutheilen. O Lato„mus! Ich werde Neophyten bekommen. "

„Das ganze gelehrte Europa spricht schon grie„chisch und hebräisch; das Arabische aber ist ein viel gröfser „Feld, und der christlichen Religion offen. Auch werde ich „der Arzneywissenschaft grosse Dienste leisten, durch die Wie„derherstellung der schönen und nützlichen Stellen im Avi„cenna, und durch die Verbesserungen des Averroes, den „man uns ganz verstümmelt gegeben hat."

„Was werdet ihr sagen, meine Freunde! wenn ich „euch den Alcoran, den Suna, und so viel andre Bücher „werde kennen lernen, die ihr verschlingen werdet? Ich habe „viel gewagt, um euch diese Reichthümer zu verschaffen. „Man bewunderte mich anfangs, aber die Bewunderung ist „eine kalte Empfindung, und von keiner Dauer; wenn sie „geschwächt wird, so erzeugt sie in der Seele lebhaftere Ein„drücke. Man liebt, oder man haßt. Was mich betrift, „so that man mir die Ehre an eifersüchtig auf mich zu seyn. „Man sagte: Dieser Cas (Benennung der hiesigen Gelehr-

„ten)

„ten) ist ein christlicher Betrüger, der uns hintergehn will, „um hernach den Propheten zu lästern. Man muß ihm „nichts lehren.“

„Wenn daher die Rede war, mich zu belehren, so „beobachtete man das Stillschweigen; überdem spricht man „hier nicht rein arabisch, man hat eine Mundart die so ver„schieden von den Büchern ist, als das neuere Griechische „von der Sprache des Demosthenes. Nur allein in den „Schulen spricht man gut arabisch, und hier besonders war „man am meisten mißtrauisch auf mich.“

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

VII.

Der Herbsttag.

Schon jagte gelbe Blätter
Der Herbstwind durchs Gehölz
Und rauhes Schlackerwetter
Trieb uns in Muff und Pelz.
Die Sonnenstrahlen kühlten
In Schneegewölk' sich ab,
Und blaß, wie Kranke, schielten
Sie auf der Blumen Grab.

In des Kamines Flammen
Sahn wir mit düsterm Blick,
Und wünschten all' zusammen
Des Sommers Glut zurück.

O wer kann ohne Kummer
Der Erde Glanz vergehn,
Und tief in Winterschlummer
Die Holde sinken sehn?

Die Hofnung war entronnen,
Fern von des Zimmers Kluft,
Noch einmal uns zu sonnen
Im Schooß der freyen Luft.
Doch seht. daß man auf Erden
An nichts verzweifeln muß:
Des Himmels Wolken werden
Hell, wie ein reiner Fluß.

Die Sonne drängt ihr Feuer
In einen heissen Strahl,
Und wärmt so lieblich heuer
Vielleicht zum letztenmal:
So spricht oft schöne Worte,
Voll Kraft, ein Sterbender,
Geht ein zur Todespforte,
Und spricht dann nimmer mehr. —

Wo gestern Bäum' und Reben
Der Sturmwind niederschlug,
Hört man jetzt leises Weben
Von milder Lüftchen Flug.
Sie schlüpfen sanft durch Lauben,
Als scheuten sie die That,
Dem kahlen Ast zu rauben
Sein armes, letztes Blatt.

Dort zwitschern Fink' und Meise,
Und freun des Tages sich.
Der Storch verschiebt die Reise
Zum wärmern Himmelstrich,

Und Sperlinge, die frierend
Kein Liebeskitzel stach,
Umgaukeln triumphirend
Ihr Siechen auf dem Dach.

Eilt aus der Stadt, ihr Leute
In Gottes freye Welt!
Wohl Mancher wandelt heute
Zum letztenmal ins Feld,
Und bange Todtenlieder
Ertönen ihm vielleicht,
Wann einst das Veilchen wieder
Der Muttererd' entsteigt.

Langbein.

VIII.

Thomas More.

Ein dramatisches Fragment.

Lady Rope. Jack. Carl. Lady Rope sitzt an einem Tische nachlässig hingeworfen und weint. Zur Seite steht ein niedriges Tischchen mit Spielsachen, woran die beyden Knaben stehen.

Jack. Ach, ich kann nicht spielen! Die Mutter weint! (Läuft zu ihr.) Mutter! Mutter! mußt nicht immer weinen.

Carl (läuft auch zu ihr.) Mutter weint?

Lady R. Guten Kinder!

Jack. Wären wir nur nicht nach London gekommen! Auf dem Lande warst du so lustig.

Carl. Ey, auf dem Lande! (Springt dazu.)

Lady R. Vergangenen Winter warst du ja auch gern in der Stadt.

Carl. Vergangenen Winter?

Lady R. Besinnst du dich nicht mehr darauf? (Karl schüttelt den Kopf.)

Jack. Ich besinne mich wohl!

Lady R. Nun!

Jack. Weißt du nicht, Karl? Vergangnen Winter? Ah da war's allerliebst!

Lady R. Warum gefiel dir's denn da so sehr?

Jack. Warum mir's gefiel? Das war ein Leben hier im Hause! Menschen über Menschen! — (Seinen Bruder anstossend.) Wie vergeßlich du bist!

Lady R. Wohl ihm! — Wohl ihm!

Carl. Ach ich weiß recht gut! ich weiß!

Jack. (freudig.) Weißt du? Wie die Leute uns da immer auf den Arm nahmen, uns herzten und schmeichelten?

Carl. Und Geschenke mitbrachten, Brüderchen! Geschenke!

Jack. Es ward mir manchmal zur Last! Zumal den Morgen, als wir heuer aufs Land zogen: da nahm's kein Ende!

Carl. So bist du! du wünschest dir allezeit das, was du nicht hast.

Lady R. Und so ist der Mensch!

Jack. Du Unersättlicher! steckest dich wohl bis an den Hals in Spielsachen.

Lady R. Und was wünschest du dir denn?

Jack. Daß man mich achte! Ich bin kein Kind mehr.

Carl. Wenn die Leute nur nicht so sauer aussähen!

Lady R. Thun sie denn das?

Carl. Kein Mensch sieht uns freundlich an.

Jack. Der Großvater ist immer so ernst, und du weinst. Weine nicht, Mutter!

Carl. Nein, weine nicht!

Lady R. Ich will auch nicht weinen!

Jack. Du sagtest uns immer auf dem Lande: Wenn wir recht artig wären, würden uns die Leute den Winter eben so lieb haben, als den vorigen. Sind wir denn so sehr unartig gewesen? Du hast ja nicht ofte geschmählt.

Lady R. (küßt beyde Knaben.) Als ich das sagte, rechnete ich darauf, daß sich die Menschen nicht gegen uns ändern würden. Man sollte so etwas nicht sagen, weil man nicht alle Fälle vorausſehen kann.

Jack. Aber sage mir nur, was ist denn geschehen?

Carl. Daß der Großvater nicht mehr mit uns spielt und du weinst?

Lady R. Vielleicht bin ich bald eben so vaterlos, wie ihr, meine Söhne! Seht, darum weine ich!

Jack. Der Großvater ist ja frisch und gesund!

Carl. Der stirbt noch lange nicht!

Lady R. Sterben denn nur kranke Leute?

Carl. Der Großvater! der Großvater! (Springt ihm entgegen. Lady Rope steht auf.)

Die Vorigen. Thomas More.

More (mit heiterer Miene.) Seyd ihr beysammen?

Lady R. Sie kommen so heiter zurück?

More. Ich bin alle meine Last los, und sollte nicht heiter seyn?

Lady R. (zusammenfahrend.) Grosser Gott!

More. Was hast du? Was willst du?

Lady R. Sie haben wirklich Ihr Amt niedergelegt?

More. Ich habe das grosse Siegel in die Hände des Königs zurück gegeben: es ward mir zu schwer. (Legt Hut und Degen ab.)

Sey mir gegrüßt, ich sehe dich wieder,
Erde, mein mütterlich Land!

pflegen die Dichter auszurufen, wenn sie lange im gränzenlosen Reiche der Imagination herumgeschweift sind, und zur lieben Muttererde zurückkommen. Ich stimme denselben fröhlichen Gesang an, da ich aus dem weiten Gebiete der Hofintriguen zurückkehre, um mich künftig bloß mit meinen Hausangelegenheiten zu beschäftigen. — (Setzt sich.) Nun, Knaben, bin ich wieder der Eure; euer auf immer. (Nimmt sie auf seinen Schoos.)

Carl. Du wirst nicht sterben?

More. Sterben? Ich will erst recht anfangen zu leben. — Wer hat dir denn gesagt, daß ich sterben würde? Bald versteht sich. He?

Jack. Die Mutter weinte darüber.

More. Wie, Fanny?

Lady R. Ihr Schwätzer! — Aber, mein Vater, haben Sie von der Rache Heinrichs, von der Rache der Gräfin von Pembrocke gewiß nichts zu fürchten?

More. Gewiß nichts? Das mußt du einen Wahrsager fragen. Ich bin keiner. — (Er läßt die Knaben wieder herunter.) Der König lächelte, da ich ihn jetzt sprach, und empfahl mir seine Sache heute im Parlament.

Lady R. Und Sie werden ins Parlament gehen?

More. Natürlich! in einer kleinen Stunde.

Lady R. Soll ich da nicht zittern? Soll ich nicht für Ihr theures Leben zittern?

More (steht auf.) Meine Tochter! du weißt, wie zärtlich ich dich liebe, du weißt, wie zärtlich ich diese Knaben liebe. Sie haben keinen Vater mehr. Ich bin ihr Vater, und habe keinen Sohn, kein Kind ausser dich. Aber mögest du und sie viel eher unter den peinlichsten Martern umkommen, was dieser Brust ungleich schmerzhafter wäre als Dolchstiche; mögest du und sie lieber umkommen, ehe mein Mund Ja dazu spricht, daß die Rechte der Nation gekränkt werden; eh' ich diejenigen verrathe, die mich zu ihrem Vormund im Hause der Gemeinen wählten. Darum quäle mich ferner nicht, weder durch Vorstellungen, noch auch nur durch traurige Mienen.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter. Die Gräfin von Pembrocke, Sir, will Sie sprechen; allein sprechen.

More. Mich? — Ich wär zu Befehl.

(Bedienter ab.)

Lady R. Daß diese Unterredung glücklich ende, mein Vater!

More. Wie geht das? Beredt man so leicht eine kalte Schöne, ihre Erobetung nicht weiter zu treiben? oder soll ich zum Verräther meiner Fürstin und meines Vaterlandes werden? — Entweicht, meine Lieben, dem Sturme! Mich mag er packen; mein Haupt kann er zerreissen: aber diese Brust soll nicht wanken.

Lady R. Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, um meine Thränen zu verbergen.

More. Gute Tochter! — Geht! — Ihr macht mich weich, und ich brauche Standhaftigkeit.

Lassen Sie doch diese paar Scenen in Ihrem Journale abdrucken. Ich möchte gern horchen, ob das Publicum meinen Thomas More zu besitzen wünscht, ungeachtet es erst ganz kürzlich einen Thomas Morus erhalten hat. Diese Scenen enthalten freylich blos die Exposition; aber diese ist gerade auch das Schwerste bey einem Schauspiele, und zeigt den Kenner genügsam, ob ein Schriftsteller seinen Stoff aus dem rechten Gesichtspuncte gefaßt hat.

Dyk.

IX.

Die Preßfreyheit in America im Jahr 1785.

So verworren auch die Regierungsangelegenheiten in den americanischen Staaten sind, und so unbestimmt die Freyheit der Unterthanen auch wirklich ist, so findet dennoch daselbst eine uneingeschränkte Preßfreyheit statt. Zum Beweiß dient folgender Paragraph, der aus dem *Independent Gazetteer* vom zweyten April 1785, einer in Philadelphia herauskommenden Zeitung, gezogen ist:

„Ein Correspondent (des Zeitungsschreibers) nimmt „sich die Freyheit zu bemerken, daß die gottlose, un„dankbare und abscheuliche Politik der gegenwärtigen „Staatenversammlung eine starke Aehnlichkeit mit dem „verstockten Betragen hat, das der Hof von Groß„britannien im Anfange des letzten Krieges zeigte. Beyde „legten einem Volk Taxen auf, das keine Repräsentanten „hatte; beyde verletzten und vernichteten authentische Pri„vilegien, die in allen Freystaaten so heilig als Privat„eigenthum sind; beyde behandelten Bittschriften, deren „Gegenstand die Abstellung von Uebeln war, mit der „nämlichen Verachtung und Insolenz, und beyde werden „wahr-

„ wahrscheinlich eine Empörung erfahren, die das Reich bis in „ seine Grundfeste erschüttern wird. “

Nach eben diesem Zeitungsblatt soll in den entfernten Regionen von Kentucky die grosse Entdeckung des *Perpetuum mobile* gemacht worden seyn; auch hat ein Einwohner von Pensilvanien ein Schif erbaut, das durch Hülfe mechanischer Triebwerke schnell gegen den Strom segelt; desgleichen hat der sinnreiche Mr. Rittenhouse in Philadelphia der americanischen philosophischen Societät das Model eines Fuhrwerks mit Rädern vorgelegt, das ganz allein durch die Macht des Windes bewegt, gerade gegen den Wind dahin rollt.

Ankündigung.

Für die zahlreichste Gattung der Leser Homers fehlet es noch an einem Werke, welches ihnen die diesen alten Gedichten eigenthümlichen Schwierigkeiten (den alt-ionischen Dialekt, die alte poetische Sprache, und hauptsächlich die, jenem Zeitalter eigene und uns ganz fremde Handlungs- und Vorstellungeart) aus dem Wege räumen, und sie auf einem ebnern und kürzern Wege treu in den Geist dieser alten Gesänge leiten könnte. Diesem Bedürfniß abzuhelfen, habe ich erklärende Anmerkungen zum Homer ausgearbeitet, ganz nach den Vorschriften, welche Herr Hofrath Heyne, mein verehrungswürdiger Lehrer, in der Epistel vor Herr Pr. Tychsen Comment. in Quintum darüber gegeben hatte. In diesen Anmerkungen sind nämlich die schwereren Formen des Dialekts, besonders da, wo Schrevel, Hederich, Maittaire u. a. irre führen, der Syntax und der Sprachgebrauch einzelner Wörter und ganzer Redensarten, in den nöthigen Fällen erläutert, und um das Eigene der poetische Sprache auffallender zu machen, ist, wo es zweckmäßiger war, der prosaische Ausdruck beigefügt; auch als Hülfsmittel zur geschmackvollen Uebersetzung, der deutsche Ausdruck aus den besten Uebersetzungen, wo es nöthig war, angegeben. Ferner hat man darin die

alten

alten Sitten, Gebräuche, alte Vorstellungsarten und Fabel nach den richtigen Grundsätzen darzustellen, und den Sinn schwerer Stellen deutlich zu machen gesucht. Endlich den Gesichtspunkt, aus welchem die Behandlungsart des Stofs, und die Fehler und Vorzüge desselben beurtheilet werden müßten, angegeben. — Voraus gehn Nachrichten von Homer und seinen Gedichten, eine Abhandlung über den Charakter desselben, seine Sprache, und den alt-ionischen Dialekt.

Dies ist genug, um das Ziel anzugeben, welches ich mir bey diesem Unternehmen, dessen Schwierigkeiten ich nicht verkannte, vorgesetzt hatte.

Hildesheim, den 30. Okt. 1785.

J. H. J. Köppen,
Direktor.

Die Schmidtsche Buchhandlung in Hannover verlegt dieses Werk, verspricht zur Ostermesse 1786 den ersten Band zu liefern, und nimmt auf ein Alphabet, auf schönes weisses Druckpapier in 8., 12 Gr. in Golde, Pränumeration an. Der Ladenpreis wird nachher um ein Drittel erhöhet. Die vornehmsten Buchhandlungen in Deutschland nehmen Pränumeration an.

Ankündigung.

Das Publicum hat meinen Gedanken, Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts, dem Herrn Capellmeister Schulz zur Composition zu übergeben, durch das sich auszeichnende Zutrauen, wodurch es dies Unternehmen schon zum voraus unterstützte, gebilligt, hernach der Ausführung selbst den lebhaftesten Beyfall geschenkt, auch mich wiederholt aufgefodert, eine ähnliche Sammlung zu besorgen. Gerne folge ich nun diesem mir gegebenen Winke. Da ich aber dieses mir schmeichelhafte Vertrauen auch in etwas verdienen möchte, so habe ich nichts, was von mir abhieng, versäumt, dieser neuen Sammlung den möglichst hohen Grad der Vollkommenheit zu geben. In dieser Absicht theilte ich vorher, um meinem eigenem Geschmack nicht zu viel zuzutrauen, die Auswahl der Gedichte, die ich dazu getroffen, einem Freunde mit, der schon längst einer unserer berühmtesten Schriftsteller ist, und nahm nur die darinnen auf, die er billigte. Dem würdigen Componisten übersandte ich sie frühzeitig, damit er unübereilt, die kostbaren Augenblicke nützen könnte, wo Geist und Herz von dem Gegenstande der Poesie, und von dem grossen Gedanken voll, für Religion und Tugend zu arbeiten, sich über sich selbst erhebt, und dann, oder niemals Meisterstücke liefert. So viel ich weiß, habe ich auch kein Gedicht aufgenommen, das schon von einem unsrer classischen Componisten in Musik gesetzt worden.

Da die Uzisch-Schulzische Sammlung unter den Frauenzimmern viele edelmüthige Beförderinnen und Freundinnen gefunden, so glaubte ich, ihnen die ehrerbietige und dankbare Aufmerksamkeit schuldig zu seyn, bey der Auswahl der Gedichte auch auf solche mein Augenmerk zu richten, die ein vorzügliches Interesse für sie haben; sie werden daher verschiedene dieser Art darinnen antreffen. Ein gleich starkes Interesse haben gewiß für sie die sanften Lieder derjenigen durch ihre Talente und Gesinnungen mehr noch, als durch ihren hohen Stand erhabenen Dame, die ich nur unter dem Namen Elise zu nennen die gnädigste Erlaubniß habe, so wie sie der schönste Schmuck und der gerechteste Stolz dieser Sammlung sind. Für ein Publicum, das man hochschätzt, kann nicht leicht eine Sorgfalt zu groß seyn, sie scheint mich aber auch nun zu berechtigen, ihm, ohne den Vorwurf einer zu grosser Zuversichtlichkeit zu fürchten, etwas Vorzügliches zu versprechen.

Anfangs war ich Willens, diese Sammlung unter dem Titel eines zweyten Theils der Uzischen-lyrischen Gedichte religiösen Inhalts herauszugeben. Folgende Ursachen haben mich aber für einen neuen Titel bestimmt: Ich möchte nicht gerne die Käufer der neuen Sammlung in eine Art von Nothwendigkeit setzen, sich auch die Uzische Sammlung anzuschaffen. In der neuen Sammlung wird der Herr Kapellmeister Schulz sich einer grössern Leichtigkeit befleißigen, und dadurch die Wünsche, die ihm viele Freunde der Musik eröfnet, zu befriedigen suchen, und dies zeige ich hiedurch auf sein Verlangen an. Zuletzt enthält auch diese Sammlung nur einige wenige Oden des edlen Uz, da ich meinen

nen ehemaligen Vorsatz, die moralischen Gedichte desselben der Composition zu übergeben, habe fahren lassen, denn moralische Gedichte enthalten ihrer Natur nach nicht Empfindungen, sondern Lehrton, und sind daher nicht zur Composition geschickt, Uzens moralische Gedichte aber, der Unsterblichkeit gewiß, werden auch ohne dieselbe die Bewunderung der Nachwelt seyn.

Religiöse Oden und Lieder von Elise, von Haller, von Hagedorn, von Kleist, Uz, Klopstock, C. A. Schmid, Neander, Eschenburg, Lavater, Funk, Köpcken und Brückner, mit Melodien zum Singen bey dem Claviere von J. A. P. Schulz, Kapellmeister Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preussen, kündige ich also dem Publicum hiedurch an, und schlage den Weg der Pränumeration dazu vor. Der Preis der Vorausbezahlung auf diese funfzig Melodien ist drey Mark, oder ein Thaler vier Groschen, den Louisd'or zu fünf Thaler gerechnet. Die Herren, die von selbst das Geschäfte der Sammlung der Pränumeration übernehmen wollen, erhalten, so wie die unten genannten, für ihre Bemühung von zehn angebrachten Exemplaren eines, und ausserdem stehe ich ihnen noch zur mehrern Aufmunterung von jedem Exemplar neun Schillinge, oder fünf Groschen zu. Hernach wird diese Sammlung nicht unter fünf Mark vier Schilling, oder zwey Thaler in Louisd'or verkauft werden. Die Pränumeranten wissen es nun schon von mir, daß sie den Vorzug des wohlfeileren Preises, den ich ihnen wegen des in mich gesetzten Vertrauens schuldig bin, behalten, und daß ich nach Abfluß

des

des Pränumerationstermins von dem erhöhetem Preise nicht abgehe. Bis den 12. März 1786 bleibt die Pränumeration offen, und die Exemplare werden am Ende des Märzmonats geliefert. Die Namen derer, die dies Unternehmen durch ihre Vorausbezahlung befördern wollen, werden dem Werke vorgedruckt, dererjenigen ausgenommen, die es ausdrücklich verbitten. Herrn Breitkopfs in Leipzig Notenofficin liefert den Druck. Das ganze Aeusserliche wird meiner dem Publikum schuldigen Aufmerksamkeit und meiner Verehrung und Freundschaft gegen die vorzüglichen Dichter dieser Sammlung und deren würdigen Componisten gemäß seyn. Hamburg, den 1. November, 1785.

Johann Henrich Herold.

In Dresden nehmen Herr Walthers sel. Söhne, und in Leipzig Herr Breitkopf, Buchhändler und Buchdruckerherr, und Herr Organist Schneider junior, Pränumeration an.

Von dem Journal der Moden herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern ist das erste Stück erschienen, und bey allen Postämtern und in allen Buchhandlungen zu haben.

Inhalt. Einleitung, worin der richtige Gesichtspunkt des Unternehmens angegeben, und der Begrif des Wortes Luxus sehr schön erläutert wird.

1.) Weibliche Kleidung. Hier wird die ganze weibliche Tracht, so wie sie jetzt in Paris Mode ist, durchgegangen; Haarputz, Hüthe, Hauben, Blumen, Halsputz, Halstuch, Kleid und Schärpen, Pelz, Schuhe, Bouffantes und Culs de Paris, Bänder, Modestof, Flor. Bey Beschreibung aller dieser Gegenstände wird immer Beziehung auf die beygefügten Kupfer genommen.

2.) Etwas über englische Moden. Ein Brief aus London vom Dezember 1785, welcher sehr feine Bemerkungen, enthält.

3.) Schmuck und Nippes. Dazu gehört alles, was man Pretiosa nennt. Die Mode au firmament, die bunten Steine, die goldenen Perlen, ein Verzeichniß der neuesten Bijoux und Nippes, des berühmtesten Kaufmannsladen für diese Artikel zu Paris au petit Dunkerque bey Herrn Grancher.

4.)

4.) Ameublement. Zuerst ein nützliches Raisonnement über diesen Gegenstand. Ein Meuble muß einfach und schön von Form, bequem und zweckmäßig zum Gebrauch, dauerhaft und sauber gearbeitet, und gut von Materie seyn, wenn man es für vollkommen erkennen soll. Hierauf folgen: 1.) ein englischer Stuhl nebst Abbildung. 2.) Der Ballonofen nebst Abbildung von einem geschickten deutschen Kupferschmid, Herrn Pflug, in Jena. Die guten Eigenschaften dieses Ofens sind, daß er, ohne zu zündern, oder den unangenehmen Geruch eines scharf geheizten Ofens zu haben, eine überaus angenehme und gleiche Wärme im großen Zimmer giebt, und eine angenehme Dekoration macht. 3.) Pendules de Cabinet & flambeaux. Diese kleinen Tischuhren oder Pendules de Cabinet sind eigentlich die kostbare Dekoration, welche der Luxus für die Kamine und Boudoirs der Damen bestimmt hat.

5.) Gärten- und Landhäuser. Beschreibung des Kiosks, des Kardinals von Rohan zu Elsaß-Zabern. Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

6.) Vermischte Nachrichten. Englischer Jagdstiefel. Englischer Damenschuh. Englischer Pattens. Die äußerste Reinlichkeit, welche in allen Stücken in England, und vorzüglich in London herrscht, hat die Bequemlichkeit der Pattens eingeführt. Man geht darin über die Straße bey kothigem Wetter, und behält immer reine und trockne Schuh. Englischer Handschuh mit Schloß. Diese vier Artikel sind ebenfalls in Kupfer abgebildet.

Alter

Alter der Culs de Paris. Prieſterinnen der Venus; Demoiſelle Millot, Duthé, Quincy, Dervieux, Grandville, Carline, alles Prieſterinnen der Liebe vom Range, welche die Kunſt zu bezaubern in ein Syſtem gebracht haben, und in die Fußtapfen einer Ninon l'Enclos wandeln. Pierrots der Damen in Paris, ſo heißen die neueſten Deshabilles. Neueſte Mannshüte und Knöpfe.

Dieſes iſt der Inhalt des Journals ſelbſt. Die Einkleidung, der Druck, das Papier, die Kupfer, alles iſt ſo, wie man es von dem Geſchmack der Herren Herausgeber mit Recht erwarten konnte. Angehängt iſt dieſem Journal noch ein Intelligenzblatt, deſſen Einrichtung man aus dem Vorbericht erſehen wird, welchen wir hier beyfügen.

Vorbericht zum Intelligenzblatt des Journals der Moden:

Wir geben dieſem Intelligenzblatte, das wir mit dem Journale der Moden verbinden, einen völlig kaufmänniſchen Zweck, und beſtimmen es daher zu Fragen, Anzeigen und jeder Art von Bekanntmachung für alles, was Künſte, Erfindungen und Waaren des Luxus und der Moden betrift. Man ſieht leicht, daß der Kreis, den es umfaßt, ziemlich groß, und der Nutzen, den es haben kann, ziemlich ausgebreitet iſt. Jeder Künſtler alſo, und jede Fabrik oder Handlung, die für Luxus und Moden arbeiten, können hier ihre Erfindungen, Arbeiten, Neuigkeiten, ſo wie auch die Preißkouranten ihrer gewöhnlichen Waaren anzeigen; und wenn ſie ihre Inſerate franko an unſre Expedition hieher einſchicken, verſichert ſeyn, daß ſie immer in dem

laufenden

laufenden Monate, da sie eingehen, gegen die billigsten Inseratgebühren, gewiß mit abgedruckt werden; da wir diesem Intelligenzblatte keine Gränzen seines Raumes gesetzt haben. Nur bitten wir ein für allemal, alle Inserate deutlich geschrieben, sonderlich was Namen, Kunstworte und Zahlen betrift, einzusenden, weil außerdem Druckfehlern nicht vorzubauen ist.

Wir zeigten schon vorn in der Einleitung an, daß wir auf Wunsch und Verlangen verschiedener unsrer Leser mit unserer Expedition eine kaufmännische Korrespondenz verbunden haben; vermöge deren sie alle Aufträge, Bestellungen und Verschreibungen von Waaren im Fache der Moden und des Geschmacks aus Frankreich, England, Italien oder entfernten Theilen von Deutschland, für jedermann übernehmen, und gegen gewöhnliche Kommißionsprovision besorgen kann. Wir ersuchen daher die Liebhaber, ihr ihre Aufträge unter keiner andern Addresse, als:

An die Expedition des Journals der Moden

zu Weimar

franko gütigst zu ertheilen, und der schnellsten und solidesten Bedienung von ihrer Seite versichert zu seyn.

Schließlich müssen wir noch erinnern, daß wir an keiner Bekanntmachung in diesem Intelligenzblatte, die Einem oder dem Andern zum Vortheile oder Nachtheile gereichen könnte, nur den entferntesten Antheil nehmen, sondern uns blos zu den allgemeinen Gesetzen der Pflicht, Klugheit und Billigkeit, in solchen Fällen, verbindlich achten. Weimar, den 16ten Jänner, 1786.

Die Herausgeber des Journals der Moden.

Litteratur und Völkerkunde.

IV.

April. 1786.

I.

Nachricht von den neuentdeckten im stillen Ocean gelegenen Sandwichinseln.

Dieses ist ein Auszug aus dem grossen überaus wichtigen englischen Werk, das kürzlich erschienen ist, und eine ausführliche Beschreibung von der letzten Reise um die Welt enthält. Da Capitain Cook seine Nachricht von diesen Inseln bei seinem ersten Besuche gleich nach Entdeckung derselben niederschrieb, Capitain King aber bey der Rückkehr viele neue Bemerkungen in seinem Journal über eben diesen Gegenstand machte, so hat man beyde Berichte hier sorgfältig vereinigt und in ein Ganzes gebracht.

Die Sandwichinseln sind eilf Eylande, die im Südmeer zwischen dem 199sten und 205ten Grad der Länge, und dem 18ten bis zum 22sten Grad der Breite liegen. Capitain Cook entdeckte sie 1778, und gab ihnen den Namen zu Ehren des Grafen von Sandwich, damaligen Presidenten des Admiralitätscollegiums in England. Owhyhee, woselbst Cook umkam,

ist bey weitem die größte dieser Inseln; auf derselben befin-
det sich ein Berg, der nach der Berechnung wenigstens 16,020
Fuß hoch, und also weit höher als der berühmte Pico auf
der Insel Teneriffa ist, und ein andrer Mouna Kaah genannt,
dessen Höhe gar 18.400 Fuß beträgt. Das südliche Vorge-
birge der Insel sieht dem Auswurf eines Volcans ähnlich,
ausserdem wird man allenthalben gespaltene auf einander ge-
thürmte Felsen gewahr. Dem ohnerachtet aber ist dieser
Theil des Eylandes mit vielen Dörfern angefüllt, und weit
volkreicher als die grünenden Berge der nordlichen Gegend
Apoona. Die Ursache ist, weil diese Insulaner kein Vieh
besitzen, und also keine Weiden nöthig haben, daher sie einen
solchen Boden vorziehn, der zu ihren Fischereyen und zum
Anbau ihrer Plantanen am bequemsten ist. Der westliche
Theil ist sehr fruchtbar; auch ist alles voller Brodbäume,
die hier ganz vorzüglich blühen. Cocusnußbäume findet man
in grosser Menge, bald in Klumpen bald in Alleen geordnet.
Die andern 10 Inseln sind Owhyhee ziemlich ähnlich, obgleich
sie weit kleiner sind. Sie heissen Mowee, Ranai, Moro-
tinuee, Kahowrowee, Morotoi, Oahoo, Atooi, Neeheehow,
Oreehoua und Tahoora.

Das Clima dieser Inseln ist sehr wenig von dem in
den westindischen Inseln verschieden, die unter der nämlichen
Breite liegen. Die vierfüßigen Thiere sowohl hier als auch
in allen in der Südsee entdeckten Inseln, bestehn nur in
dreyerley Arten: Hunde, Schweine und Ratzen. Die
Hunde werden mit den Schweinen zusammengefüttert, und
nur nicht als gesellige, sondern bloß als eßbare Thiere betrach-
tet.

tet. Da die Insel weder Raubthiere noch Gegenstände zur Jagd hat, so sind die gesellschaftlichen Tugenden des Hundes, seine Treue, Zuneigung und Scharfsinn bisher den Einwohnern verborgen geblieben.

Diese Insulaner sind größtentheils von ansehnlicher Statur und wohl geformet; sie spatzieren mit Anstand, laufen schnell, und können grosse Beschwerlichkeiten ertragen. Die Weiber haben jedoch nicht so feine Glieder als die in Otaheite, und sind überhaupt nicht so wohl gebildet als diese; auch ist ihre Farbe dunkler. Eine auffallende Eigenheit hat dieses Volk im Gesichte. Die Nasenlöcher nämlich sind zusammengedrückt und zeigen keine Oefnung, welches wahrscheinlich von ihrer gewöhnlichen Complimentirmethode herkommt, da sie einander mit ihren Nasen berühren. Das Schielen ist unter ihnen sehr gemein; auch sind ihre Leiber stark den Geschwüren und Beulen unterworfen, welches der Menge Salz zugeschrieben wird, das sie mit ihrem Fleisch und Fisch vermischen.

Der Meerbusen von Karakakooa in Owhyhee hat drey englische Meilen im Umfang, und enthält vier Dörfer, die mit 350 Häusern angefüllt sind. Die Bevölkerung sämtlicher Inseln wird auf 400,000 Menschen gerechnet. Die Einwohner sind von der sanftesten menschenfreundlichsten Gemüthsart, und übertreffen hierin sowohl die von den freundschaftlichen Inseln, als die Otaheiter selbst. Sie leben unter einander in der äussersten Harmonie. Die Weiber, die Kinder haben, zeigen gegen dieselben die größte Zärtlichkeit, wobey die Männer ihnen mit der äussersten Bereitwilligkeit hülf-

reiche Hand leisten. Dennoch ist ihre Achtung gegen ihre Weiber sehr gering, wodurch sie sich von den andern Insulanern des Südmeers auszeichnen. Diese armen Geschöpfe sind hier nicht allein der Ehre beraubt, mit den Männern zu essen, sondern auch die besten Nahrungsmittel sind ihnen durchaus verboten. Sie dürfen weder Schweinefleisch, noch Schildkröten, noch die schmackhaftesten Fische und Gewächse geniessen.

Ihre Gastfreiheit gegen die Engländer war ausserordentlich. So bald diese nur ans Land kamen, zeigte sich ein unaufhörlicher Wetteifer, um ihnen Lebensmittel und allerhand kleine Geschenke darzubringen, oder ihnen auch durch Zeichen ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Die alten Leute empfiengen sie beständig mit Freudenthränen, und schienen sehr über die Erlaubniß vergnügt, ihre Kleider und Gliedmaassen berühren zu dürfen, wobey sie immer Vergleiche mit allen Zeichen der Demuth machten. Ihre natürlichen Fähigkeiten sind nicht geringe, welches der Zustand ihres Ackerbaus und ihrer Manufacturen beweiset; auch zeigten sie solche in den Mitteln, die sie erfanden, das von den Engländern erhaltene Eisen zu bearbeiten, und es in solche Formen zu bringen, die ihren Absichten am bequemsten waren.

Die Vermuthung, daß diese Insulaner bisweilen Menschenfleisch essen, die selbst der so geschickte als gelehrte Schifschirurgus Anderson hegte, der sich auch am Bord der Resolution befand, wird von Capitain Cook widerlegt. Ihre Bärte lassen sie fast alle wachsen, ganz wider den Gebrauch der Bewohner der freundschaftlichen Inseln; nur wenige schneiden

solche

solche ab, manche tragen auch nur allein Schnurrbärte. Eine andre ihnen ganz eigne Mode besteht darin, daß sie ihre Haare auf dem Kopf an beiden Seiten nach den Ohren zu glatt abschneiden, allein sie auf dem Wirbel einer Hand breit stehen lassen, so daß sie von der Stirn bis in den Nacken herunter gehn, und die Form eines alten Helms darstellen. Manche tragen auch viel falsches Haar, das ihnen in grossen Locken den Rücken herabhängt; andre binden die Haare auf dem Wirbel in einen grossen Bund, auch wohl in fünf oder sechs Büschel. Sie bedienen sich auch einer Art von grauen Puder und Pomade, wodurch das Haar eine blaßgelbe Farbe bekömmt.

Beyde Geschlechter tragen Halsbänder von kleinen mannigfaltigen Muscheln auf Fäden gezogen, desgleichen zur Zierde ein zwey Zoll langes und einen halben Zoll breites Stück Holz, Stein, oder Elfenbein, sehr polirt in Form eines Theetassenhenkels. Dieses hängt auch am Halse an zusammengedreheten Haaren. Einige tragen auf ihrer Brust eine von Knochen verfertigte kleine menschliche Figur. Der Fächer oder Fliegenklappe ist ebenfalls eine Zierrath beyder Geschlechter. Die gewöhnlichsten sind von den Fibern der Cocusnußschaalen gemacht, und haben einen polirten Grif; andre sind aus den Schwanzfedern des Tropischen Vogels zusammengesetzt. Die schätzbarsten aber sind diejenigen, deren Griffe aus den Knochen erschlagener Feinde gemacht, die auch sehr sorgfältig aufbewahret, und vom Vater zum Sohn als Tropheen überliefert werden.

Der Gebrauch den Körper zu tattowiren, herrscht hier so wie in allen Südseeinseln, allein nur allein in Neuseeland und den Sandwichinseln tattowirt man das Gesicht. Unter diesen ist wieder der Unterschied, daß es in Neuseeland in schönen Spirallinien, hier aber in geraden Linien geschieht, die in rechten Winkeln sich einander durchschneiden; auch die Hände und Arme der Weiber sind sehr nett bezeichnet. Am sonderbarsten aber ist der Gebrauch, dem weiblichen Geschlecht die Spitze der Zunge zu tattowiren. So viel man erfahren, ist das Tattowiren überhaupt ein Trauerzeichen, um den Tod eines Oberhaupts, oder andre Unglücksfälle zu betrauren. Jedoch wird die niedrigste Classe der Einwohner auch oft mit einer Marke tattowirt, die sie als das Eigenthum der verschiedenen Chefs bezeichnet.

Die gewöhnliche Kleidung der Männer ist ein dickes zehn bis zwölf Zoll breites Zeug, das sie zwischen den Beinen durchziehn und sodann rund um den Unterleib wickeln. Ihre Matten, die sehr schön gearbeitet sind, haben mehrentheils eine Länge von fünf Fuß, und eine Breite von vier Fuß. Diese werfen sie über ihre Schultern, jedoch bedienen sie sich derselben selten anders als im Kriege, wozu sie auch recht gut sind, denn vermöge ihrem dicken nachgiebigen Gewebe können sie die Gewalt eines Steines oder Schlages aufhalten. Ihre Füsse sind gewöhnlich nackend, ausser wenn sie Reisen durch steinigte Gegenden unternehmen, alsdann gebranchen sie eine Art von Sandalen, von Stricken gemacht, die aus den Fibern der Cocusnüsse zusammen gedreht sind. Die Oberhäupter haben noch eine andre Kleidung, deren sie

sich

sich bey feyerlichen Gelegenheiten bedienen. Diese besteht in einem Mantel und Helm aus den schönsten Federn zusammengesetzt, ein Anzug, der nach der Versicherung des Capitain King an Schönheit und Pracht wenig Nationen in der Welt nachsteht. Diese Mäntel sind von verschiedener Länge nach dem Range der Personen; einige reichen nur bis zum Gürtel, andre schleppen auf die Erde. Die grosse Aehnlichkeit der Formen der Mäntel und Helme mit der altspanischen Kleidung läßt einen europäischen Ursprung vermuthen, um so viel mehr, da man in der ganzen Südsee nur hier allein dergleichen antrift. Es sagen zwar weder unsre Nachrichten, noch ihre Tradition das Geringste davon, daß diese Inseln je von europäischen Schiffen besucht worden, dennoch ist es nicht unmöglich, daß hier vielleicht ein spanisches, oder ein Bucanier, einst Schifbruch gelitten habe; eine Vermuthung, die durch die Betrachtung bestärkt wird, daß der spanische Handel von Acapulco nach Manilla einen Lauf auf dem Südmeer erfordert, der nur wenig Grade von den Sandwichinseln entfernt ist.

Die weibliche Kleidung ist von dem Anzuge der Männer sehr wenig unterschieden. Sie wickeln ein Stück Zeug rund um den Unterleib, das herunter bis an die Knie reicht; bisweilen werfen sie auch Stücke von feinem Zeug über die Schultern, wie die Weiber in Otaheite. Junge Mädgen bewickeln sich oft mit diesen Zeugen dergestalt, daß dieser Anzug völlig unsern Unterröcken gleich sieht. Ihre Haare tragen sie hinten kurz abgeschnitten; allein vorne in die Höhe gebunden, nach der Methode der Neuseeländer. Hierin sind

sie von den Weibern in den freundschaftlichen Inseln unterschieden, die ihre Haare lang tragen. Unter andern Zierrathen putzen sie sich mit einer Art von Kränzen, die sie entweder auf dem Kopf oder um den Hals binden. Diese sind einen Finger dick, von ausserordentlich kleinen Federn zusammengesetzt, und zwar so künstlich in einander verwebt, daß sie dem Sammt ähnlich sehn. Der Grund ist gewöhnlich von rother Farbe, die mit grünen, gelben und schwarzen Cirkeln abwechseln.

In der Insel Atooi trugen die Weiber an den Fingern auf die Art wie bey uns die Ringe kleine Figuren, die Schildkröten vorstellten, und niedlich aus Holz oder Elfenbein geformt waren. Ein andrer Zierrath besteht in Muscheln, die reihenweise auf ein starkes Netz befestigt sind, womit sie einander bey ihren Tänzen schlagen. So wohl Männer als Weiber binden es um den Arm oder unterm Knie. Auch tragen diese Insulaner Larven, womit sie unter allerhand Scherzen zu Wasser herumfahren, und eine wahre Maskerade formiren.

Die Bewohner dieser Inseln sind in ihren Sitten und Gebräuchen den Neuseeländern ähnlicher als ihren weniger entfernten Nachbarn von den Societäts- und freundschaftlichen Inseln. Vorzüglich bemerkt man dies an ihrer Methode in kleinen Städten und Dörfern zusammen zu leben, die aus hundert bis zweyhundert Häusern bestehn, und ohne Ordnung nahe an einander gebaut sind; ein windender Pfad führet durch diese Dörfer. Die Figur ihrer Häuser ist den europäischen Heuhaufen ähnlich. Die Grösse derselben ist sehr

ver-

verschieden, von achtzehn Fuß lang und zwölf breit, bis zu fünf und vierzig Fuß lang und vier und zwanzig breit. Die Oefnung zum Eingang dient zu gleicher Zeit das Licht herein zu lassen. Sie sind von Holz, und mit langem Grase bedeckt. Die Reinlichkeit in denselben ist groß, und der Boden mit getrocknetem Grase belegt, worauf sie ihre Matten ausbreiten, um zu sitzen oder zu schlafen. An einem Ende steht eine Art von Bank drey Fuß hoch, auf welcher ihr Hausgeräthe liegt. Die besten dieser Häuser haben vorne einen Hof mit zierlichen Pallisaden umgeben, rund um denselben liegen kleinere Häuser für ihre Bedienten. Auf diesem Hof essen sie gewöhnlich und sitzen auch den Tag über. In den Hügeln und steilen Felsen hat man Löcher gegraben, die zu Zufluchtsörtern beym Anfall eines Feindes dienen.

Die Nahrung des gemeinen Volks besteht in Fischen und Gartengewächsen als Yams, ein den Südseeinseln eigenthümliches wohlschmeckendes Gewächs, süsse Erdäpfel, Plantanen, Zuckerrohr und Brodfrucht. Hiezu kommt bey den Vornehmern das Fleisch von Schweinen und Hunden; auch essen sie Vögel, allein diese Speise achten sie nicht sehr. Bey ihren Mahlzeiten bedienen sie sich einer Art hölzernen Teller. Es ist merkwürdig, daß sie nicht die Kunst verstanden, die Brodfrucht aufzubewahren, wie es in den Societätsinseln gebräuchlich ist, daher die Engländer, um ihre grosse Gastfreiheit zu belohnen, ihnen dieses nützliche Geheimniß lehrten.

Ihre Lebensart betreffend, so stehn sie mit der Sonne auf, und legen sich einige Stunden nach deren Untergang

schlafen. Die Vornehmsten beschäftigen sich mit Verfertigung der Canoes und Matten, die andern mit Pflanzen und Fischen, dahingegen die Weiber die Zeugmanufacturen besorgen. Ihre Vergnügungen sind sehr mannigfaltig. Sie lieben sehr den Tanz und Gesang, desgleichen die Ring- und Fechterspiele, die aber nur bey feyerlichen Gelegenheiten statt finden, allein nicht so geschickt wie in den freundschaftlichen Inseln ausgeführt werden. Auch war ihre Musik von einer rauhern Art; sie haben keine Flöten, und überhaupt keine andre Instrumente als Trommeln verschiedener Grösse. Dennoch thun ihre Gesänge, die nach den Stimmen geordnet, und mit sanften Bewegungen des Arms begleitet sind, eine sehr angenehme Wirkung. Die beyden englischen Seecapitains Burney und Philips, die Capitain Cook auf seiner Reise begleiteten und Musikkenner sind, bestätigen diese Absonderung der Stimmen, woraus die so wohltönende Harmonie entstand.

Diese Insulaner sind grosse Spieler. Sie haben ein Spiel, das dem Bretspiel sehr ähnlich ist, allein nach der Anzahl der Fächer zu urtheilen weit schwerer seyn muß. Das Bret ist zwey Fuß lang, und in zweyhundert acht und dreyssig Fächer abgetheilt, allemal vierzehn in einer Reihe. Sie bedienen sich dabey schwarzer und weisser Steine, die sie von einem Fach ins andre versetzen. Ein ander Spiel besteht darin, daß sie einen Stein unter ein Stück Zeug verbergen, das einer von den Spielenden ausbreitet, und hernach so zusammen wickelt, daß der Ort, wo der Stein liegt, schwer zu bestimmen ist. Der Gegner schlägt sodann mit einem Stock

anf

auf den Theil des Zeuges, wo er den Stein zu seyn glaubt. Da nun die Wahrscheinlichkeit, den Ort zu treffen, nur gering ist, so geschehn deshalb allerhand Art von Wetten. Auch haben sie Kugelspiele, wobey die Kugeln glatt geschliffene Steine in Form kleiner Käse sind. Ausser diesen und andern Spielen ergötzen sich die Knaben und Mädgen oft mit Wettlaufen, wobey wieder gewettet wird. Das Schwimmen ist nicht allein bey ihnen eine nützliche Kunst, in welcher beyde Geschlechter erfahrner sind, wie irgend ein Volk in der Welt, sondern vielmehr ein Lieblingsvergnügen dieser Insulaner. Sie erwählen dazu gewöhnlich die Zeit, wenn die See stürmisch ist, und die Wellen sich an die felsigten Ufer mit dem größten Ungestüm brechen, wobey sie die äusserste Geschicklichkeit anwenden müssen, um nicht an die Felsen zerschmettert zu werden.

In allen von diesem Volk verfertigten Dingen sieht man sehr viel Nettigkeit und Erfindung. Ihr Zeug, das zwar dem in den Societätsinseln ziemlich ähnlich ist, zeichnet sich aber durch das schöne Färben und der unendlichen Mannigfaltigkeit der Figuren aus. Dieses ist so auffallend, daß nach Cooks Versicherung man glauben solte, die elegantesten Muster von Europa und China hier vereinigt zu sehn. Die Farben waren zwar, die rothe ausgenommen, nicht sehr glänzend, allein die Regelmäßigkeit der Figuren und Streifen in der That bewundrungswürdig. Ihre Matten, womit sie die Boden ihrer Häuser belegen, sind weiß mit rothen Streifen. Sie scheinen auch die Lakirkunst zu verstehn, denn verschiedene Geräthe, die sie verfertigen, sind mit einem Firniß

bedeckt.

bedeckt. Ihre hölzernen Tische und Schaalen sind so nett gearbeitet und polirt, als ob sie aus den Werkstätten europäischer Drechsler gekommen wären. Die grosse Mannigfaltigkeit ihrer Fischereygeräthe zeigt auch ihren Erfindungsgeist; ein Theil derselben sind von Knochen, andre von Holz, mit Knochen ausgelegt, noch andre von Perlschaalen gemacht. Ihre Beile waren von einem schwarzen oder erdfarbigen Steine, die durch eine beständige Friction ihre Schärfe und Politur bekommen hatten.

Die Mahlerey ist ganz die Beschäftigung der Weiber. Oft nahmen sie den Engländern die Federn aus den Händen, zu zeigen, daß sie sie auch zu gebrauchen wüßten, wobey sie immer sagten, daß die ihrigen besser wären. Einen Bogen beschriebenes Papier sahen sie für ein Stück Zeug an, und die Zeilen für Streifen.

Die Bildhauerarbeit aber wird von Männern betrieben. Die merkwürdigsten Kunstwerke dieser Art, die man sah, waren die Trinkschaalen der Oberhäupter, von vollkommen runder Form, acht bis zehn Zoll im Durchmesser, und aufs schönste polirt. Gewöhnlich werden sie von drey auch von vier kleinen zierlichen Figuren unterstützt, die Menschen in mannigfaltigen Stellungen bezeichnen. Bey diesen wohlproportionirten Figuren sieht man auch die Muskeln sorgfältig ausgedrückt.

Die Canoes dieser Insulaner sind gewöhnlich vier und zwanzig Fuß lang, und der Boden derselben von einem einzigen Stück Holz gemacht, dessen Dicke nicht über anderthalb

Zoll

Zoll ist. Die Seiten sind nur einen Zoll dick, und funfzehn bis achtzehn Zoll breit. Sie werden gerudert, und haben ein leichtes dreyeckigtes Segel. Zu Terreeboo sahen die Engländer das größte Canoe, das siebenzig Fuß lang, zwölf breit, und drittehalb Fuß tief war.

Ihre häufigen Plantationen beweisen hinreichend, daß sie in der Kunst des Ackerbaus wohl erfahren sind. Die niedern Felder sind ganz mit Taro, einer südseeländischen Feldfrucht bepflanzt, und die höher liegenden mit Zuckerrohr, Plantanen und süssen Erdäpfeln, die oft zehn bis vierzehn Pfund wiegen. Man findet dabey viel Regelmäßigkeit. Alle Felder haben eine bestimmte Figur, gewöhnlich ist es ein gleiches oder länglichtes Viereck. Grosse Strecken Landes liegen noch wüste, und werden nicht angebaut, weil Ueberfluß genug vorhanden ist, und die Inseln nicht nach der Fruchtbarkeit ihres Bodens bevölkert sind, so ansehnlich die Bevölkerung auch sonst betrachtet werden kann; denn die einzige Insel Owhyhee enthält ungefähr 150,000 Bewohner.

Zu ihren Künsten gehört auch ihre Methode Salz zu machen. Die Salzpfannen sind von Erde, haben gewöhnlich eine Grösse von sechs bis acht Quadratfuß, und sind acht Zoll tief. Man setzt sie auf eine Bank von Steinen nahe am Ufer, wohin sodann das Salzwasser in kleinen Bächen geleitet wird, da denn die Sonne die Evaporation bewirkt. Die Engländer versahen sich hier im Ueberfluß mit diesem so nöthigen Gewürz, da sie es vortreflich fanden.

Ihre Kriegsinstrumente sind Spere, Dolche, Keulen und Schleuder. Die Spere sind von zweyerley Art, und zwar beyde von einem harten dem Mahogony sehr ähnlichen Holze gemacht. Die eine Gattung ist sechs bis acht Fuß lang, fein polirt, und immer abnehmend in der Dicke nach vorne zu. Sie bedienen sich dieser auch als Wurfspiesse. Die andre Gattung hat eine Länge von zwölf bis funfzehn Fuß, und ist mit einer Dolch ähnlichen Spitze versehn. Der Dolch ist von einem schweren schwarzen Holz, fast wie Ebenholz verfertigt. Seine Länge ist ein bis zwey Fuß; ein Strick geht durch den Grif, damit man ihn am Arm hängen kann. Die Keulen sind von verschiedenen Arten Holz, von grober Arbeit, und von mannigfaltigen Formen und Grössen. Die Schleuder sind den unsrigen ganz ähnlich, nur daß der Stein in ein Stück Matte anstatt in Leder gelegt wird.

Das Volk in diesen Inseln ist in drey Classen getheilt. Die vornehmste besteht aus den Erees oder Oberhäuptern der verschiedenen Districte, von denen einer den höchsten Rang hat. Dieser wird Eree-taboo genannt, desgleichen Eree-Moee; durch den ersten Ausdruck bezeichnen sie seine unumschränkte Gewalt, und durch den letztern, daß sie in seiner Gegenwart verbunden sind sich niederzuwerfen, oder nach dem eigentlichen Wortverstande zu schlafen. Die zweyte Classe machen diejenigen aus, die Eigenthumsrechte jedoch ohne Authorität besitzen, und zur dritten gehören die Towtows oder Diener, die weder Rang noch Eigenthum haben.

Eine

Eine genaue systematische Nachricht von der Subordination dieser Classen zu geben, ist zur Zeit noch nicht möglich, bis man mit diesen Insulanern besser bekannt seyn wird. Für jetzo mögen aufgezeichnete Facta davon einige Begriffe geben.

Die grosse Gewalt und der hohe Rang des Terreeoboo, jetzigen Erce ; táboo von Owhyhee, war augenscheinlich bey der Ankunft der Engländer in Karakakooa zu sehn. So bald er sich nur zeigte, fielen alle Insulaner auf ihr Gesicht bey dem Eingang ihrer Häuser, und die Canoes durften schon zwey Tage vorher sich nicht von ihrer Stelle bewegen, bis er es nachher erlaubte. Er war damals eben von der Insel Mowee zurückgekommen, um deren Besitz er zum Vortheil seines Sohns Teewarro gestritten, der die einzige Tochter des verstorbenen Königs dieser Insel geheyrathet hatte. Auf diesem Zuge war er von vielen Kriegern begleitet, ob aber ihr Dienst freywillig war, oder ob er zu ihrem Rang pflichtmäßig gehörte, konnte man nicht erfahren. Indessen ist es gewiß, daß die untergeordneten Oberhäupter ihm Tribut geben müssen.

Die Regierung ist erblich, und sehr wahrscheinlich sind es auch die andern hier üblichen Titel und Würden so wohl als das Eigenthum. Die Macht der Erees über die niedern Volksklassen schien sehr groß zu seyn, wovon die Engländer täglich Beyspiele sahen. Das Volk zeigt ihnen blinden Gehorsam. Dieser Stand der Dienstbarkeit hat ohnstreitig eine grosse Wirkung gehabt, ihren Geist zu unterdrücken. Dennoch ist es merkwürdig, daß die Oberhäupter, wenigstens so

viel man erfahren konnte, sich keiner Ungerechtigkeit, Härte oder Grausamkeit gegen ihnen schuldig machten, ob sie gleich unter einander sich auf die stolzeste unterdrückendste Weise betrugen. Hievon sahe man zwey Beyspiele. Ein Oberhaupt von der geringern Classe hatte dem Schifssteuermann viel Höflichkeit bewiesen, als dieser den Meerbusen von Karakakooa vor Ankunft der Schiffe untersuchte. Diese zu erwiedern führte ihn Kapitain King zum Kapitain Cook, der ihn zum Essen einlud. Während sie bey Tische sassen, trat Pareea, ein vornehmeres Oberhaupt herein, dessen Gesicht vor Zorn glühte, da er jenen so geehrt sah. Er ergrif ihn sogleich bey den Haaren, und wolte ihn so zur Cajüte hinausschleppen, als sich Cook ins Mittel schlug und es verhinderte. Alles was man indessen erlangen konnte, ohne den Pareea aufs empfindlichste zu beleidigen, war die Nachsicht, daß der eingeladene Gast zwar bleiben, allein auf dem Boden sitzen solte, während Pareea seinen Platz an der Tafel einnahm. Eben diesem Pareea aber wurde zu einer andern Zeit auch am Bord der Resolution von einem noch Vornehmern aufs schimpflichste begegnet, und ohne viele Umstände aus dem Schiffe geworfen.

Wie weit das Eigenthum der niedern Classen gegen die Raubsucht der grossen Oberhäupter gesichert ist, weiß man nicht, allein weder Privatdiebstähle, oder gegenseitige Verwüstungen finden statt. Nicht allein ihre Plantationen, die sich über das ganze Land verbreiten, sondern auch ihre Häuser, ihre Schweine und ihre Manufacturen, werden ohne Hüter und ohne die geringste Besorgniß gelassen. Auf dem flachen

Lande

Lande werden ihre Felder durch Zäune abgesondert, und in den Wäldern, wo die sogenannten Pferdeplantanen wachsen, bedienen sie sich kleiner weisser Flaggen, um ihr Eigenthum zu bezeichnen. Alle diese Umstände, wenn sie gleich keine gründliche Beweise sind, können doch für starke Anzeigen gelten, daß die Gewalt der Oberhäupter in Ansehung des Eigenthums nicht unumschränkt, sondern so weit bestimmt ist, daß den niedern Classen nicht die Lust benommen wird, den Boden anzubauen, und ihre Besitzungen von einander abzusondern.

In Ansehung der Justizpflege konnte man nur sehr unvollkommene Nachrichten einziehn. Wenn sich Personen aus den niedrigsten Classen mit einander zanken, so wird der Streit der Entscheidung des Oberhaupts überlassen, der den District gouvernirt, zu dem sie gehören. Hat ein untergeordneter Chef einen andern von höherm Range beleidigt, so ist das Gefühl dieses letztern, in dem Augenblick, da die Beleidigung geschieht, das einzige Maaß seiner Strafe. Ist er so glücklich, der ersten Wuth seines Gegners zu entrinnen, so wird gewöhnlich durch die Vermittlung andrer sein Vergehn, vermöge der Aufopferung von einem Theil seines Eigenthums, wieder ausgesöhnt.

Die Religion dieses Volks ist in den vornehmsten Artikeln die nämliche, wie in den Societäts- und freundschaftlichen Inseln. Ihre Morais, oder Begräbnißplätze, ihre Whattas, oder geweiheten Altäre, ihre Götzen, ihre Opfer und ihre heiligen Gesänge, alles Dinge, die sie mit einander gemein haben, sind überzeugende Beweise, daß ihre Religions-

begriffe aus einer Quelle kommen. In der Länge und Anzahl der Ceremonien aber übertreffen sie weit alle andern, und obgleich in allen diesen Inseln eine gewisse Classe von Menschen gefunden wird, denen die Besorgung der religiösen Gebräuche obliegt, so fanden die Engländer doch nirgends eine regelmäßige Societät von Priestern, bis sie die Klöster in Karakakooa Bay entdeckten. Das Haupt dieses Priesterordens wurde Orono genannt, eine Benennung, die wahrscheinlich etwas sehr Heiliges bedeutet, und in der Person des Omeeah eine Verehrung erzeugte, die fast bis zur Anbetung gieng. Es ist aus manchen Gründen zu vermuthen, daß das Vorrecht in diesen Orden zu treten nur allein gewissen Familien eigen ist. Omeeah, der 1779 die Würde eines Orono bekleidete, war der Sohn eines solchen Oberpriesters; sein einziges Kind, ein Knabe von fünf Jahren, erschien nie ohne zahlreiche Begleiter und andre Zeichen von Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die man bey niemand andern wahrnahm.

Der Titel Orono mit allen dazu gehörigen Ehrenbezeugungen wurde auch dem Capitain Cook gegeben. Sie sahen die Engländer für eine höhere Gattung Menschen an als sie selbst wären, und pflegten zu sagen, daß der grosse Eatooa (Gott) in ihrem Lande wohnen müsse. Man fand hier eine erstaunliche Menge Götzenbilder, sowohl in ihren gottesdienstlichen Gebäuden als in- und ausserhalb ihren Häusern; alle hatten ihre besondre Namen. Diese Menge verringerte natürlich die Achtung für dieselben, oft zeigten sie gegen solche sogar ihre Verachtung, und verkauften sie auch wohl den Engländern für Kleinigkeiten. Dennoch war immer eine gewisse

Figur

Figur der Günstling, welcher, so lange dieser Vorzug dauerte, alle Anbetung gewidmet war. Diese abgöttische Verehrung bestand darin, daß sie das Götzenbild in rothem Zeuge einhüllten, und vor demselben ihre Trommeln schlugen, und Hymnen sangen, dabey legten sie zu dessen Füssen Bündel von rothen Federn, und verschiedene Arten von Gartengewächsen. Zu den religiösen Gebräuchen gehörte auch, daß man auf den Whatta ein Ferkel oder einen Hund legte, um daselbst zu verfaulen.

In der Insel Owhyhee fand man in einem grossen Hause die schwarze Figur eines Menschen, der mit rückwärts gedreheten Haupt auf seinen Fingern und Zehen ruhte. Die Glieder desselben waren wohl geformet, genau proportionirt, und das Ganze sehr schön polirt. Rund um diese Figur standen dreyzehn andre in rauhen und verstümmelten Gestalten. Dieses, sagten sie, wären die Bilder ihrer verstorbenen Oberhäupter. Der Platz war voller Whattas, auf welchen die Ueberreste ihrer Opfer lagen. Auch findet man oft in ihren Häusern obscene Götzenbilder, wie der Priap der Alten u. s. w.

Sowohl in den Societäts- als in den freundschaftlichen Inseln werden gewisse Vögel abgöttisch verehrt; auch scheint dieser Gebrauch in den Sandwichinseln zu herrschen, und zwar ist diese Ehre dem Raben bestimmt. Zu ihren religiösen Ceremonien gehören auch die Gebete und Opfer ihrer Priester vor den Mahlzeiten. Die vornehmste Person stimmt zuerst eine Art von Hymne an, wobey er sogleich von einigen aus der Gesellschaft gefolgt wird, die übrigen bewegen ihre Leiber,

und klopfen sanft in die Hände. Während dieser Zeit wird ein berauschendes Getränk, Ava genannt, zubereitet, und hernach damit angefüllte Schaalen denjenigen gereicht, die nicht mitsingen; diese werden so lange in Händen gehalten, bis der Gesang geendigt ist, da sie sodann alle vereinigt ein lautes Jubelgeschrey machen, und ihre Schaalen ausleeren. Die Hymnensänger werden hierauf auch mit Ava bedient, die es alsdann mit eben dieser Ceremonie trinken. Ist jemand gegenwärtig von einem sehr vornehmen Range, so wird ihm die Schaale zuletzt dargereicht, worauf er ganz allein einen Gesang anstimmt, der von den übrigen beantwortet wird, sodann gießt er etwas von dem Getränke auf die Erde, und leert die Schaale aus. Wenn dieses geschehn, so wird ein Stück von dem aufgetischten Fleisch abgeschnitten, wozu man etwas Gartengewächse fügt, und es unter einem abermaligen Gesang zu den Füssen des Bildes legt, das den Eatooa vorstellt, worauf die Mahlzeit anfängt. Eine fast ähnliche Ceremonie verrichten die Oberhäupter allemal, wenn sie zwischen ihren Mahlzeiten Ava trinken.

Menschenopfer sind hier häufiger als in allen andern Inseln der Südsee. Man beobachtet diesen abscheulichen Gebrauch nicht allein beym Anfang eines Krieges, sondern auch wenn man Schlachten liefern will, und andre grosse Unternehmungen vor hat. Ueberdem ist der Tod eines vornehmen Oberhaupts allemal, nach dem sein Rang ist, mit einem oder mehr menschlichen Todesopfern begleitet. Stirbt der König, so fällt auf zehn Menschen dieses grausame Loos. Ein Umstand, der einigermaassen das Schreckliche dieses Gebrauchs ver-

vermindert, ist dieser, daß die unglücklichen Schlachtopfer auch nicht die geringste Nachricht oder Vermuthung von ihrem bevorstehenden Schicksal haben. Diejenigen, die man zum Tode bestimmt, werden, wo sie auch seyn mögen, mit Keulen überfallen, und so in der Geschwindigkeit erschlagen. Man bringt sodann den Leichnam nach dem Ort, wo die übrigen dazu gehörigen Ceremonien vollzogen werden. Rund um den Morais oder Begräbnißplätzen ihrer grossen Oberhäupter siehet man die Todtenköpfe derjenigen, die man bey dem Leichenbegängniß dieser Erees geopfert hatte. Diese Köpfe stecken auf Pfählen, und zieren den Gipfel des Morai.

Zu dieser Classe sonderbarer Gebräuche gehört auch die Gewohnheit sich ihre Vorderzähne auszuschlagen. Man sieht sehr wenige von allen Ständen, denen nicht ein oder mehrere Zähne fehlen. Diese freywillige Strafe geschieht nicht aus Heftigkeit des Grams bey dem Tode ihrer Freunde, sondern wird als ein selbst gewähltes dem grossen Eatooa geweihetes Opfer dargebracht, um Unglück und Gefahren von ihnen zu entfernen. Ein diesem etwas ähnlicher Gebrauch herrscht in den freundschaftlichen Inseln, deren Bewohner sich einen Finger abschneiden, wenn sie krank sind, um durch dieses Opfer dem Tode zu entgehn.

In Ansehung ihrer Begriffe von einem künftigen Leben konnten die Engländer nur wenig erfahren. Wenn man sie fragte, wohin die Todten gegangen wären, so war allemal die Antwort, daß der Othem, den sie als die Seele des Menschen, oder seinen unsterblichen Theil ansehn, zu dem Eatooa gegangen sey. Forschte man weiter, so schienen sie einen gewissen

Ort zu beschreiben, wo sie sich vorstellten, daß der Aufenthalt der Verstorbenen seyn müsse. Man konnte aber nicht wahrnehmen, daß sie glaubten, in jenem Zustande erwarteten ihrer Belohnungen und Strafen.

Ihre Heyrathen betreffend, so kann man wenig davon sagen, ausser daß eine solche Verbindung oder Vertrag wirklich unter ihnen statt findet. In wie ferne aber die Polygamie erlaubt ist, desgleichen wie sich die Buhlschaften zu wirklichen Heyrathen verhalten, davon hat man zu wenig Beyspiele erfahren, um daraus Schlüsse zu ziehn. So viel bemerkte man, daß die Haushaltung unter der Direction eines Mannes und eines Weibes stand, und daß sich die Kinder in eben dem unterwürfigen Zustande gegen ihre Eltern befanden, wie in civilisirten Ländern.

Die Engländer waren hier Augenzeugen von einem Vorfall, der das einzige Beyspiel war, wo man bey diesen Insulanern etwas der Eifersucht Aehnliches gewahr wurde. Zu gleicher Zeit war es ein Beweis, daß nicht allein Treue, sondern auch ein Grad von zurückhaltenden Betragen von den verheyratheten Weibern der Vornehmen erfodert wird. Hier sind die Worte des Capitain King: „Bey einem Ringspiel „sahen wir, daß der Oberpriester Omeah zwey oder dreymal „sich von seinem Sitz erhob, sich mit grossen Zeichen des Un„willens seinem Weibe näherte, und ihr gebot sich zu ent„fernen. Ob dieses nun geschah, weil er glaubte, sie zöge „zu sehr unsre Aufmerksamkeit auf sich, da sie wirklich sehr „schön war, oder ob er dazu andre Ursachen hatte, genug es „war kein Bewegungsgrund zur Eifersucht vorhanden. Sie

„blieb

„blieb indessen auf ihrem Platz, und als das Schauspiel ge-
„endigt war, kam sie zu uns und bat um einige kleine Ge-
„schenke. Wir sagten ihr, daß wir keine bey uns hätten,
„wenn sie uns aber nach unserm Zelt begleiten wolte, so solte
„sie sich aussuchen, was ihr am besten gefiele. Sie gieng
„daher mit uns. Omeah, der es gewahr wurde, folgte ihr
„mit heftiger Wuth, ergrif sie bey den Haaren, und fieng an
„mit seinen Fäusten sie erbärmlich zu schlagen. Dieser An-
„blick, besonders da wir die unschuldige Ursache davon gewesen
„waren, jammerte uns sehr. Wir wolten uns darein legen,
„man sagte uns aber, daß dieses zwischen Mann und Weib
„von einem solchen Range höchst unschicklich seyn würde. Wir
„harten jedoch den Trost zu sehn, daß sich endlich die Einge-
„bohrnen selbst ins Mittel schlugen. Dieser Trost wurde da-
„durch erhöhet, daß wir sie den folgenden Tag antrafen, und
„zwar vollkommen mit einander zufrieden. Das Sonder-
„barste dabey war, daß dieses gute Weib uns nicht erlauben
„wolte, ihrem Mann sein hartes ungerechtes Betragen vor-
„zuhalten, wozu wir sehr geneigt waren; sie sagte uns
„geradezu, daß er bloß seine Schuldigkeit gethan habe."

Capitain King fährt fort: „Während der Zeit ich in
„Karakakooa Bay am Lande war, hatte ich zweymal Gelegen-
„heit, einen beträchtlichen Theil ihrer Todtengebräuche zu sehen.
„Man brachte mir die Nachricht, daß in einem nahe an un-
„serm Observatorio gelegenen Hause ein altes Oberhaupt gestor-
„ben sey. Ich gieng sogleich nach dem Ort, wo ich eine
„Menge Volks versammlet fand, das dem Hause des Verstor-
„benen gegenüber sich in einem Zirkel niedergelassen hattte.

„Ein Mann mit einer roth befiederten Haube kam alle Au-
„genblick aus dem Hause bis an die Thür, steckte den Kopf
„heraus, und machte ein erschreckliches Geheul mit den son-
„derbarsten Geberden und den heftigsten Verzuckungen des
„Gesichts begleitet. Eine kurze Zeit nachher wurde eine
„grosse Matte auf den Vorhof ausgebreitet; zwey Männer
„und dreyzehn Weiber, die aus dem Hause kamen, setzten sich
„darauf in drey Reihen hintereinander. Die beyden Män-
„ner und drey von den Weibern sassen in der vordersten. So-
„wohl der Hals als die Hände dieser Weiber waren mit rothen
„Federn geziert, und breite grüne Zweige, künstlich zubereitet,
„hiengen über ihre Schultern. An einer Ecke, bey einer
„kleinen Hütte standen sechs Knaben mit weissen Fähnchen,
„womit sie weheten. Diese wolten uns nicht erlauben näher
„zu kommen. Wir glaubten daher, daß der Leichnam viel-
„leicht in dieser kleinen Hütte aufbehalten sey; allein ich
„hörte nachher, daß er in dem Hause wäre, wo der Mann
„mit der rothen Haube an der Thür seine Künste gezeigt
„hatte. Die funfzehn Personen, die auf der Matte sassen,
„fiengen nun an ein melancholisches Lied zu singen, das mit
„einer langsamen und sanften Bewegung sowohl des Leibes
„als der Arme begleitet war. Da dieses einige Zeit ge-
„dauert hatte, so warfen sie sich auf die Knie, und in einer
„halb sitzenden halb knienden Stellung bewegten sie nun ihre
„Arme und Leiber mit grosser Geschwindigkeit, wobey sie
„beständig sangen, und zwar war der Gesang immer nach
„ihren Bewegungen abgemessen. Weil aber diese letztern
„Anstrengungen zu heftig waren, um lange zu dauren, so
„kamen sie von Zeit zu Zeit zu ihren langsamen Bewegungen
„zurück.

„zurück. Eine Stunde nachher wurden mehr Matten ge„bracht und ausgebreitet, und fünf ältliche Weiber, unter „denen des verstorbenen Oberhaupts Frau war, giengen ganz „langsam aus dem Hause, setzten sich den erstern gegenüber, „und fiengen bitterlich zu weinen und zu schreyen an, wobey „die andern mit einstimmten. Hier war ich genöthigt sie „zu verlassen, um nach dem Observatorio zu gehn. In „einer halben Stunde kam ich wieder zurück, und fand alles „noch in der vorigen Lage. Ich blieb bey ihnen bis in die „Nacht, und verließ sie noch in der vorbeschriebenen Beschäf„tigung mit sehr geringen Abweichungen. Indessen war ich „entschlossen den Rest der Ceremonie zu sehn, und gieng mit „Tagesanbruch wieder zum Trauerhause; allein zu meinem „Verdruß fand ich niemand mehr da, und alles war ruhig. „Man gab mir zu verstehn, daß man den Leichnam entfernt „habe; ich konnte aber nicht erfahren, was damit gemacht „worden. Während diesen meinen Nachforschungen wurde „ich drey Weiber von Range gewahr, die auf uns zukamen, „und sich bey uns niederliessen, wobey ihr Gefolge, mit Flie„genklappen versehn, sich neben sie stellten. Sie machten „uns begreiflich, daß unsre Gegenwart eine Hinderniß sey, „gewisse religiöse Gebräuche zu verrichten. Ich entfernte „mich hierauf; kaum war dieses geschehn, so hörte ich ihr „Geschrey und Wehklagen. Da ich sie einige Stunden nach„her wieder sah, so fand ich, daß sie den untern Theil ihrer „Gesichter ganz schwarz bemahlt hatten.“

„Die andre Gelegenheit, die ich hatte, diese Ceremo„nien zu sehn, betraf eine gemeine Person. Ich hörte ein

„lautes Wehklagen von Weibern, das aus einer elenden „Hütte herkam. Ich gieng hinein, und fand ein altes „Weib, die mit ihrer Tochter über den Leichnam eines „ältlichen Mannes weinte, der eben verschieden und noch „warm war. Das erste was sie thaten, war den Körper „mit Zeug zu bedecken, worauf sie sich dabey niederlegten, „und sich selbst in Zeug einhüllten, sodann fiengen sie an „ein Klagelied zu singen, und wiederholten dabey öfters die „Worte: Aweh Tanee! Aweh medoaah! Ach mein „Mann! Ach mein Vater! Eine jüngere Tochter lag „zu eben dieser Zeit in einem Winkel der Hütte auf ihr „Angesicht lang ausgestreckt, und mit schwarzem Zeug be„deckt, die auch beständig das Wort Tanee wiederholte. „Da ich diese melancholische Scene verließ, so fand ich „an der Thür die Nachbarn versammlet, die mit tiefem „Stillschweigen das Geschrey anhörten. Ich war ent„schlossen, nicht diese Gelegenheit vorbey gehn zu lassen, „um zu sehn, was sie mit dem Körper machen würden; „da ich also überzeugt war, ehe ich mich schlafen legte, „daß man ihn noch nicht weggethan hatte, so gab ich den „Schildwachen Befehl, vor der Hütte auf und nieder zu „patrulliren, und im Fall sie Anstalten gewahr würden, „den Leichnam wegzubringen, mir sogleich davon Nachricht „zu geben. Die Schildwachen waren aber nicht aufmerk„sam genug gewesen, denn am folgenden Morgen war „der Körper weg. Auf meine Anfrage, was sie damit „gemacht hätten, zeigten sie aufs Meer, und gaben „dadurch wahrscheinlich zu verstehn, daß sie ihn der Tiefe „anvertraut hätten, oder auch, daß er jenseits der Bay

„nach

„nach einem Begräbnißorte in einem andern Theil der In„sel geschaft worden wäre. Die Oberhäupter werden in „den Morais begraben, wobey die bey ihrem Tode ge„opferten Männer an ihrer Seite liegen.“

Die Engländer fanden bey diesem Volk eine Höflichkeit, die sie in Verwundrung setzte. Sie unterstanden sich nicht aufs Verdeck zu setzen, bis sie um Erlaubniß gebeten hatten; sie fragten an, ob sie auf dem Schif ausspeyen durften. Eine Höflichkeitssitte ist es auch, andern die Speisen in den Mund zu reichen. Capitain Cook und einige seiner Officiers mußten bisweilen sich dieser Ehre unterwerfen, jedoch verbaten sie sich eine andre Höflichkeit, wenn man nämlich ihnen die Bissen zuvor kauen wolte. Ein alter englischer Seemann, der hier starb, wurde auf ausdrückliche Bitte des Königs auf den geheiligten Morai, oder Begräbnißplatz der Oberhäupter begraben. Die Priester sahen die Ceremonie mit ehrerbietigem Stillschweigen zu, und als man die Gruft zufüllte, so warfen sie ein todtes Ferkel, Cocusnüsse und Plantanen hinein; ja sie fuhren fort drey Nächte hintereinander beym Grabe dieses Europäers Schweine zu opfern, Gebete herzusagen und Hymnen zu singen, und dies währte bis der Tag anbrach.

Nirgends auf allen Südseeinseln bewieß man Cook solche Ehrfurcht wie zu Owhyhee. Sie war der Anbetung nahe. Das Volk warf sich lang hingestreckt vor ihm aufs Angesicht, wo er sich nur zeigte; die Priester brachten ihm Opfer, wickelten seinen ganzen Leib in rothen Zeug ein, wie sie ihren Götzen zu thun pflegen, und gaben ihm den geheiligten Namen Orono.

Diese

Diese Priester, die hier in Vereinigung leben und eine Societät formiren, welches man noch auf keiner einzigen Insel im Südmeer gefunden hatte, stellten ein moralisches Phönomen dar, das wohl schwerlich auf der ganzen Erde seines Gleichen hat, oder je in der Welt gehabt hat. Dieses Häufgen vereinigte so viele Tugenden, die, wenn sie nicht durch Thatsachen in den Tagebüchern der englischen Officier unleugbar bestätigt wären, man für Fabeln halten würde. Höflichkeit, Menschenliebe, Freygebigkeit, Uneigennützigkeit, Gastfreyheit und Rechtschaffenheit; alles dieses zeigten diese würdigen Priester in einem hohen Grade, ja selbst nachdem in dem unglücklichen Streit zwischen den Engländern und ihren Landsleuten, ihre Wohnungen nebst allen Habseligkeiten im Rauch aufgegangen, und ihnen nichts übrig geblieben war, blieb ihre Denkungsart unverändert, und zeigte sich auf die edelste rührendste Weise. *)

Der Hang zum Stehlen, den diese Insulaner mit allen Bewohnern des stillen Oceans gemein haben, beunruhigte die Engländer ausserordentlich, da sich die Diebe dabey auf ihre grosse Schwimmkunst verliessen. Sie giengen so weit, daß sie im Meer unter die Schiffe krochen, um die Nägel aus den Planken zu ziehn, wodurch natürlich die Schiffe die äusserste Gefahr liefen. Die Verrichtungen der Seefahrer am Ufer, unter welchen die astronomischen Beobachtungen hier so

*) Man ist hier geneigt mit Moliere auszurufen, der durch die grosse Ehrlichkeit eines Strassenbettlers überrascht wurde: „O Tugend, wohin verkriechst du dich!“

A. d. H.

so wie allenthalben immer den ersten Rang einnahmen, würden sehr erschwert geworden, ja bey der zudringenden Menge fast unmöglich gewesen seyn, wenn nicht die gutmüthigen Priester den Ort mit geheiligten Stäben bezeichnet, und ihn dadurch geweihet hätten. Keiner unterstand sich nun diesen magischen Kreiß zu übertreten.

Zu dem vielen unerwarteten und seltsamen der Sandwichinseln gehört auch die geringe Achtung gegen die Wirkung des Feuergewehrs. Es ist bekannt, daß noch zur Zeit bey allen wilden Völkern der Erde, selbst bey den beherztesten, die Feuergewehre sich Ehrfurcht erworben und Schrecken verbreiteten. Hier aber verlachte man sie; die Wirkung erzeugte zwar Verwunderung, jedoch nicht Schrecken. Nur allein die Canonenkugeln, die ganze Bäume zerschmetterten, brachten sie aus ihrer Fassung, ohne aber ihren Muth zu schwächen, der sich bey dem unglücklichen Streit zwischen ihnen und den Engländern in seiner ganzen Stärke zeigte, und das traurige Ende des vortreflichen Cook veranlaßte.

Dieser grosse Mann schrieb noch wenig Tage vor seinem Tode folgende Worte in sein Tagebuch! „Wir konnten nun „die Sandwichinseln wieder besuchen, und unsre Reise mit „einer Entdeckung bereichern, die, obgleich die letzte, dennoch „in vielem Betracht die wichtigste von allen denen ist, die bis „jetzt von Europäern durch den ganzen Umfang des stillen „Oceans gemacht worden ist.“

II.

Das jetzige Zeitalter.

Bemerkungen über Italien aus dem Englischen.

Italien, abgesondert von der übrigen Welt durch den Ocean und die Alpen, und in sich durch Gebirge, Flüsse, Wälder und stehende Seen abgetheilt, wurde dadurch gleichsam zu verschiedenen Wohnsitzen für verschiedene Völker gebildet; und da sowohl der Boden fruchtbar als das Clima wohlthätig war, so schien dieser schöne Erdraum so wie Griechenland bestimmt, die Pflegmutter der Künste und Wissenschaften zu seyn, und die Macht des menschlichen Geistes auf das äusserste auszudehnen. Ein Staat aber verbreitete seine Gewalt über alle andre. Er wurde groß durch die Ehrfurcht gegen die Götter und durch Kriegsübungen. Der den Römern angebohrne Muth wurde zu Eroberungen genutzt. Das einzige Studium, das für einen Römer Werth hatte, war die Politik und Kriegskunst; Wissenschaften, die am würdigsten für Menschen schienen, die sich vorgesetzt hatten die Welt zu erobern und zu beherrschen. Hierin zeigte sich auch das römische Genie mit einem noch unerreichten Glanze. Männer von grossen Kenntnissen und tiefer Beurtheilungskraft sind der Meynung gewesen, daß die Disciplin der Römer, ihr Muth und ihre Kriegskunst über die neuern Kriegsheere, ohngeachtet

aller

aller Vortheile der Artillerie, die Oberhand bekommen würden. *) Jedoch ohne dieses zu untersuchen, ist es gewiß, daß die Römer in Ansehung ihrer grossen, tiefüberdachten und glücklichen politischen Maximen alle Völker der Erde, sowohl ihre Vorgänger und Zeitgenossen, als Nachkommen übertroffen haben.

Während den guten Zeiten der Republik beschäftigte Politik und Krieg jeden Römer. Die Eroberungen dieses Volks aber in Griechenland und Asien erzeugte unter ihren Grossen den Geschmack an den schönen Künsten; zuerst an solchen, die die Sinne ergötzen, als Mahlerey, Bildhauerey und Baukunst, nachher aber an der Musik und Dichtkunst. Die Philosophie, die aus Griechenland nach Italien gekommen war, bevor alle Staaten dieses Landes Rom gehuldigt hatten, fieng an mit grossem Eifer und Erfolg zu der Zeit studirt zu werden, da die ernsten Tugenden der Römer gegen griechischen und asiatischen Luxus und Verfeinerungen umgetauscht wurden. Als die Freyheit, die Roms männlichen Geist aufrecht erhalten hatte, unter der allgemeinen Verderbniß der Sitten, die den Weg zum Despotismus bahnte, gesunken war, so wurde in der edeln Brust vieler stoischen Philosophen eine geduldige Ergebung mit Würde genährt.

Auf

*) Dieses wird jeder Soldat unterschreiben, der die alten und neuern Kriege studirt hat, und unpartheyisch genug denkt, vorgefaßte eingebildete Meynungen der Wahrheit aufzuopfern.

A. d. H.

Auf diese Art waren es die strenge Disciplin; die Kriegsübungen; eine Ehrfurcht für alte mit moralischer Reinigkeit und Religionseifer gemachte Verordnungen; ein unersättlicher Durst nach Eroberungen, der mit der Staatsverfassung ursprünglich verknüpft wurde; und die erhabenen Vorschriften einer majestätischen Philosophie, die eine Reihe von Jahrhunderten das römische Volk mit Thätigkeit und unerschrocknem Muth begabte; diese waren es, die ihnen überall Triumphe verschaften, sowohl in den brennenden Sandwüsten von Africa, als in den beeisten Regionen von Gallien und Germanien. Diese Ursachen der Grösse aber hörten auf, obgleich die physischen Gesetze, die die Welt beherrschen, fortdauren. Scythien und Sarmatien, desgleichen das ungeheure Magazin der Nationen jenseits des Rheins und der Donau, stürzten zu wiederholtenmalen wie Fluthen über die römischen Gränzen. Die Cimbrer wurden von Marius zurückgeschlagen; auch die Vorschritte der Visigothen nach Süden wurden eine Zeitlang durch die Erlaubniß gehemmt, einen Theil der Länder an der Donau in Besitz zu nehmen, und in den römischen Heeren als Miethsoldaten zu dienen. Aber sie empörten sich zuletzt; eine Nachsicht und Bewilligung führte zur andern. Der Kopf des Reichs war krank, und das Herz ohnmächtig. Die Tugenden, die Freyheit, der ehrsüchtige Geist Roms waren verschwunden; eine milde, unterwürfige Religion war an deren Stelle getreten, und stimmte ihrer Natur nach sehr wohl zu dem Genie eines sinkenden Reichs. Die Springfeder, die die römische Herrschaft so ausserordentlich ausgedehnt hatte, war zerbrochen. Miethsoldaten hörten auf das Reich zu beschützen, wenn eine

grössere

grössere Belohnung sie in Versuchung setzte es mit andern Völkern anzufallen. Die Gothen, von ihrem Könige Alarich angeführt, verliessen die kayserlichen Fahnen, und nach mannigfaltigen Gefechten und überwundnen Schwierigkeiten durchstrichen sie ganz Italien, während daß die Burgunder, die Franken, die Vandalen, die Alanen und die Hunnen über die grossen Provinzen des Reichs in Germanien, Pannonien, Gallien, Spanien und Africa herfielen.

Die Finsterniß des mitlern Zeitalters, oder derjenigen Periode, die mit dem Fall des westlichen oder römischen Reichs anfieng, und sich bis zum Fall des östlichen oder griechischen Reichs erstreckte, und einen Zeitraum von ungefähr 1000 Jahren in sich begreift, wurde nur wenig durch einige Philosophen erhellet, die in ihren stillen Wohnungen zu Alexandria, zu Constantinopel und in andern Oertern des Orients fortfuhren mit den Weisen der Vorwelt umzugehn; ein gleiches geschahe von einigen Arabern, die nicht allein Commentators, sondern selbst Erfinder in den Wissenschaften waren. In Westen wurde die Litteratur der Alten in Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und Britannien aufbehalten, und zwar nur allein durch die Streitigkeiten, welche die anmassende Gewalt der Päbste erzeugte; es fanden sich zu allen Zeiten Parthien in der Kirche, die sich dem Statthalter Christi widersetzten; man berief sich dabey auf die geheiligten Annalen, und auf die Werke der Kirchenlehrer, deren Erklärung durchaus historische und philologische Kenntnisse erforderte. Auf diese Weise, ob gleich das Tageslicht fehlte, so sahe man doch hie und da eine Lampe, die einen

schwachen Schein über den verfinsterten Horizont verbreitete; oder noch besser zu sagen, waren es Sterne, die an einigen Stellen des Firmaments erschienen, das Licht der Vorwelt reflectirten, und zu Vorboten dienten, daß die Sonne der Wissenschaften, ob gleich untergegangen, sich dennoch dereinst über den Horizont erheben, und ihre Strahlen über die Welt verbreiten würde.

Diese Weissagung wurde durch eine Ursache erfüllt, von der man am allerwenigsten eine solche Wirkung hätte erwarten sollen, nämlich der Sieg der barbarischen Gewalt über das noch am meisten erleuchtete Griechenland. Die gelehrten Griechen flohen nach Italien, um den siegenden Türken zu entgehn, und brachten ihre Schätze der alten Litteratur mit sich. Es war glücklich für die Welt, daß die Familie Medicis sich damals zu einem so ansehnlichen Rang in Italien emporgeschwungen hatte, und Leo X. aus diesem berühmten Hause den päbstlichen Thron füllte; ein Mann, der mehr Regent als Priester, und mehr ein Gelehrter als beydes war. Diese Vorbereitungslage, die der Wiederherstellung und grossen Ausbreitung der Litteratur den Weg bahnen mußte, war auch zu dessen Erhaltung nothwendig. Denn, wäre Andächteley oder barbarische Ausübung der Gewalt die herrschende Leidenschaft des Pabsts gewesen, hätte sein Geist nicht Vergnügen an der Eleganz der Künste und der Erhabenheit der Wissenschaften gefunden, so würden die flüchtigen Griechen von den italienischen Ufern abgewiesen worden seyn, und ihre Manuscripte, wenn sie nicht mit ihnen im Abgrund versunken wären, würden vielleicht gedient haben, so wie die

die alexandrinische Bibliothek, die Bäder der Saracenen zu heizen.

Allein die Vorsehung hatte den Griechen und uns ein besser Schicksal bestimmt; sie fanden Schutz in Rom, an allen Höfen, ja bey allen grossen Familien Italiens, und die griechische Sprache wurde sogar von den Damen gelernt. So kamen also die Wissenschaften zum zweytenmal aus Griechenland nach Italien, jedoch mit verschiedenem Glück. Als die pythagoreischen und andre griechische Schulen in Italien gegründet wurden, bevor Rom noch der Welt bekannt war, da lebten die Philosophen in einer mönchischen Dunkelheit. Zur Zeit des römischen Wachsthums und der Grösse dieser Republik hatten die Philosophie und die andern Wissenschaften nur einen untergeordneten Rang, wie schon oben gesagt worden, da die Politik und der Krieg den obersten behaupteten; die erstern wurden daher in grossen Familien mehrentheils von Sklaven gelehrt. Die Römer jener Zeiten also waren Meister in Staatsverhandlungen und in den Waffen, allein Lehrlinge in Künsten und Wissenschaften; die ganze Macht ihrer Geistesfähigkeiten war bloß auf die Sättigung ihres Ehrgeizes gerichtet. Sie beneideten nicht andern Nationen den Ruhm, sich in Künsten hervorzuthun, da selbst Sklaven dieses ausrichten konnten. Dieses heroische Volk urtheilte, daß wenn sie Menschen beherrschten, sie auch alles, was in menschlicher Macht stünde, beherrschen könnten. Im neuern Italien ist die Scene, oder war vielmehr ganz das Gegentheil. Die Künste und Wissenschaften waren die vornehmsten Gegenstände aller denkenden Menschen. Man

würde den Krieg und die politische Ehrsucht jenseit der Gebirge verbannt haben, wenn die Streitigkeiten der nordischen Mächte um die Oberherrschaft Italiens nicht den Einwohnern dieses Landes die Nothwendigkeit gelehrt hätten, ein Gleichgewicht von Macht zu erhalten, und politische Künste auszuüben.

Die alten Römer erhielten von andern Künste, und gaben ihnen dafür wieder ihre Gesetze und ihre Civilregierung. Die neuern Italiener gehorchen zum Theil auswärtigen grossen Nationen, allein dagegen haben sie Litteratur und Verfeinerung über die Welt verbreitet. Die Römer sowohl wie die andern Italiener empfiengen die Künste und Wissenschaften aus Griechenland, und führten sie mit ihrer Sprache, ihren Gesetzen und bürgerlichen Einrichtungen bey den besiegten Völkern ein. Die neuern Italiener, wenn wir einige Seeunternehmungen und Coloniegründungen ausnehmen, die der mercantilische Geist der Venetianer und Genueser in Asien erzeugte, haben ohne das Geräusch der Waffen über andre Nationen Cultur verbreitet, da diese Völker als Feinde zu ihnen kamen. Sie wünschen so wie alle Menschen zu geniessen *Otium cum dignitate*, sie sind aber doch mehr für den *Otium* als für die *Dignitas;* oder wenn sie der Welt wollen glauben machen, daß sie solche nicht trennen, so zeigen sie ihre Würde lieber in irgend einer andern Sache, als in den Waffen, und sind sehr unruhig, so bald nur das geringste Gerücht von einem Kriege an ihrer Seite der Alpen gehört wird. Den kriegerischen Zubereitungen in Norden setzen sie priesterliche und weibische Waffen von Gebeten und demüthigen Flehen entgegen.

entgegen. Sie überlassen sich den Vergnügungen, und weiden sich an dem Gedanken, daß ihr Land bereits das Theater aller Arten von Ruhm gewesen ist, des kriegerischen, bürgerlichen und litterarischen. Diesen Ruhm ihrer Vorfahren eignen sie sich selbst zu; und da sie einige Ursache haben zu glauben, daß diese grösser waren, wie irgend eine der neuern Nationen, so scheinen sie sich einzubilden, daß der von ihren Vätern ererbte Ruhm grösser ist, als derjenige, den sie noch durch eine Nacheiferung ihrer nordischen Nachbarn erlangen könnten.

Jedoch ist dabey zu bemerken, daß da sowohl die Venetianer als die Prinzen aus dem Hause Savoyen in die Nothwendigkeit gesetzt sind, auf die Bewegungen ihrer mächtigen Nachbarn Acht zu geben, so kann man sagen, daß diese sich durch Staatskunst und Waffen so sehr wie irgend eine der neuern Nationen ausgezeichnet haben. Die Gränzen dieser Schrift erlauben nicht die characteristischen Kennzeichen hier zu entwickeln, die scharfsinnige Reisende unter den verschiedenen italienischen Staaten wahrnehmen. Ueberhaupt genommen sind die Bewohner dieses Landes in einem Zustande von stolzer Indolenz, und zeigen nur alsdann ihre natürlichen Fähigkeiten, wenn der Gegenstand ist Mittel zu erfinden, die sanften Vergnügungen zu verläugnen, deren Genuß in ungestörter Ruhe ihr höchstes Gut ist.

III.

Auszug eines Schreibens aus Bengalen.

Von einem englischen Officier.

Aus dem Lager bey Ferochabad in der Provinz Duab, den 16. December, 1784.

———„Eine grosse Dürre hat die obern Provinzen „dieses schönen Landes unglücklich gemacht. In der langen „Zeit von vier Jahren ist kaum etwas Regen gefallen; die „Folge davon war, daß die Aernten fehlschlugen, und die „Armen vor Hunger starben. Die Theurung kam auch „nach Bengalen, da dieses Königreich aber besser wie die vor„besagten Länder verwaltet war, so wurde es von Monopo„listen und vom Untergang befreyet. Dem Allmächtigen sey „Dank, da nun Regen die Fülle gefallen ist, haben wir dies „Jahr die besten Hofnungen zum Ueberfluß. Nach einge„zogener Erkundigung finde ich, daß die Häifte der Einwoh„ner von den Provinzen Duab und Rohile umgekommen sind. „Alle Landstrassen, Stadtgassen, Graben und Teiche dieser „Länder waren mit todten Körpern gleichsam besäet; man „sah hier ganze Haufen Leichname von Männern, Weibern „und Kindern. Da man hier nichts von Polizey weiß, „so bleibt der Elende an dem Ort, wo er seinen Geist auf„giebt, liegen, bis sein Fleisch von den Hunden abgefressen ist, „welches gewöhnlich in Zeit von zwey Tagen geschieht. Nie„mand

„mand begräbt ihn, denn wo hat der aller Hülfe beraubte „Elende Freunde? Ausserdem begraben die Hindous ihre „Todten nicht, sondern verbrennen sie, wenn sie nur Geld „haben, brennbare Materialien zu kaufen. Wir sind oft ge„nöthigt gewesen unser Lager zu verändern, um dem Gestank „zu entgehn, den die Fäulniß so vieler Körper erzeugte. Be„merken Sie dabey, lieber Freund, daß die Hindous das „enthaltsamste Volk in der Welt sind, und daß ihre tägliche „Nahrung niemals Fleisch ist. Sie nehmen kaum etwas an„ders zu sich als zwey Pfund Weizen oder Graupen, woraus „Kuchen gemacht werden, die man bey einigen angezündeten „Spänen bäckt. Wenn Sie nun ferner erfahren, daß bey „einer solchen Nahrung blosses Wasser ihr einziges Getränke „ist, so können Sie sich einen Begrif von der Wuth dieser „Hungersnoth machen, die ihnen sogar dieses Wenige beraubte. „Männer und Weiber nebst ihren Kindern kamen Haufen„weise ins Lager, und boten sich für ein Maaß Korn zum „Verkauf als Sklaven an. Die Mütter verkauften ihre „Kinder für vier Annas, oder den vierten Theil einer Rupie.*) „Für diesen Preiß hätte ich tausende von Kindern von vier „bis zehn Jahr alt kaufen können. Ich kaufte auch wirklich „drey sehr schöne Kinder von sieben oder acht Jahren für drey „Rupien. Ich hätte sie für den vierten Theil bekommen „können, und die Mütter obendrein. Sie sind noch bey

*) Eine Rupie ist nach deutschem Gelde achtzehn gute Groschen; bunderttausend Rupien aber machen einen Lack aus.

A. d. H.

„mir. Ich erhielt dabey die vom Cutwal, oder Magistrat,
„attestirten Beglaubigungsscheine. Da mir aber bey dem
„Gedanken die Haut schaudert, daß ein menschliches Geschöpf
„ein Sklave des andern seyn soll, und ich fürchte, daß wenn
„mich der Tod überraschte, meine Erben sie verkaufen möch-
„ten, so habe ich die Papiere vernichtet, und die Kinder für
„frey erklärt. Mein einziger Bewegungsgrund, da ich sie
„kaufte, war, sie vom Tode zu retten.“

„Das schrecklichste Beyspiel aber von der Wirkung der
„Hungersnoth, das man bey diesem Jammer erlebt hat, will
„ich hier anführen. Die Begebenheit ereignete sich nur eine
„halbe Viertelmeile von meiner Wohnung. Ein armes
„Weib hatte in fünf Tagen nicht die geringste Nahrung zu
„sich genommen. In diesem hinsinkenden Zustande kam sie
„mit einem lebendigen Kinde nieder. Der Hunger wüthete
„so heftig, daß sie dem Kinde sofort den Kopf abschnitt, den
„sie wegwarf, den Körper aber that sie in einen Ofen von
„heissem Sand, worin die Einwohner dieses Landes ihr Korn
„backen. Nachdem er ein wenig gebraten hatte, konnte sie
„die Zeit nicht erwarten, sondern zog ihn noch beynahe roh
„heraus; sie hatte bereits einen Arm und die dazu gehörige
„Schulter aufgezehret, als man es entdeckte, und ihr Einhalt
„that. Den folgenden Tag starb sie.“

„Die Geschichte erzählt uns von einer Mutter, die
„während der Belagerung von Jerusalem ihr Kind fraß,
„dieses geschah aber zu einer Zeit, da die ganze Stadt mit
„dem Hungertode kämpfte. Allein diese Elende wurde zu
„dieser unnatürlichen That nahe bey einem brittischen Lager
„getrie-

„getrieben, wo viele, es thut mir leid zu sagen —
„O! der partheyischen Gunstbezeugungen des Glücks! —
„sich durch Ueberladungen krank machten. Ihr in Eng-
„land, die Ihr so gewohnt seyd mit Hunden vertraut
„umzugehn, und die größte Unterwürfigkeit von ihnen zu
„erhalten, werdet ohne Zweifel mit Erstaunen hören,
„daß diese Kreaturen in Indien die todten Körper von
„Menschen auffressen. Dieser Umstand aber wird dadurch
„aufgeklärt, daß Hunde in diesem Lande nicht so wie in
„England Privateigenthum sind, sondern daß sie jeder-
„mann angehören. Es würde so wenig einem Einge-
„bohrnen einfallen einen Hund sein zu nennen, als
„irgend ein Raubthier des Feldes. Die weise Natur
„hat es so verordnet, daß dieses heisse Land, wo das
„Fleisch fast sogleich verfault, als es von dem Leben ver-
„lassen wird, mit Hunden angefüllt ist, die man Par-
„riars nennt; sie sind an Gestalt den englischen Fuchs-
„hunden ähnlich, nur haben sie längere Beine. In
„allen Städten und Dörfern giebt es eine Menge da-
„von; sie gehen die Strassen auf und nieder, und
„suchen todte Körper auf, die sie verzehren, sie mögen
„von Pferden, Ochsen, Schafen oder Menschen seyn.
„Alles steht ihnen an, so daß sie gegen nichts Abneigung
„zeigen. Man betrachtet dieses als einen grossen Dienst,
„und er ist es auch in der That, weil dadurch das Land
„wider die Pest verwahrt wird, welche die thierische
„Fäulniß ohne die Hunde gewiß erzeugen würde. Die
„Klugheit dieser Thiere ist zum Erstaunen. Man hat
„bey dieser Hungersnoth häufig gesehn, daß sie sich man-

„chen fast verhungerten Menschen ins Auge genommen,
„und ihn nicht verlassen haben, in der Erwartung, daß
„er bald hinsinken würde; wobey sie dann und wann
„ihm ins Gesicht sahen, um gleichsam zu beurtheilen,
„wie lang ihre Sättigung an diesem Elenden noch ver-
„schoben werden könnte. So bald ein solcher Unglück-
„licher aus Schwachheit zu Boden sinkt, so packt ihn
„der Hund sogleich an; gewöhnlich sind die Eingeweide
„der erste Gegenstand des Frasses, die dem noch leben-
„den Menschen vor seinen Augen aus dem Leibe gerissen
„und gefressen werden. Hiebey ist es aber merkwürdig,
„daß obgleich die Schwachheit dieser Elenden sie vor dem
„Hinsinken zu einer langen und nachdrücklichen Verthei-
„digung unfähig macht, sie dennoch für dem Angrif der
„Hunde sicher sind, so lange sie herumgehn oder stehn.
„Ich habe Hunderte von Leichnamen gesehn, die so von den
„Hunden zerrissen wurden.“ — — — — —
— — — — — — — — —

IV.

Rede bey der Jahresfeyer der americanischen Independenz.

Gehalten in Boston den vierten Julius 1785 von John Gardiner. Esq.

„Americaner, Väter, Mitbürger!“

„Von einer Meynung, die die freyen Bürger dieser Stadt „von der Gelehrsamkeit und den Fähigkeiten eines Mannes, „vielleicht zu günstig gefaßt, und zu partheyisch unterhalten „haben, bin ich heute bey der Jahresfeyer der Indepedenz „der vereinigten Staaten in America öffentlich aufgerufen wor„den, an diesem Ort zu euch zu reden, und das Gefühl, die „Sitten und die Grundsätze zu betrachten, die zu der grossen „Begebenheit führten, deren Andenken wir jetzo feyern, „desgleichen die glücklichen und wichtigen Wirkungen sowohl „in Ansehung der allgemeinen als Privatvortheile zu entwickeln, „die von dieser glorreichen Epoche bereits uns zuströmten, und „immer zuströmen werden.“ *)

„Wenn

*) Die Noten zu dieser in vieler Rücksicht höchst merkwürdigen Rede werden dem Verstande und dem Gedächtniß eines jeden Lesers überlassen, der mit der neuesten Geschichte unsrer

„Wenn ich bedenke, daß ich aufgerufen bin Gegenstände „auseinander zu setzen, die so ausgebreitet, so rührend, so „theuer zu meinem Vaterlande, und so wichtig und interessant „für das ganze menschliche Geschlecht sind, und dieses vor „einer so zahlreichen, so ehrwürdigen, so erlauchten Versamm„lung, wie die gegenwärtige, so finde ich bey mir nicht wenig „Furcht; ich fühle eine ganz ungewöhnliche Ehrfurcht, und „zittre die Sache herabzuwürdigen, die ich am meisten zu „ehren wünsche. Wenn ich mich aber erinnre, daß ich hier „zu einer Versammlung von freyen Americanern rede, deren „edelmüthige Characteristik darin besteht, daß sie jederzeit be„reitwilliger zum Beyfall als zum Tadel sind, so muß meine „Furcht nach und nach verschwinden, und ein anständiges „Selbstvertrauen an deren Stelle treten.“

„Jedermann, der mit Aufmerksamkeit die Geschichte „liest, wird finden, daß die nämlichen Ursachen unveränder„lich die nämlichen Wirkungen erzeugen. Oeffentliche Tu„genden, oder ein starkes Gefühl unsrer Vortheile bey der „Erhaltung und dem Flor der Regierung, von welcher wir „Mitglieder sind, Frömmigkeit, Standhaftigkeit, Gerechtig„keit, Mäßigkeit, Sparsamkeit und Industrie haben jederzeit „zur Länderherrschaft und zur politischen Grösse geführt; da „auf der andern Seite der Luxus, die schrecklichste und ver„heerendste

unsrer Tage bekannt ist. Es wird wohl niemand einfallen, sich den gegenwärtigen Zustand des americanischen Freystaats aus einer Ceremonienrede abstrahiren zu wollen.

A. d. H.

„heerendste Krankheit des politischen Körpers, der öffentlichen „Tugend jederzeit höchst nachtheilig gewesen ist und allezeit „seyn wird, so daß er die vortreflichste Staatsverfassung un„tergräbt, und endlich das mächtigste Reich zertrümmert. „Weder die grosse despotische Monarchie, noch der kleine „Freystaat, kann dessen verheerenden Wirkungen entgehn. „Greift er die Eingeweide des Staats an, so wird das Volk „eigennützig, geizig, aufrührisch, raubsüchtig und weichlich; „alle Gesetze und die ganze Disciplin, sowohl die bürgerli„che als die militärische, werden vernachläßiget und „verachtet."

„Ein Heer von armen aber kühnen Persern unter dem „Cyrus fielen in das vormals so mächtige assyrische Reich ein, „das aber durch diese übelste aller politischen Krankheiten „enervirt worden war, und vernichtete es. Mit der Zeit „wurde das reiche und weitausgebreitete persische Reich von „eben dieser Krankheit angesteckt, und fiel schnell vor den „Waffen der kühnen Macedonier und Griechen, die Alexan„der der Grosse anführte. In einer Reihe von Jahren „breitete sich die nämliche fatale Seuche auch über das mace„donische Reich aus, grif die Eingeweide an, und machte es „unfähig hinreichenden Widerstand zu thun; und so wurde „dieses Reich ein Raub der Waffen der alles besiegenden frey„gebohrnen Söhne Roms."

„Rom in der Jugend und im männlichen Alter war „der Sitz der Frömmigkeit, des reinsten Patriotismus, der „Einfalt in den Sitten, der Gerechtigkeit, der Ehre, der „Mäßigkeit und der glänzenden Armuth; im Alter aber

„zeigte

„zeigte sich die nämliche politische Krankheit, und dadurch „wurde dieses Reich ein Opfer der niederträchtigsten infam„sten Venalität uno der politischen Verderbnisse, die je ein „grosses und freyes Volk vernichtet haben. Da Antiochus „der Grosse besiegt war, und der Luxus in Rom eingeführt „wurde, fiengen die Sitten des Volks bald an dessen schäd„liche Wirkungen zu empfinden, allein da Carthago, die ge„fürchtete Nebenbuhlerin, unter dem Gewicht der alles ero„bernden Waffen dahinsank, und nicht mehr vorhanden war, „so stürzte ein unwiderstehlicher Strom von Corruption über „die Beherrscherin der Welt her, und bereitete sie zum „Opfer ihrer eignen ausgearteten Mitbürger. Alle Ehrfurcht „gegen die Religion, gegen die Eidschwüre, gegen die Gerech„tigkeit, alle Verehrung der Bescheidenheit und der Anstän„digkeit hörten gänzlich auf. Die Liebe zum Vaterlande, die „die Römer fähig gemacht hatte, so viele glänzende Thaten „zu verrichten, war nun nicht mehr; das Geld, das allein „ihre unersättlichen künstlichen Bedürfnisse stillen konnte, „wurde der einzige Gegenstand ihres Bestrebens; die Ar„muth, die in den tugendvollen Zeitaltern der Republik so „ehrwürdig gewesen war, wurde nun verächtlich. Die „Reichen gebrauchten ihre Schätze, um Gewalt zu erlangen, „und diese, wenn sie erlangt war, zu Unterdrückungen „aller Arten.“

„Das politische Verderbniß gieng endlich so weit, daß „alle Ehrenstellen und Staatsämter öffentlich verkauft wur„den, und da zuletzt der ehrsüchtige Julius Cäsar auftrat, „wurde die öffentliche Freyheit und das ganze römische Reich

„ein

„ein Kaufgegenstand; die ausgearteten Söhne Roms litten,
„daß alles, ja sie selbst, das Eigenthum von einem ihrer
„Mitbürger wurden.“

„Die Einführung und die Fortschritte der Freyheit sind
„mehrentheils von der Einführung und den Fortschritten der
„Künste und Wissenschaften begleitet gewesen. Unter despo-
„tischen Regierungen ist das Volk gewöhnlich unwissend, rauh
„und unpolicirt; dahingegen in Staaten, wo die bürgerliche
„Freyheit in Achtung gestanden, hat sich der menschliche Geist
„immer entwickelt, Gelehrsamkeit und Kenntnisse haben sich
„vermehrt, und Künste und Wissenschaften florirt.“

„In der mit Recht so berühmten Stadt Athen sowohl
„als in den andern freyen Städten und Staaten Griechen-
„lands war nichts vorhanden, das die elastische Kraft des
„Geistes unterdrücken konnte, daher breitete er sich frey aus,
„erreichte die höchsten Gipfel menschlicher Grösse, und erzeugte
„durch die stärksten und edelsten Anstrengungen alles, was
„nur immer das Herz, den Kopf und die Hand des Men-
„schen ehren kann. Allda, unter dem kraftgebenden Schat-
„ten der öffentlichen Freyheit, diesem Baum des Lebens,
„wurden jene so vortreflichen Werke der Kunst, der Gelehr-
„samkeit und der Erfindung hervorgebracht, die so viel Jahr-
„hunderte durch die erstaunte Welt vergnügt haben. Selbst die
„Geschichte einiger dieser Staaten fährt noch bis auf den heutigen
„Tag fort, die Unterhaltung der aufgeklärtesten Nationen zu seyn,
„während daß die unnachahmlichen überlebenden Werke ihrer
„Redner, Dichter und Philosophen der neuern Welt eine
„endlose Belustigung und Unterricht verschaffen. Durch

„die

„die Eroberung von Griechenland erlangte Rom eine Kennt-
„niß von den schönen Künsten und Wissenschaften, auch war
„es nicht lange nachher, daß die edelsten Erfindungen und
„Kunstwerke ihrer neuen Unterthanen nach Italien transplan-
„tirt wurden. In beyden Ländern fuhren die Künste und
„Wissenschaften fort zu floriren; man gelangte in Rom
„nach und nach zu der wahren attischen Schönheit und Vor-
„treflichkeit, bis die denkwürdige Epoche erschien, wo die
„Beherrscherin der Welt durch den unbegränzten Luxus und die
„beyspiellose Venalität und Ausgelassenheit ihrer ausgearteten
„Söhne sich unwürdig machte, länger die Freyheit zu genies-
„sen, die allemal die Begleiterin der Frömmigkeit der Vater-
„landsliebe, der Gerechtigkeit und Mäßigkeit ist. In dieser
„Periode schien die Vervollkommung des menschlichen Geistes so
„ziemlich die Mittagshöhe erreicht zu haben. Es war in-
„dessen nicht lange, daß man auf dieser Höhe stehen blieb,
„denn bald nach der Regierung des trugvollen, verrätherischen,
„undankbaren, rachsüchtigen Octavianus, den zweyten Cäsar
„der gefallenen Republik, fiengen die Künste und Wissenschaf-
„ten an ihre schmachtenden Häupter sinken zu lassen.“

„Der schreckliche Despotismus vieler der nachfolgenden
„Kayser arbeitete beständig fort die glorreiche Flamme der
„Nacheiferung auszulöschen, den freyen Geist des Menschen-
„geschlechts herabzuwürdigen, und alles was groß, edel und
„vortreflich war, in tiefe Dunkelheit zu hüllen. Da die
„Welt das Eigenthum eines einzigen Menschen wurde, so
„verschwanden alle Wünsche nach Ruhm. Der menschliche
„Geist war durch die wildeste Unordnung, die den Scepter

„führte,

„führte, gleichsam getödtet, und eine allgemeine Zaghaftigkeit „wurde das Loos aller Menschen von feinem Gefühl, Ver„stand und Geschmack. Während der Regierung einiger „despotischen Usurpatoren, wenn wir dem Tacitus, dem Für„sten der Geschichtschreiber glauben, war die Grausamkeit in „Röm aufs höchste gestiegen, denn es war Hochverrath edel, „und ein Hauptverbrechen reich zu seyn; es war ein Ver„brechen Ehrenstellen gesucht, und ein Verbrechen sie ausge„schlagen zu haben. Die Belohnung der Verdienste und „Tugenden war ein schleuniger und unvermeidlicher Unter„gang. Die Bubenstücke der Angeber waren nicht auffallen„der als ihr grosser ausgezeichneter Lohn, da sie dafür die „ehrenvollsten und einträglichsten Reichswürden erhielten; über „alle Stände verbreiteten sie Schrecken, sie verfolgten ihren „Haß und verwirrten alle Dinge. Sklaven wurden bestochen „ihre Herren anzugeben, Freygelassene ihre Patrone, und die„jenigen, die keine Feinde hatten, wurden von ihren Freun„den betrogen und zu Grunde gerichtet. Ein mehr meister„haftes und mehr melancholisches Gemählde von einer despo„tischen Regierung ist vielleicht in keiner andern Geschichte zu „finden, oder bey irgend einem Schriftsteller zu lesen; ein „Gemählde, dessen Züge wir nicht zu oft betrachten, und „woraus wir lernen können, zu bewundern, zu lieben, ja „enthusiastisch der milden gleichmäßigen Regierung anzuhängen, „die uns jetzt beglückt; und welche wir unter der Führung „des Allmächtigen der höchst glücklichen Begebenheit zuzu„schreiben haben, deren Jahrestag wir heute feyern, und „welchen sich jeder wahrer Americaner immer dankbarlich „erinnern solte."

„In einem solchen Zustande der Dinge; bey einer sol-
„chen Scene von Anarchie, Wuth, Raub und Mord, als
„wir finden, daß damals der unglücklichen Römer Loos war,
„wo konnte der menschliche Geist hinfliehen? wo konnte er
„Ruhe finden? wo war ein Obdach, um den schwarzen,
„drohenden Stürmen, der Raubsucht, dem Tode und der
„Verwüstung zu entgehn, die beständig von allen Seiten ein-
„brachen? Zur Zeit eines so allgemeinen Unglücks, in einem
„für das Menschengeschlecht so erniedrigenden Zeitpunct, muß
„die eingepflanzte Liebe zur Selbsterhaltung jeden Gedanken
„beschäftigt, und alle Aufmerksamkeit allein erfodert haben.
„Es war denn keine Zeit, die man zum Studiren und zu
„ruhigen Betrachtungen hätte anwenden können; keine Zeit,
„wo es den Menschen einfiel Kenntnisse zu sammlen, und
„lobenswürdige Handlungen zu begehn. Unter der Regie-
„rung des Titus, des Nerva, des Trajans und der beyden
„Antoninen wurde zwar diese schreckliche Finsterniß vertrieben;
„die Natur fieng wieder an die Menschen zu beglücken, und
„mit dem belebenden Geist der öffentlichen Freyheit gieng die
„Beredsamkeit wieder hervor, und Künste und Wissenschaf-
„ten erhuben wieder ihre gesenkten Häupter. Aber leider!
„diese Tage des Sonnenscheins waren von kurzer Dauer.
„Eine tumultuarische, zügellose, militairische Regierung kam
„an deren Stelle, da denn alles eben so finster, und wo mög-
„lich noch finsterer und trauriger wurde, wie zuvor. Das
„Leben war unsicher; der Ackerbau, die Manufacturen, der
„Handel, nichts fand Beschützer, daher verfiel alles, und
„wurde gänzlich vernachläßigt.“

„So

„So infam als die brittischen Nabobmacher im Orient,
„setzten Roms militairische Despoten die Kayser ein und ab.
„Ja man sahe ein nie erhörtes Beyspiel. Die prätorischen Co-
„horten würdigten das römische Volk so tief herab, daß es dem
„nichtswürdigsten Sklaven, ja den Thieren gleich gesetzt
„wurde. Die Römer hatten sich ehemals selbst verkauft;
„dieses elende Privilegium ward ihnen aber nun verweigert.
„Die militairischen Bösewichter in den prätorischen Schaaren
„boten das römische Reich öffentlich dem Meistbietenden an,
„schlugen es dem Didius Julianus zu, einem reichen, wollü-
„stigen und unwürdigen Bürger, der das höchste Gebot ge-
„than hatte. So verkauften sie sich selbst und die ganze
„römische Welt öffentlich für Geld.“

„Im 4ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung,
„unter der Regierung des verachtungswürdigen Kayserś Ho-
„norius brachen zahllose Schaaren von Barbaren aus den
„nordlich-europäischen Wildnissen wie eine Sündfluth her-
„vor, und überschwemmten das ungeheure römische Reich.
„Ganz unbekannt mit den Wissenschaften, waren sie unfähig
„zu irgend einem Grad von Kenntnissen und Betrachtungen
„zu gelangen. Schwarze dicke Wolken der gothischen Nacht
„verdunkelten bald das schöne Bild der Wissenschaften, und
„verbargen alle Spuren der schönen Künste; so sank die euro-
„päische Welt stufenweise in Unwissenheit, Dummheit und
„Aberglauben, und in dem Zeitraum von einigen hundert
„Jahren zeigte sich auch kein Strahl von reinem litterari-
„schen Licht.“

„In der denkwürdigen Periode, da Wilhelm der „Bastard, Herzog von der Normandie in England einfiel, „und es nach dem Tode des Königs Herold und der Nieder„lage der Engländer in der Schlacht bey Hastings eroberte, „hatten einige Strahlen von wissenschaftlichem Licht angefan„gen durch die gothischen Wolken durchzubrechen, und die „europäische Welt zu erleuchten. Durch diese Eroberung „wurde die überwundne Nation in eine Lage gesetzt, die Ele„mente der Wissenschaften und der Cultur zu empfangen, und „ihre vormaligen rauhen barbarischen Sitten abzulegen. Die „Fortschritte der menschlichen Kenntnisse geschahn jedoch nur „stufenweise und langsam, selbst in andern Theilen von Eu„ropa, bis zum 14ten Jahrhundert, da die grossen Absichten „des wohlthätigen Wesens, das über alles herrscht, anfiengen „zu reifen. In diesem merkwürdigen Jahrhundert verbrei„tete sich die Litteratur über den größten Theil von Europa. „Das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und der Seecom„pas wurden erfunden, Luther erschien in Deutschland, und „es geschah eine Reformation in der Religion. Endlich gegen „Ende dieses Jahrhunderts entdeckte Columbus das grosse „südliche, und Cabot das grosse nordliche feste Land dieser „neuen Welt, America. *) Indessen wurde die Entdeckung „dieses glücklichen Landes, der Ort unsrer Geburt, für Zeiten „von

*) Der Redner verrechnet sich hier um ein Jahrhundert, denn wie bekannt wurde America nicht im 14ten, sondern im 15ten Jahrhundert 1492 entdeckt, und Luther erschien erst gar im 16ten.

A. d. H.

„von grösserer Freyheit, edlerer Denkungsart, und vollkom-
„menern Kenntnissen aufbehalten.“

„Die grausamen bürgerlichen Kriege, die vor Cabots
„Entdeckung hergiengen, hatten England mit Blut über-
„schwemmt, und dessen Einwohner wild gemacht. Nichts
„wahrhaft Edles, wahrhaft Grosses und Preißwürdiges wurde
„damals in diesem trübseligen Lande gefunden. Die Herab-
„würdigung der Menschheit und der Vernunft war der Ge-
„genstand des traurigen Zwists. Ein Volk, das den Absich-
„ten der Natur gemäß frey und glücklich seyn solte, wühlte
„damals in seinem Eingeweide, bediente sich des Schwerts
„ohne Gewissensbisse, und gebrauchte gegeneinander wechsels-
„weise das Beil und den Strick; alles dieses für die übelste
„Sache, für die Sache der Tyranney. Nicht wie die freyge-
„bohrnen Söhne von Athen und Sparta, die für die Frey-
„heit ihres Vaterlandes glorreich dem Tode trotzten, sondern
„streitend mit Bosheit und unerbittlichem Haß, um diesen
„oder jenen Despoten auf den Thron zu setzen. Hätte man
„die ruhige milde Stimme der umirrenden Vernunft gehüh-
„rend gehört, so würde das arme, unwissende, betrogne Volk
„von dem entehrenden Streit zurück gewichen seyn, überzeugt,
„daß die Folgen des brutalen Streits, die Sklaverey, die
„nämliche seyn würde, es mochte ein Tyran aus dem Hause
„York oder Lancaster die Oberhand behalten. Aber leider,
„waren die Gemüther des Volks damals durch die Sklaverey
„erniedrigt, und der Verstand mit Unwissenheit, Andächteley
„und Irrthümer bewölkt. Vasalschaft, die bitterste Frucht
„des Lehnsystems, war zu der Zeit noch in England in voller

„Kraft, und die Freyheit in diesem unglücklichen Königreich „unbekannt. König und Unterthan, Herr und Vasal, Clezi„sey und Layen, dieses waren die vornehmsten Unterscheidun„gen der Menschen. Dem Lehnrecht gemäß war der Lord „verbunden, dem König eine gewisse Anzahl Tage in seinen „Kriegen zu folgen; durch ein ähnliches Sklavengesetz war „auch der elende Vasal gezwungen mit seinem Herrn in Krieg „zu ziehn.“

„Der Graf von Richmond, der nachher unter dem „Namen als König Heinrich VII. regierte, erfochte den 22. Au„gust 1485 bey Bosworthfield einen Sieg, wodurch der un„barmherzige, blutdürstige Tyran, Richard III. Krone und „Leben verlohr, und so bahnte sich Richmond den Weg zum „Thron, worauf er keine gesetzmäßigen Ansprüche hatte. „Wenig Monat nachher vermählte er sich mit der Prinzeßin „Elisabeth, der Erbin des Hauses York, ältesten Tochter des „Königs Eduard IV. und hiermit wurde der blutige Streit „zwischen der rothen und weissen Rose auf ewig geendigt. „Die Frucht dieser Verbindung war die Prinzeßin Marga„retha, die 1502 mit Jacob, König von Schottland ver„mählt wurde, und veranlaßte, daß 118 Jahr hernach die „Krone England einer der größten Pedanten erhielt, einer der „lächerlichsten, verächtlichsten und infamsten Tyrannen, die je „einen Thron entehrt haben.“

„Unter der Regierung Heinrich VII. fieng der Handel „an das Haupt in England empor zu heben, Künste und „Wissenschaften giengen aus der Asche hervor, und die Manu„facturen wurden aufgemuntert. Es geschah eine Revolution

„in

„in den Sitten des Volks, die den Weg zur Revolution im „Regierungssystem bahnte. Die untern Volksklassen, die „bisher in einem Zustand der Unwissenheit und der Abhängig„keit von ihren Lehnsherren gehalten worden waren, fiengen „an durch Wissenschaften erleuchtet zu werden, und das ganze „Königreich bekam eine gerechte Meynung von der Würde und „den Rechten des Menschengeschlechts. Aber erst unter der Regie„rung der berühmten Königin Elisabeth, die den Thron 1558 „bestieg, geschah es, daß der Handel blühte, die Gelehrsamkeit „in Achtung kam, und die protestantische Religion wirklich im „Königreich eingeführt wurde. Glänzend, und im Ganzen „glücklich, war die lange Regierung dieser populären Königin, „die durch ihre rastlosen Bemühungen für die Sache der Frey„heit, die unterdrückten belgischen Staaten fähig machte, das „unerträgliche Joch des bigotten Tyrannen, Philipp II. von „Spanien, abzuwerfen, und völlig ihre Unabhängigkeit zu „gründen. Die Fortschritte der Freyheit erzeugten die Fort„schritte in Wissenschaften, in Künsten, in Manufacturen und „im Handel, und nun fieng der schöne Baum der Freyheit in „England an Blüthe zu tragen. Virginien wurde von Sir „Walther Raleigh entdeckt, und man versuchte Niederlassun„gen. Der Entdecker des Landes aber, wo wir nun wohnen, „war Gosnold. Nie führte ein Monarch den englischen „Scepter, der so sehr die Zuneigung des Volks genoß als die „Königin Elisabeth, auch liebte es keiner von ihnen so aufrich„tig und herzlich wie sie.“

„Nach ihrem Tode bestieg Jacob VI. von Schottland „den Thron, der Sohn der schottländischen Königin Maria

„und Roberts, Graf von Darnley, wie man behauptet, ob „gleich andre den italienischen Violinspieler, David Rizzio, „als Vater angeben. Traurig und erniedrigend für die Eng„länder war der Contrast zwischen ihrer letzten freundlichen, „großdenkenden und gebohrnen Königin, und diesem unguädi„gen, furchtsamen und verachtungswürdigen nordischen Pedan„ten. Heftig war der Haß einiger Grossen und Edlen der „englischen Nation gegen diesen drolligten König, und gegen „die Schwärme seiner Landsleute, die er nach seinen neuen „Staaten zog, und sie auf einmal zu Stellen von Gewalt „und Ansehn, ja zu den höchsten Würden des Reichs erhob. „Der Eigendünkel des pedantischen Monarchen, der sich ein„bildete, eine unerschöpfliche Gelehrsamkeit und eine nie feh„lende Beurtheilungskraft zu besitzen, vermochte ihn dahin, „sich mit den gottlosen sycophantischen Kirchschranzen zu ver„binden, und aus einem Richter ein persönlicher, geschwätziger „und wüthender Advocat gegen die Dissentirer zu werden, „die damals Puritaner hiessen, zu welchen auch unsre erleuch„teten, männlichen Verfahren gehörten.“

„Nachdem er als ein Sachwalter gestritten, und als „ein Richter entschieden hatte, gegen Menschen, die da wuß„ten, daß die Liturgie der englischen Kirche fast nichts anders „als eine Uebersetzung des alten papistischen Meßbuchs war, „und daß nur zu viele von den Formen und läppischen Cere„monien der römischen Kirche in der Kirche ihres Vaterlandes „beybehalten worden wären, so ließ Jacob zwey Proclama„tionen ergehn. Die eine gebot allen Jesuiten und päbstli„chen Priestern das Königreich zu verlassen; die andre befahl

„den

„den Puritanern sich ganz der bischöflichen Kirche gemäß zu „betragen, wobey er ihnen keine Hofnung zur geringsten „Nachsicht gab. So schwach auch dieser nichtswürdige Mo„narch war, so hatte er doch so viel Verstand einzusehn, daß „die Prelatur unter einer monarchischen Regierung immer „eine nützliche Maschine in den Händen ihres Meisters, des „Königs ist; * auch konnte er natürlich nicht vergessen, daß „die Bischöfe ihn täglich mit einer unumschränkten Gewalt „complimentirten, dahingegen die Dissentirer sich seinen königlichen Schwänken widersetzten, von seinen sinnlosen Lehrsätzen des duldenden Gehorsams und der Unwidersetzlichkeit „nichts hören wolten, und sich auf die Gesetze und das unbezweifelte Recht der Gewissensfreyheit beriefen, in Sachen, „die Gott und ihre eigne Seelen betrafen. Der intolerante „Eifer eines tyrannischen Oberpriesters, unterstützt von den „willkührlichen Grundsätzen eines unpolitischen Königs, erzeugte bald eine heftige Verfolgung wider die Puritaner. „Viele Familien, unter welchen die ersten unsrer frommen „Voreltern waren, wurden gezwungen, ihre Freunde, ihre „Verwandten und ihr Vaterland zu verlassen, und Freiheit „und Ruhe in fremden Ländern zu suchen.“

„Die ersten dieser Flüchtlinge, von ihrem ehrwürdigen „Pfarrer begleitet, giengen nach Holland, da sie aber dort „die Sitten des Volks ausgelassener fanden, als daß solche „mit der wahren Frömmigkeit bestehen konnten, so blieben sie „daselbst nur einige Jahre. Sie faßten den Entschluß von „königlicher und Prälatentyranney entfernt einen Zufluchtsort „in den Wildnissen dieser neuen Welt aufzusuchen. Mit der

„festen Zuversicht zu der Güte und Barmherzigkeit Gottes
„schifften sie sich nach dem Hudsonsfluß ein, überliessen sich
„dem tobenden Element des Meers, und waren völlig ent-
„schlossen als freye Menschen zu leben oder zu sterben. Ihre
„Sitten, die durch Wissenschaften und eine religiöse Erziehung
„gebildet, und in den Schulen des Trübsals und der Unter-
„drückung geübt worden, waren fromm, einfältig, mäßig,
„anständig, geduldig und entschlossen. Derjenige, der weder
„schlummert noch schläft, der alle Dinge im Himmel und auf
„Erden nach Wohlgefallen lenket, bedeckte sie mit seinen all-
„mächtigen Flügeln, und beschloß in seiner Weisheit, daß
„diese schreckliche Wüste die hülflosen Flüchtlinge aufnehmen
„solte.' Durch Arbeit und Geduld fielen die finstern dicken
„Wälder vor ihnen nieder, und das Land rund herum fieng
„bald an wie der Garten Eden zu blühen. Von Dankbar-
„keit gegen ihren gemeinschaftlichen Wohlthäter durchdrungen,
„regulirten sie die öffentlichen Ceremonien des Gottesdienstes,
„und da sie wohl wußten, daß die Religionsart eines freyen
„Volks grossentheils von erlangten Kenntnissen und öffentli-
„chem Unterricht abhängt, so stifteten sie sehr weislich Frey-
„schulen zur Erziehung der Jugend, in allen ihren Nieder-
„lassungen; Anstalten, von denen wir alle bis auf den heu-
„tigen denkwürdigen Tag die wohlthätigen Wirkungen empfin-
„den. So fieng das Etablissement dieses Landes an, nicht
„durch Unterthanen, die unter der Authorität und dem
„Schutz des Mutterlandes ausgesandt wurden, sondern durch
„eine unterdrückte, verfolgte Secte von Christen, die man
„gezwungen hatte aus ihrem Vaterlande zu fliehen, und
„erst in fremden Staaten, hernach aber in diesem
„damals

„damals uncultivirten Erdstrich einen Zufluchtsort zu „suchen.“

„England, denn das Königreich Großbritanien war zu „der Zeit noch nicht vorhanden, hatte keinen Antheil an der „Niederlassung, gab zu den Kosten derselben kein Geld her, „und war so weit entfernt als eine Nation die entstehenden „Colonien zu beschützen, daß vielmehr aus Eifersucht über „unsre wachsende Stärke durch königliche Proclamationen alle „Auswanderungen verbot, wodurch eine Menge Familien, „die alle begierig waren, die natürlichen Rechte der Men„schen zu geniessen, verhindert wurden, das Königreich zu „verlassen; ein gleiches geschah unter der folgenden Regle„rung des von Priestern geleiteten, falschen und verfluchten „(*execrable*) Tyrannen Carls I. da viele auf dem Punct „waren, sich hieher zu begeben, allein durch das Prerogotiv„verbot davon abgehalten wurden. Unsere entschlossene, „fromme und freye Vorfahren also, durch die Kraft ihres „freyen Geistes, und den unermüdeten Fleiß ihrer arbeitsa„samen Hände schufen dieses Land zu dem um, was es ist, „nachdem sie hier wider die Tyranney der Könige, der Prie„ster und der Edlen Ruhe gefunden hatten. Da sie mit „den grausamen, ungerechten englisch-gothischen Gesetzen „sehr unzufrieden waren, so beschlossen sie, einige der gerech„tern Gesetze der jüdischen Republik mit den besten englischen „zu vermischen, und so ein System der Jurisprudenz zu bil„den, das geschickter war die Gleichheit zu unterhalten, und „eine gleichere Vertheilung des Eigenthums unter den Burgern „eines freyen Staats zu befördern.“

„Es

„Es scheint nicht, daß wir in unsern blutigen Kriegen „mit den Wilden von England Hülfe, oder auch nur Schutz „erhielten. Man bekümmerte sich wenig um uns bis zur „Regierung des verschwenderischen, liederlichen königlichen „Götzen Carl II. Damals war dies Land schon durch „Volksmenge und Handel so beträchtlich geworden, daß es „die raubsüchtigen Augen der ministerialischen Harpien auf „sich zog, die bald eine ängstliche Begierde zeigten, ihre „hungrigen Günstlinge hier einzuquartiren, und Gelder von „den Descendenten selbst derjenigen Personen zu ziehn, die durch „die Tyranney und Andächteley der englischen Könige und „Bischöfe aus ihrem Vaterlande in die americanischen Wüste„neyen getrieben worden waren.“

„Der infame Eduard Randolph kam 1676 aus England „hier an, da nun die unabhängigen freyen Menschen dieses „Landes, die ihre eigne Würde fühlten, ihn nicht mit der „Unterwürfigkeit empfiengen, wie Sklaven ihren hochmüthi„gen Herrn empfangen, so faßte er einen unversöhnlichen Haß „gegen das Volk und die Regierung dieser Republik, schrieb „an seinen nichtswürdigen Monarchen, den Ministern und „Bischöfen, machte verschiedene Reisen nach England und „wieder zurück, so wie viele seiner neuern Brüder thaten, „stellte er die Handlungen unsrer männlichen Vorfahren ganz „falsch dar, desgleichen ihre Regierung des Staats und der „Kirche, schrieb, redte, arbeitete und wand sich durch alle „Krümmungen bis zu hohen Ehrenstellen, in Verbindung mit „einigen treulosen Verräthern, die damals dies ihr Vaterland „entehrten. Seine boshaften schändlichen Bemühungen hör-

„ten

„ten auch nicht eher auf, bis er die milde gleichmäßige Regie-
„rung in Massachusets umgewälzt hatte; an deren Stelle
„wurde hier eine willkührliche Tyranney gegründet. Seine
„ruchlosen ehrvergessenen Triumphe aber dauerten nicht lange;
„denn in weniger als drey Jahren wurde der Verläumder
„und sein despotischer Freund, der königliche Gouverneur, Sir
„Edmond Andros, durch die Hand der Gerechtigkeit von
„ihren neuen Sitzen der gesetzlosen Gewalt und des Geizes
„herunter geschleudert."

„Das heilige Feuer der Freyheit glimmte eine Zeitlang
„unter der Asche. Es zeigte nicht äusserlich den wohlthäti-
„gen Glanz, jedoch war es nicht ganz erloschen. In vorigen
„Zeiten war es von unsern tugendhaften Vorfahren sorgfältig
„bewahrt und in Ehren gehalten worden, und ihre wohlun-
„terrichteten Abkömmlinge hatten die helle Flamme davon
„gesehn. Die Vernichtung ihrer Vorrechte durch den Tyran-
„nen Jacob II. den letzten männlichen Monarchen aus dem
„verfluchten Stuartschen Hause, das die englischen Jahrbü-
„cher entehrt; die Hinderniße bey ihrem Handel; die
„Einschränkung der Preßfreyheit; die Unterdrückungen, Er-
„pressungen und die Insolenz des neuen exotischen Gouver-
„neurs, des nichtswürdigen Randolphs und andrer königs-
„lichen Günstlinge, brachten das Volk in Harnisch, und we-
„heten die beynahe verloschnen Funken der öffentlichen Frey-
„heit an; die Flamme brach aus mit unaufhaltbarer Wuth,
„und vertrieb alle Feinde der Freyheit."

„Es war der 18. April 1689, daß die Einwohner dieses
„Landes auf einmal zu den Waffen griffen; unter Anfüh-
„rung

„rung des wackern jungen Nelson marschirten sie gerade auf „die Citadelle los, und zwangen den Tyrannen Andros, das „Fort und die Regierung auf Discretion zu übergeben, desgleichen den Randolph und alle Verräther auszuliefern, die „daselbst Schutz gesucht hatten.“

„Eine ihnen unbekannte Revolution war zwey Monat „vorher in England geschehn, und der Prinz und die Prinzeßin von Oranien hatten mit Genehmigung der ganzen Nation den von dem herumstreifenden Tyrannen Jacob II. erledigten Thron bestiegen. Der neue König und die Königin „bewilligten uns eine neue Charter, und unser Vaterland kam „wieder in Flor; die Sitten unsrer Vorfahren wurden erhalten, und die aufkeimende Nation mit dem nämlichen unabhängigen Freyheitsgeist genährt, der ihre Väter so vortheilhaft ausgezeichnet hatte; die öffentlichen Schulen wurden beschützt und aufgemuntert, und der ganze Volkskörper „erhielt nützlichen Unterricht.“

„Die nämlichen Ursachen erzeugen die nämlichen Wirkungen und die Sitten und Grundsätze unsres Volks, das „durch einerley Erziehungsmethode gebildet worden, ist, Gott „sey Dank, bis auf den heutigen Tag fast ganz den grossen „Vorfahren ähnlich. In keinem Theil der bewohnten Erde „sind nützliche Kenntnisse so allgemein verbreitet, als in unserm Vaterlande. Wer hat wohl hier einen Jüngling gesehn, der nicht schreiben kann? Wer kennt wohl einen „eingebohrnen Knaben, der unfähig ist die Bibel zu lesen? „In welchem andern Lande versteht das Landvolk, das die „Producte der Erde zu den täglichen Märkten bringt, so leicht

„zu

„zu rechnen, und vermittelst arithmetischer Methoden so genau die „Preise der zahlreichen Artikel zu bestimmen, die sie verkau„fen? Wo ist das Volk, das sich so durchaus um alle poli„tische Materien interessirt, als unsre Mitbürger? Wer ist „besser mit den mannigfaltigen täglichen Ereignissen in der „Welt bekannt, als der ganze Körper dieses Volks? Wer „debatirt freyer? Wer, im Ganzen genommen, beschließt „gerechter? Und wem sind wir diese unschätzbare Vortheile, „diese characteristische Unterscheidungszeichen eines erleuchteten „Volks schuldig? Nächst Gott kommen alle diese Wohlthaten von der Frömmigkeit, Weisheit und Bedachtsamkeit „unsrer berühmten Vorfahren her, die in der Ueberzeugung, „daß die Sitten und Grundsätze eines Volks von der Erzie„hung abhangen, Sorge trugen, öffentliche Schulen anzu„legen, damit ein jeder in den Wissenschaften, in der Reli„gion, und der bürgerlichen Freyheit unterrichtet werden „konnte.“

„Von der Zeit der neuen Charter an fiel unter uns „nichts so Erhebliches vor, daß es jetzo unsre besondre Auf„merksamkeit verdienen solte. Allein unter der folgenden Re„gierung der Königin Anna, der letzten des Stuartschen Na„mens, die den englischen Thron füllte, ereignete sich eine „Begebenheit von der größten Wichtigkeit so wohl für uns, „als für die Engländer. Es wurde eine Statute gemacht „zur Vereinigung der beyden Königreiche England und „Schottland. Der 4te Artikel derselben enthielt folgendes: „Alle Unterthanen der vereinigten Königreiche solten „völlige Handels- und Navigationsfreyheit haben

„nach

„nach allen Häfen dieser Königreiche und der denselben „ben unterworfenen Ländern, und überhaupt sollen auch „alle andre Rechte, die den Unterthanen eines Königreichs gehören, beyden gemein seyn.“

„Durch diesen Artikel geschah es, daß unsre zärtliche, „ernährende Mutter, wie man sie höchst falsch und unverschämt genannt hat, ohne unsre gesetzgebenden Körper zu „fragen, oder die Einwilligung irgend eines Americaners zu „begehren, die Hälfte aller Personen und des Eigenthums „von America einem fremden Lande übergab, und zwar einem „solchen, das bald eine rasche, grausame und unerbittliche „Stiefmutter wurde. Unsre Landsleute, die von einer närrischen Zuneigung zu dem Lande geblendet waren, dessen Unterdrückung unsre freygesinnten Stammväter in diese entfernte Weltregionen, in wilde Wüsteneyen getrieben hatte, „zeigten sich als Kinder, die noch nicht zu Verstande gekommen, und ohne Nachdenken ihre Eltern immer Recht zu „haben glauben; sie verhielten sich bey diesem willkührlichen „Verfahren ruhig, und murreten nicht einmal über die Ausführung des unnatürlichen und für uns so ungerechten „Entwurfs.“

„Großbritannien, unsre neue Mutter, machte nunmehr unsre Könige, ernannte unsre Gouverneurs, und war „gütig genug, viele von ihren dürftigen Söhnen zu uns zu „schicken, die von den Früchten unsrer Arbeit lebten, die da „ärnteten, wo sie nicht gesäet hatten; noch mehr, Britannien „schuf hier großmüthigerweise Stellen für ihren und ihrer „Creaturen Vortheil. Mancher Bierwirth, der bey Parla-

„ments-

„mentswahlen eine Stimme hatte, wurde zu einem Gentle-
„mann umgestutzt und hieher geschickt, mit dem Auftrag, die
„Hand zu insultiren, die ihm sein tägliches Brod reichte.
„So sehr uns auch dieses beleidigende Verfahren mißfiel, so
„unterwarfen wir uns doch unserer fühllosen, eigennützigen
„Stiefmutter, und machten nicht einmal gegen diese unge-
„rechten, grausamen Usurpationen Vorstellungen.“

„Großbritannien stürzte sich in einen Krieg mit Frank-
„reich und Spanien, und weil wir als ein Theil ihres Eigen-
„thums angesehn waren, so wurden wir mit ihren Feinden
„auch Handgemenge, obgleich uns diese keine gründliche Ur-
„sache zum Streit gegeben hatten. Um sich an Großbri-
„tannien zu rächen, vernichteten diese Feinde unsern Handel,
„und droheten von dem damals furchtbaren Hafen Ludwigs-
„burg aus, unsre Fischereyen gänzlich zu zerstören. In die-
„ser critischen und von uns nicht veranlaßten Lage flogen unsre
„Landsleute zu den Waffen. Mit einer kleinen aber ent-
„schlossenen Schaar kühner Männer, unerfahren in den
„neuern Kriegsmethoden, wurden die alten französischen Krie-
„ger angegriffen, und gezwungen, ihre vermeintlich unüber-
„windliche Festung in weniger als drey Monate der Land-
„miliz von Neuengland zu übergeben.“

„Bey der Eroberung von Cap Breton war der kühne,
„unternehmende, unbezwingbare Geist unsrer Väter ganz in
„ihren muthvollen Söhnen sichtbar. America freute sich
„über ihre Kinder, Massachusett jauchzte, und die europäische
„Welt war erstaunt über diese unerwartete grosse Be-
„gebenheit.“

„Unsre gute zärtliche Stiefmutter zeigte bald hernach „ihre mütterliche Neigung zu ihrem geliebten Sprößling; denn „ohne erst um unsre Einwilligung zu fragen, gab sie dem „Feinde das nordamericanische Dünkirchen wieder. Man „kann die Frage aufwerfen: Durch welches Recht schaltete „Großbritannien so willkührlich mit der durch unsre Waffen „gemachten Eroberung? Die Antwort ist: Durch dasselbe „Recht, das es nachher so öffentlich gestand, und so hochmü„thig behaupten wolte, nämlich America in allen Fällen ohne „Ausnahme zu binden. Ein Recht, wodurch das Leben von „uns allen, unsre Freyheiten und unser Eigenthum dem ge„setzlosen Verfahren Britanniens Preiß gegeben wurde, wo„durch es einen jeden Einwohner von America, und alle „Ländereyen dem Sultan des Orients, dem Kayser von Ma„rocco, oder irgend einem andern Despoten der asiatischen „oder der europäischen Welt verkaufen konnte."

„Angenommen, daß Massachusett ursprünglich eine von „Großbritannien ausgeschickte und von ihr beschützte Colonie „war, welches ich jedoch weder einräumen werde noch kann, „so folgt doch daraus ganz und gar nicht, daß ein solches „Recht über uns gesetzmäßig ausgedehnt werden solte. Colo„nien, sagte der corcyreische Gesandte zu den Athenienfern, „werden nicht ausgesandt um Sklaven, sondern um gleiche „Mitbürger mit denen zu seyn, die zurück bleiben; und „Flaminius, der römische Proconsul in Griechenland, nach„dem er wieder in Rom angekommen war, sagte den Gesand„ten des Königs Antiochus im öffentlichen Senat, daß man „nicht griechische Colonien nach Elis und Jonien geschickt

„habe,

„habe, um in der Sklaverey der Könige zu schmachten, son-
„dern dieses grosse Volk über die Welt zu verbreiten. Wie
„verschieden waren die Begriffe und Erklärungen dieser be-
„rühmten Alten in Ansehung der Colonien von denjenigen, die
„unsre vorige ungnädige Stiefmutter unterhielte und be-
„haupten wolte.“

„Unter der Regierung Georg II. machte dies brittische
„Parlament eine Acte unter dem Titel: Zum Besten der
„schleunigen Bezahlung der Schulden in Sr. Majestät
„Plantationen in America, wodurch eine neue Beweiß-
„art, den englischen Gesetzen unbekannt, hier eingeführt
„wurde. Der Eid eines erkauften oder meineidigen Böse-
„wichts hatte auf das Eigenthum eines jeden Americaners
„disseits des Weltmeers Einfluß. Unsre Manufacturen wur-
„den bald nachtheilig gehemmt, der freye Gebrauch des ge-
„meinen Elements, des Wassers uns untersagt, ja selbst in
„einigen Fällen die Bearbeitung unsrer eignen rohen Mate-
„rialien uns verboten; Beleidigungen und Unterdrückungen,
„die groß und schmerzhaft waren, aber in Vergleich mit den
„unerträglichen Sklavenketten der folgenden tyrannischen Re-
„gierung gering genannt werden konnten.

„Im Jahr 1756 *) brach ein andrer Krieg zwischen
„Großbritannien und Frankreich aus, den das Geschrey vieler

*) So wenig man geneigt ist, das Gewäsche dieses saubern Redners zu corrigiren, so ist es doch nöthig hier zu bemerken, daß der Krieg nicht 1756, sondern 1755 ausbrach, welches natürlich der bostonsche Demosthenes hätte wissen sollen.

A. d. H.

„brittischen Kaufleute veranlaßte, die erstaunliche Reichthümer „durch den Tobackshandel, den Pelzhandel und den Handel „nach den südlichen Colonien, wie man sie damals nannte, „erworben hatten. America verband sich Hand in Hand „mit ihrer harten Stiefmutter, und setzte sie in Stand, un„terstützt von den erhabenen Fähigkeiten eines grossen Staats„manns, ihre Flagge triumphirend durch die vier Theile der „Erde zu führen. Ehe dieser Krieg aber geendigt wurde, „starb der gute alte König, reich an durchlebten Jahren und „an Ruhm. Die glänzenden Tage Britanniens fiengen nun „an dunkel zu werden; sie wurden bald verfinstert, durch „Wolken, Stürme und Ungewitter, die bestimmt waren, „ihr Reich bis zum Mittelpunct zu erschüttern.“

„Ein junger — Monarch — — —
— — — — — — — — — *)
„folgte Georg II. und beschloß, seinen Liebling aus dem ver„fluchten Stuartschen Hause zu den vornehmsten Staatswür„den zu erheben, zum Nachtheil der geschicktesten Staatsmän„ner und der edelsten Familien in England. Ein jeder wah„rer Whig und Freund der Revolution von 1688 wurde bald „ausge-

*) Das hier Ausgelassene enthält die gröbsten Schimpfwörter gegen den jetzt regierenden König, deren sich der niedrigste englische Pöbel im Rausch kaum bedient, die aber ein sogenannter americanischer Gelehrter, mitten im Frieden, und zwar bey einer sehr feyerlichen Gelegenheit sich erlaubte.

A. d. H.

„ausgezeichnet, und als ein Feind des Reichs betrachtet. Fast „jede Gouvernementsstelle in England wurde in Zeit von we„nig Monaten verändert, und hernach ein venales Parlament „bestochen, um öffentlich einen schändlichen Frieden zu be„kräftigen.“

„Der tyrannische Günstling, der so wie seine ganze „Familie ein Feind der öffentlichen Freyheit war, wandte „seine Blicke auf dieses schöne Land eingebohrner Freyheit, „und beschloß die Früchte der Sorgfalt unsrer grossen Vorvä„ter zu vernichten. Es ist indessen wahr, daß die aufge„brachten Engländer nicht lange warteten, sondern den Elen„den zwangen, seinen öffentlichen Posten aufzugeben, und „hinter dem Thron Schutz zu suchen. Hier war er nun „gegen den Sturm der Patrioten gesichert, daher er seinen „königlichen Zögling und seine nichtswürdigen Creaturen dahin „vermochte, uns vermittelst Parlamentsacten zu plündern, „und kühn zu behaupten, daß wir keine Ansprüche auf irgend „ein Recht hätten, als was unsre eigennützige Stiefdame uns „zu geben beliebte. Da er fand, daß ihr euch laut auf Gesetze, „auf Gerechtigkeit und auf die Vorrechte freyer Americaner „beriefet, so beschloß er durch Gouverneurs von seiner Wahl „und aus seinem Lande mit Hülfe eines stehenden Kriegsheers „America despotisch zu unterjochen. Ihr erinnert euch, „meine Mitbürger! nur zu wohl der traurigen Wirkungen, „die dieses in unsre Stadt einquartierte Heer veranlaßte.“

„Die Nacht vom 5ten März 1770 ist zu denkwürdig, „um vergessen zu werden. Es war eine Nacht voll Greuel „und Finsterniß! Die unschuldigen unbewafneten Einwohner

„dieser friedsamen Stadt fielen als Opfer der brutalen Wuth „der erkauften Sklaven Georg III. Zu allen Arten von „Beleidigungen mußte noch zuletzt diese höllische That kom„men. Mich dünkt, die Schrecken dieser Nacht stehen vor „meinen Augen! Ich sehe eure Strassen mit Mord und „Blut befleckt! Ich höre das verwirrte Getöse von Feuer„gewehr, Wuth und Tumult! Ich sehe die gottlosen wil„den Mörder den reulosen Stahl durch die Brust liebens„würdiger Jünglinge stossen. Ich sehe den gefallenen sterben„den Maverick! Ich höre das Kreischen von Matronen „und Mädgen! Ich höre die Erde stöhnen, und den erschüt„terten Wolkenhimmel es wiederhallen.“

„Aber auf einmal erscheint der grosse, der unbezwing„liche Patriot Adams, der standhafte, entschlossene Vater „unsrer glorreichen Revolution, umringt von einer edlen „Schaar braver Männer, Bewohner dieser Stadt. Sie „kommen aufmarschirt in einer langen Linie. Der Tumult „hört sogleich auf. Stillschweigend paßiren sie die brittischen „Wachen, überdachte Tapferkeit athmete in jeder Seele, und „der Gedanke an grosse Rache erfüllte jede männliche Brust. „Die Proceßion geht langsam zu dem feyerlichen Tempel „ihres Gottes, und hier wird beschlossen, daß alle brittische „Soldaten sich sogleich entfernen sollen. Niemand untersteht „sich nun diesem Entschluß zu trotzen; die erschrockenen „militärischen Halsabschneider fliehen aus der Stadt, und „Ruhe und Ordnung nehmen wieder ihre alten Sitze ein.“

„Neue Methoden von Erpressungen werden wieder in „Britannien ausgedacht, und mehr Truppen hieher geschickt,

„um

„um euch ins Joch zu schrecken. Die reine Flamme der „Freyheit, die unsre ersten Vorfahren so hellbrennend zurück„gelassen hatten, bricht nun von neuem hervor, und schlägt „an die Mündungen der Canonen ihrer Kriegsschiffe. Der „geweihete Thee wird in Ocean geworfen, und die Tyrannen „und Verräther des neu errichteten Zollhauses fliehen, und „verbergen ihre vermaledeieten Häupter unter den brittischen „Truppen. Großbritannien sperrt euren Hafen, beraubt „euch des gemeinen Elements, das der gütige Weltvater für „alle schuf, und versucht vergebens den Sitz der öffentlichen „Tugend öde zu machen. Um euch noch mehr aufzubringen, „werden, so wie unter Jacob II. von der tyrannischen Stuart„schen Race, alle eure Charters vernichtet.“

„Nun wird all euer Gefühl lebendig! Ihr tugend„haften Söhne der Freyheit, Bowdoin, Hancock, Adams! „Hancock, Adams, Bowdoin! berühmte Namen, ewig „geehrt und ewig theuer! Ihr verließt diese befleckte „Stadt, um euren neu gebildeten Senat im Felde zu ver„sammlen. Die freyen Bürger bewafnen sich, und sind „entschlossen, ihr Vaterland zu retten, oder in dem grossen „Versuch umzukommen.“

„Endlich brechen die Kriegsflammen aus. Die gedun„genen Truppen der Finsterniß gebrauchen ihre Mordwaffen „gegen unsre schuldlosen Landsleute. Wuth und Rache „bemächtigte sich nun jeder Brust. Unsre Landmiliz stürzt „hervor, um zu fechten, und so schlecht sie auch bewafnet wa„ren, vertreiben sie doch den Feind. Percy und Douglas, „die, wie es im Trauerspiel heißt, gegen eine Welt in Waf„fen

„sen sich zu kämpfen getrauten, wurden bald gezwungen zu „fliehen, und dieses durch die rostigen Schwerter und unpo„lirten Flinten unsrer Mitbürger, die kühn auf den stolzen „Feind losdrangen."

„Der Todeskampf bekam aber bald ein schwärzer An„sehn. Die verstärkten Britten brechen hervor, um unsre „rohe Miliz aus ihren Linien bey Bunckers Hill zu vertrei„ben. Nun, nun, ihr tugendhaften Söhne eurer grossen „Väter, vergeßt nicht, von wem ihr entsprossen seyd! „Glänzt! Glänzt durch eure angestammte Tapferkeit! „Erinnert euch und rächt eure ermordeten Brüder!"

„Ich sehe, daß in allem blendenden Pomp militäri„scher Parade der in Schlachtordnung gestellte Feind sich „nähert. Die seidnen Paniere wehen gegen die Soune, „die fein polirten Waffen blinken schrecklich durchs Feld von „der See und vom Lande; die Canonen brüllen und schleu„dern eiserne Donnerkeile, während daß tödtende Stücke von „berstenden Bomben rund um die bedroheten Linien fliegen, „dicke schwarze Wolken von Rauchsäulen sich bilden, und „Feuer und Flammen sich überall verbreiten. Mitten unter „dieser feyerlichen schrecklichen Scene, mit mehr als sparta„nischem Muthe gestählt, steht unsre rachdürstende Miliz. „Sie spottet der Furcht, und bietet dem Feind die „Stirne."

„Nun in der Nähe von fast Hand zu Hand entwickelt „der Feind seine schreckende Fronte. Auf einmahl fliegen „fünfhundert feurige Todesboten, von den Freyheitssöhnen „wohl

„wohl gezielt abgefertigt, unter die verwegenen Stürmer.
„Die regulären Krieger fallen nun in Haufen über einander
„hingestreckt! Die stolzen Angreifer machen Halt. Von
„neuem fliegen die tödtlichen Kugeln wie Hagel umher. Die
„Britten kommen in Unordnung und ziehen sich langsam
„zurück. Scham, Wuth und Rache aber wirken auf die
„Fliehenden. Sie formiren sich abermals; ihr Marsch ist
„wohl geordnet, und ihr Entschluß durchaus die Linien zu
„stürmen. Ein neuer und wieder ein neuer rächender Feuer-
„hagel fällt auf sie; sie fühlen abermals den bleyernen Tod;
„sie bluten, sie fallen, sie kommen wieder in Unordnung, sie
„fliehen. Noch einmal ziehen ihre muthigen Anführer die
„zerstreuten Truppen zusammen, um noch den letzten ver-
„zweiflungsvollen Versuch zu machen. Es strömt neues
„Blut. Die Freyheitssöhne ziehn sich nun zurück, allein
„nicht eher, bis alle ihre Munition ganz ausgeleert ist.“

„Der vortrefliche Warren, ohne sein kostbares Leben
„zu achten, betrachtet eine schändliche Flucht mit Abscheu,
„und bleibt auf dem Schlachtfelde; der Held seines Landes,
„und seines Landes Stolz! Obgleich innerhalb diesen
„Mauern seine modernden Gebeine liegen, ohne ein Denk-
„mahl um den Ort zu bezeichnen, so wird doch sein Andenken
„den spätesten Zeitaltern unvergeßlich seyn.“

„Denjenigen grosse Ehre zu erzeigen, die ihr Leben für
„das Vaterland kämpfend hingegeben haben, ist eine gerechte
„Schuld. Die Beredsamkeit eines Morton ist innerhalb
„diesen geheiligten Tempel für diese edle Sache angewandt
„worden; er hat durch grosse rhetorische Figuren den erha-

„benen Chracter und glorreichen Tod des heldenmüthigen „Warren verewigt. Da aber die ganze Erde das Grabmahl „berühmter Männer ist, so ist auch Warrens Ruf, und seine „ruhmvollen Thaten in aller Menschen Andenken, und also „weit erhaben über marmorne Denkmähler, Localinschriften, „oder zierliche Trauerreden."

„Der kühne unternehmende Geist so neu formirter „Truppen, die ausserdem so schlecht bewafnet, als elend bekleidet waren, und das schreckliche Blutbad, das sie in der letzten Schlacht anrichteten, brachte die stolzen Söhne Britanniens dahin, günstiger von denen zu denken, die sie bisher „in den Schlachtfeldern verächtlich betrachtet hatten."

„Adams und Hancock wurden bald hernach aus dem „ganzen Volk auserkohren und namentlich proscribirt. Ihr „grossen Freunde der Freyheit jauchzet! Heil Euch Ihr „erhabene Patrioten! Wenn je in künftigen Zeitaltern die „Geschichte Americas die Bewunderung der Welt seyn wird, „so werden eure Namen wie Planeten glänzen, wenn jeder „Edeldenkende mit Abscheu von dem verächtlichen, ohnmächtigen Proscriptor zurückbeben wird."

„Endlich, um euer Gefühl, meine Mitbürger! aufs „tiefste zu verwunden, so bemächtigen sich diese barbarischen „Verwüster eurer geheiligten Tempel. Die Religion wird „entweiht. Die heiligen Oerter, wo sich eure frommen „Väter versammleten, um den Gott ihres Heils anzubeten, „werden geschändet. Wo anbetungsvoll die frommen Füsse „andächtiger Christen hintraten, ertönt nun der rasselnde Huf

„von

„von Zugpferden, und das Geklatsche zerfleischender Peitschen.
„Wo dankvolle Hymnen und laute Hosannas zum unsterbli-
„chen König emporstiegen, schallen jetzt von den Dienern der
„Hölle erschreckliche Flüche, und schändliche Zoten bilden ein
„Echo. General Gage verletzt gottloß die Treue der Tracta-
„ten, und eure Mitbürger werden gröblich beleidigt, unter-
„drückt, geplündert und eingekerkert.“

„So wurden eure Gefühle gemartert, eure Rechte ge-
„kränkt, und auf eine Art geschmälert, die Feigherzige selbst
„nicht geduldet haben würden.“

„Gott sey Dank! Der Anbruch eines glücklichen
„Tages zeigt einen heitern Prospect. Die Feinde, diese
„brutalen Söhne der Gewaltthätigkeit, die unsre Truppen
„im Besitz der Anhöhen von Dorchester sehen, und die ge-
„rechte Rache eines durch Unterdrückung bis zur Wuth getrie-
„benen Volks fürchten, verlassen die Stadt auf ewig, ent-
„fernen sich von unsern Ufern, und fliehen nach Halifax.“

„Einige Monat nach dieser Flucht bedeckte der Feind
„die Meere mit seinen Flotten, und transportirt grosse Kriegs-
„heere sowohl von Eingebohrnen als von Miethsoldaten über
„das Weltmeer, um unser Land zu verwüsten.“

„Man weiß nicht, wem man am meisten verfluchen soll,
„den fühllosen nichtswürdigen Despoten von * * * * *, der
„sein elendes Volk verkaufte, oder den verblendeten, rachgie-
„rigen und hartnäckigen * * * * *, der alle Spuren öffent-
„licher Freyheit aus America vertilgen wolte.“

„Aber

„Aber der grosse, der wichtige Tag erscheint. Laß die „Welt jauchzen! Der Congreß, und dessen berühmter Pre„sident, der kurz zuvor proscribirte Hancock, unser geliebter „Landsmann, proclamirt förmlich, daß wir dem brittischen „Tyrannen entsagen, und daß America frey und unab„hängig sey.“

„O glorreiche Handlung edler freygebohrner Seelen, „die bald Friede, Freyheit und Sicherheit unserm so sehr ge„kränkten Vaterlande geben, und hier einen Zufluchtsort er„öfnen wird, für alle Völker unter dem Himmel, die un„terdrückt sind!“

„Die Zeit erlaubt mir nicht, hier alle glänzende Thaten „und alle grosse Kriegsbegebenheiten zu erzählen, eben so „wenig als ein Gemählde von allen euren Helden, Staats„männern und Patrioten zu entwerfen.“

„Der unglaubliche, lange und beschwerliche Marsch, den „eure Armee durch den östlichen Theil dieses Staats, und „durch zuvor nie betretene Wüsteneyen nach Canada machte; „der meisterhafte Rückzug eurer Truppen von Longisland „ohne den Verlust eines einzigen Mannes, ob er gleich in „der Nähe eines Flintenschusses von der stärkern feindlichen „Armee geschah, die mit zweyhundert Canonen versehn war; „die Niederlage und Gefangennehmung der Hessen bey Tren„ton und Princetown in einem so critischen Zeitpunct; die „Niederlage und völlige Uebergabe zweyer brittischen Heere „bey Saratoga und Yorktown, nebst den hölischen Grausam„keiten und wilden Mordthaten, die so lange die brittischen „Waffen

„Waffen entehrten, alles dieses sind Gegenstände für künftige „Geschichtschreiber und Dichter.

„Das Andenken und der Fall des vortreflichen Mont„gomery, und des braven Mercer wird bey allen Freunden „der Freyheit in America unvergeßlich seyn; auch werden „die Namen Lincoln, Knox, Steuben, Gates und Green „immer auf der glänzendsten Rolle der Fama stehn. Der „grosse, der mächtige Washington aber, wird wie die Sonne „bis ans Ende der Zeiten scheinen. Washington, in dem „wir den Gelehrten, den Staatsmann, den Helden, den „Patrioten, den Philosophen und den Christen vereinigt sehn, „der durch höchst bewundrungswürdige politische Maaßregeln seine „braven, unbezahlten, tugendhaften Truppen auseinander gehn „ließ, und sie dahin vermochte, sich bereitwillig unter ihre „Mitbürger zu mischen. Nach dieser That zog sich unser „vielgeliebter Feldherr mit der Seelengröße eines Cincinnatus „von seinem erhabenen Posten zurück, und erwählte sich die „mehr ruhigen und mehr glücklichen, obgleich weniger scheinen„den Scenen des ländlichen Privatlebens.“

„To do full justice to whose glorious name,
„Would burst the cheeks, and rend the trump
of fame.“

„Wolte man seinen glorreichen Namen nach Verdienst „preisen, so würden die Backen der Fama platzen, und ihre „Trompete zerspringen.“

„Wie lange müssen wir in den Geschichtsbüchern suchen, „bis wir ein gekröntes Haupt finden, das gut, liebenswürdig,

„wohl-

„wohlthätig, ein Freund der Freyheit und der Menschen ist.
„Wie sehr muß es uns daher vergnügen, wenn wir unsern
„grossen, guten und erhabenen Bundsgenossen von Frankreich
„betrachten, in dem jede Tugend glänzt, die nur eine Krone
„zieren kann! brav, freygebig, gerecht und menschlich; der
„zärtliche, gütige, nachsichtsvolle Vater eines edlen, groß-
„müthigen, sehr cultivirten Volks, und der standhafteste Freund
„unsrer vereinigten Staaten. Möge er doch lange regieren!
„Möge er doch lange leben! als eine Ehre der Königsrace, als
„eine Zierde von Europa, und noch mehr als ein öffentlicher
„Segen fürs Menschengeschlecht.“

„Unter seinen Edlen glänzt keiner mit grösserm Lustre
„als unser kürzlich aufgenommener Mitbürger, der brave, der
„wirklich liebenswürdige Marquis de la Fayette, der für die
„Sache der Freyheit und unsers tief gekränkten Vaterlandes
„sein männliches Schwert zog, alle Vergnügungen des wol-
„lüstigen Paris, seine schöne Gemahlin, und sein so innig
„geliebtes Söhnchen verließ, um in den schreckensvollen Fel-
„dern des Todes an der Seite unsers grossen Heerführers zu
„kämpfen und zu siegen.“

„Die Britten wurden endlich in America überwunden,
„der Friede geschlossen, und unser voriger, jetzt abgeschworner
„König war gezwungen, uns auf die feyerlichste Art für frey
„und unabhängig zu erkennen.“

„Wir fiengen bald an den Segen eines freyen unein-
„geschränkten Handels zu geniessen. Die ganze europäische
„Welt beeiferte sich unsre Hafen zu füllen, und unsre Freund-
„schaft

„schaft zu suchen; währender Zeit ein jeder nach der „Schrift bey seinem eignen Weinstock und unter seinem eignen „Feigenbaum saß, und niemand ihn schreckte.“

„Allein durch den guten Erfolg aufgeblasen und durch „das Glück verblendet, verliessen wir unsre einfachen Sitten, „und fiengen an den Luxus, die Thorheiten und Moden der„jenigen Nation anzunehmen, die wir noch so kürzlich alle „Ursachen zu verwünschen hatten; wir nahmen sinnloß ihre „Manufacturwaaren an, und zogen sie denen vor, die uns „unsre Alliirten und Freunde sandten.“

„Verschwendung und Ausschweifungen wurden bald „das Looß aller unsrer Volksklassen, und so lächerlich war der „Triumph der Thorheit unter uns, daß selbst unsre Landmäd„gen, wenn sie Lebensmittel zu Markte brachten, sowohl auf „Karren sitzend als zu Pferde reitend durch die Strassen zogen, „mit entstellten befiederten Köpfen; die Federn von Strauffen „und andern exotischen Vögeln.“

„Eine so schleunige Ausartung und Herabsinkung in „unsern Sitten hat uns tief in Schulden gestürzt, Schwierig„keiten erzeugt, uns unser baares Geld entzogen, und uns „höchst verächtlich gemacht. Von diesem Staat allein sind „über drey Millionen Dollars nach Großbritannien geschickt „worden. Was haben wir für eine so ungeheure Summe „Geldes aufzuweisen? Doch, vielleicht ist es gut für uns in „dieser Unruhe gewesen zu seyn! Der Gott unsrer Väter, „der das Ueble zum Guten wendet, hat wahrscheinlich zu un„serm Besten zugelassen, daß wir so zeitig mit dieser tollen „Wuth

„Wuth nach Ausschweifungen angesteckt werden solten. Die „Armuth muß uns bald zur Ueberlegung bringen, und ich „hoffe gewiß, sie wird uns bessern. Thun wir es nicht, „so wissen wir schon die unausbleibliche Folge unsrer politischen „Vernichtung. Kein Staat, kein Reich ist noch je so stark „gefunden worden, um die tödtenden Ströme des einbrechen„den Luxus aushalten zu können. Wir haben daher keine „Ursache zu hoffen, daß das jugendliche Alter unsrer Staats„verfassung Kraft genug besitzt, den Wirkungen derjenigen „Krankheit zu widerstehn, die von je her die größten Reiche „und mächtigsten Staaten der Welt in Staub gelegt hat. „Laßt uns daher, meine Mitbürger! von dem heuti„gen Tage an fest beschliessen, und zwar jeder für sich, uns „zu ändern, alle unnütze Ausgaben zu vermeiden, und unser „Vaterland zu retten! Laßt uns zu den Grundsätzen und „den einfachen frugalen Sitten unsrer frommen Vorfahren „unsre Zuflucht nehmen. Americaner! zeigt euch als weise „Männer, so wie ihr euch vor den Augen der ganzen Welt „als tapfre Männer bewiesen habt. Laßt mich euch darum „anflehen, laßt mich euch darum beschwören, meine Lands„leute! Ja! ich beschwöre euch bey eurer Religion, bey „eurer Liebe zur Freyheit, zu euren Weibern, und zu eurem „Glück, ohne Aufschub dieses schädliche, dieses unmännliche, „dieses verheerende Laster zu verbannen, das den Ruhm „eurer Väter, der Würde eures Landes, ja eurer selbst so „unwerth ist! Laßt die Grossen und Reichen von diesem „merkwürdigen Tage an ein Beyspiel wahrer Mäßigkeit und „anständiger Oeconomie geben. Laßt unsre gesetzgebende „Gewalt Prachtgesetze machen, um die Fortschritte des

„gegen-

„gegenwärtigen Uebels zu hemmen. Ihr ehrwürdige Väter „unsers Landes! Man hat euch mit voller Gewalt versehn, „den Staat zu retten, und ihr werdet also Gott und eurem „Vaterlande von der getreuen Ausübung dieser so wichtigen „und heiligen Pflicht Rechenschaft geben müssen. Wenn die „Leichtsinnigen und Wollüstigen, ohne an sich, an ihre Fa„milie und ihr Vaterland zu denken, dennoch in diesem schäd„lichen Luxus und Ausschweifungen fortfahren wollen, so „laßt wenigstens den Staat von ihren Thorheiten Vortheile „ziehn. Macht eine Auflage auf alle Artikel unnöthiger „Kleidungsstücke, auf Prunk und eitle Ausgaben; und „diese Taxen laßt nicht geringe seyn. Hievon macht einen „Fond, wenn ihr keinen andern finden könnt, um diejenige „Schuld zu bezahlen, bey welcher die Ehre, die Gerechtigkeit „und Menschlichkeit erröthen muß, daß sie noch nicht abge„tragen ist. Tilgt die Schuld, die so lange und so schänd„lich vernachläßigt worden, daß die Dankbarkeit deshalb ihr „bescheidnes Haupt verbergen muß. Bezahlt, bezahlt eure „brave, eure unüberwindliche, uneigennützige und patriotische „Armee! Die Nothwendigkeit, freye und dabey rechtschaf„fene Männer zu seyn, drückt uns hart. Wie nichtswürdig „erscheint derjenige in den Augen aller Menschen, der, wenn „er es gleich in seiner Gewalt hat, dennoch seine gesetzmäßi„gen Schulden vorsetzlich zu bezahlen verweigert? Wer „würde nicht den bösen, ehrlosen Elenden verdammen, dessen „Wunsch ist seine redlichen Gläubiger zu betrügen? Wenn „dieses ist, wie können wir die Augen vor unsern edlen, tu„gendhaften und männlichen Söhnen aufschlagen, die frey„willig ihr Alles verliessen, jeder Bequemlichkeit des Lebens

„entsagten, Wunden und Tod aufsuchten, um uns und unser „bedrohetes Vaterland zu retten? Diese Schuld also, meine „Väter! bezahlet zuerst.“

„Verbannt den Luxus! gebt eurem grossen amphyctio„nischen Senat, eurem Congreß vorgezeichnete Vollmachten „euren Handel, und alle wichtige, grosse Angelegenheiten „eures jungen aufkeimenden Reichs zu reguliren; und alles, „ja alles wird gut gehn. Unser Handel, unsre Volks„menge, Manufacturen, Künste und Ruhm wird sodann „bald steigen, und unsre vorige Stiefmutter, die uns nun „so stolz verachtet, wird von neuem unsre Macht fürchten. „Wenn wir einen rechten Gebrauch von unsern natürlichen „Vortheilen machen, so werden wir bald ein wahrhaft „grosses und glückliches Volk seyn. Betrachten wir den „ungeheuren Umfang unsers Landes, die Mannigfaltigkeit „des Bodens und der Climate, die unermeßliche Strecke „unsrer Seeküsten, und die inländische Schiffahrt auf „Flüssen und stehenden Seen, so finden wir eine Welt „selbst bey uns, fähig hervorzubringen, was nur immer „die Bedürfnisse des Lebens, ja sogar der Ueberfluß erheischt. „Jeder Artikel des Handels, und fast jeder Artikel des „Luxus, der uns jetzt vom Auslande zugebracht wird, kann „in einem oder dem andern Theil unsers weitläuftigen „Reichs erzeugt werden. Dieses sind unter vielen andern „solche Wohlthaten, die beständig auf uns zuströmen wer„den, wenn wir weise und vorsichtig sind. Laßt es uns seyn, „und mit dem heutigen glorreichen Erinnerungstage den An„fang machen, dieses Ziel zu erreichen.“

„Und

„Und nun, meine Brüder! Laßt uns ewig diese „herzliche Zuneigung, diese enthusiastische Liebe unsers Va„terlandes in unsrer Brust nähren; sie muß beständig „die Herzen freyer Bürger erwärmen; und sie war es „auch, die jene berühmten Söhne des alten Griechenlands fähig „machte, für ihr Vaterland solche Wunder zu thun.“

„Laßt uns lieben alles was groß, gerecht und edel ist, „und aus unserm Herzen den Neid verbannen, diese nie„drige Leidenschaft gemeiner Seelen; wir wollen uns „nicht grämen, wenn gleich unser Nachbar reicher ist, oder „glänzender lebt, wie wir.“

„Laßt uns mit offenen Armen die Arbeitsamen und „Unterdrückten aller Völker und Zungen aufnehmen, und „ihnen nicht versagen, was der allmächtige Geber fürs allgemeine Wohl gegeben hat. Da er uns mit Frieden, „Freyheit und Sicherheit gesegnet, so laßt uns diese Wohl„thaten über alle verbreiten.“

„Aber besonders, laßt uns die grossen Pflichten der „Frömmigkeit und Religion erfüllen, in der Ueberzeugung, „daß alles Gute, was wir geniessen, ein freywilliges Geschenk „des grossen Königs sey, der im Himmel thront.“

„Wir müssen überzeugt seyn, daß er es war, der „mit seiner eignen rechten Hand, und mit seinem heili„gen Arm unsern Sieg erfochten hat. Laßt den Wey„rauch der dankbaren Anbetung in allen Herzen brennen, „und laßt die Lippen eines jeden die Worte stammeln:

„Nicht uns, o Herr! nicht uns, sondern deinem „grossen Namen sey die Ehre. Der Gott der Heer„schaaren, der Gott unsrer Väter verschafte uns unsern „grossen erhabenen Bundsgenossen, auch verschafte er uns, „selbst unter unsern Brüdern solche ruhmvolle Helden, Pa„trioten und Staatsmänner! Dies waren alles Instru„mente in seiner väterlichen Hand, die grosse Begebenheit „zu Stande zu bringen, deren Andenken wir nun feyern. „Laßt uns daher alle sagen: Gelobet sey der Name „Gottes immer und ewiglich; denn Weisheit und „Macht gehören ihn; Er verändert die Menschen „und die Jahreszeiten; Er setzt Könige ein, und „setzt Könige ab; Er giebt Weisheit den Weisen, „und Kenntnisse den Verständigen. Der Höchste „beherrscht die Königreiche der Menschen, und giebt „sie wem er will.“

V.

An den Herausgeber.

(Dieser Brief wird auf Verlangen des ehrwürdigen Verfassers hier abgedruckt.)

Wenn ich auch Ew. Hochwohlgeb. edlen Character nicht aus dem beliebten und mit Recht geschätzten Journal abnehmen könnte, so hätten mir doch Erzählungen derer, welche Sie noch in England gekannt haben, gar leicht das Zutrauen erleichtern können, daß Sie einige Zeilen von mir nicht ungeneigt aufnehmen würden. Ich weis es, daß Sie auch des rechtschaffenen Herrn Baron Hirschen edler Freund sind; vielleicht finden Sie es nicht für unschicklich, wenn ich bitte, daß Sie gelegentlich in dem Journal eine kurze Anzeige von dem herrlichen medicinischen Producte geben möchten, welches er Luftsalzwasser nennet. Ich habe wenigstens eine grosse Freude darüber gehabt, nachdem ich es selbst näher kennen lernen, sogar, daß ich mir die Mühe gegeben, zur Empfehlung dieses so wirksamen Products einige Bogen drucken zu lassen, die ich an den Herrn Baron gerichtet habe. *) Ich bin

*) Dieser Brief betittelt: Ueber hermetische Arzney an den Herrn Baron Hirschen wider falsche Maurer und Rosenkreuzer, ist kürzlich in Leipzig beym Buchhändler Beer erschienen.

davon gewiß, dieses Wasser ist jenes so geheim gehaltene hermetische Wasser, dem man allerley Namen gegeben hat, welches schon seit 300 und mehr Jahren von den sogenannten Philosophis physicis gesucht und gearbeitet worden ist. Glauben Sie, daß ich es mir zur Ehre rechne, dieses zu wissen; es ist allerdings eine recht sichere, stets unschädliche, oft noch ganz allein nützlich wirkende Arzney. Ob man sie Universalmedicin nennen soll, mag eine grosse Kleinigkeit heissen. Freylich ist es noch immer eine kostbare Arzney, und daher ist ihre Wohlthätigkeit noch nicht so allgemein anzuwenden, als es doch gute Menschen gern den so vielen Kranken und Leidenden von Herzen gönneten. Aber ich hoffe ganz gewiß, daß noch eine Verringerung der Kosten statt finden wird, wenn der Herr Baron es auf einmal in grösserer Quantität arbeiten kann, und darzu den nöthigen Vorschuß findet, worzu sich auch wohl Mittel und Wege zeigen möchten. Ich freue mich, daß die Loge, zu welcher der Herr Baron gehöret, ein so wesentliches Mitglied unter sich hat, das sich den so vielen Betrügereyen falscher Maurer und Rosenkreuzer in der That practisch widersetzen kann, mit den so unleugbaren Beweisen. Dagegen ich herzlich unwillig bin, über die unaufhörliche Gaukeley und Prahlerey so vieler unächten Gesellschaften, die es ganz merklich zum Hauptwerk machen, dafür sich auszugeben, daß sie den sogannten Lapis gleichsam in Beschlag und Pacht haben. Selbst der sogenannte Hirtenbrief an Brüder des alten Systems, der in Breslau gedruckt worden, ist voll von dieser Prahlerey, daß die Glieder den Stein kenneten, und noch unendlich mehr Geheimnisse im Schoosse des Ordens da seyen, und doch,

ich

ich kann es Ihnen versichern, ist keine Zeile von allen den gerühmten theosophischen Geheimnissen, welche aus Vaterliebe jetzt entschlüpft seyen, die nicht vielmal in Jacob Böhme, Sincerus Renatus, Pordädsche Gichtels theosophischen Sendschreiben, in des Herrn von Welling, Opus Mago-cabbalisticum et theosophicum lange gedruckt, und wirklich über funfzig bis hundertmal seit Weigel, wiederholt worden wäre. Ist dies wohl anständig, das Publicum also zu äffen?

Die hermetischen Winke aber, von dem Naturheyland oder Lapis, enthalten noch lange nicht das, was schon in guten hermetischen Büchern gedruckt ist. Wer will auch allen Menschen ein paradiesisches Wonneleben verheissen, ohne die Menschenwelt zu mißkennen! Prahlereyen haben stets einen eigennützigen Endzweck. Die ächten Rosenkreuzer, die in allen Jahrhunderten (zumal seit 1750, wo man anfieng, öffentlich der Tyranney der Kirche sich zu widersetzen, und ein aeternum evangelium, Freyheit der moralischen Religion zu vertheidigen) da sind, bestunden aus würdigen, edlen, patriotischen, gemeinnützigen Menschen, die immer mehr thaten und ausrichteten als schwatzten. Dergleichen kenne ich manche unter den sogenannten Freymäurern; ich kann und will es nicht glauben, daß sie zu der Parthey gehören, die einen so schlechten Hirtenbrief compilirt hat. Sie ist durch den adulterirten Namen, Jesuitenkreuzbrüder, noch mehr verdächtig worden, wie sich bald mehr zeigen wird. Aber wie schwatzhaft werde ich, da ich doch nur jenes erbitten wolte, wenn

im Journal Platz ist. Ich werde mich freuen, wenn Sie dieses Zutrauen nicht übel gedeutet haben, und empfehle in alle Wohlgewogenheit

Ew. Hochwohlgeb.

Halle, den 19. Jan. 1786.

gehorsamsten
Semler.

VI.

Neu aufgefundenes Fragment des Petronius.

Dieses hier übersetzte Fragment wird dem Petronius zugeschrieben. Man hat es kürzlich in London unter den Papieren eines verstorbenen gelehrten Engländers gefunden, der lange Zeit im Orient gewesen, und das lateinische Original von dem berühmten Eduard Wortley Montagu erhalten hatte.

An Cossulianus Capitonius.

„Du kennst nicht, Capitonius, meine glückliche Gleichgültigkeit gegen das, was sich in Rom zuträgt. Sey versichert, daß ich glücklicher in dieser zweyten Stadt Italiens bin, als du es in der ersten Stadt der Welt bist. Während daß du nicht allein durch die Schrecken der neuen Verheerungen

„rungen in Campanien, in Ansehung der gewaltsamen Be„wegungen von Natur und Elementen, sondern auch durch „die Furcht, die deine gefährliche Lage mitten unter deinen „Feinden verursacht, beunruhigt wirst, genieß ich hier der „reinsten Luft, des ruhigsten Lebens, und der größten Man„nigfaltigkeit von Vergnügungen, die man sich nur denken „kann. Ich versichre dich, Capitonius, daß wenn die ge„sunde Vernunft, und der Genuß sowohl bey Männern als „Weibern darin besteht, alle Vergnügungen so weit zu kosten, „als es die Vorschriften der Gesundheit, die Glücksumstände „und Reputation nur erlauben, ja daß man selbst ein wenig „die Gränzen der letztern überschreitet, in so fern wir ver„möge unsrer Lage die Meynung der Censoren verachten kön„nen, so versichre ich dich, daß hier bey uns so viel gesunde „Vernunft als bey euch zu finden ist, und daß wir mehr „geniessen; denn unsre Glücksumstände reichen nicht zu un„sern Ergötzlichkeiten hin.“

„Wir haben nur wenig Quellen um die Reichthümer „an uns zu ziehn, die aus allen Welttheilen nach den sieben „Bergen zuströmen, und dies mit einem einförmigen unge„heuren Zufluß, der die alten Gesetze der Natur verletzt, „und von dem unbegränzten Ocean nach dem Capitol zustürzt. „Einige von uns sind in Bythinien gewesen, so wie auch ich, „allein mit mehr Vortheil, denn sie haben das mitgebracht, „was mich verhindert haben würde Rom zu verlassen; oder „was die Reichthümer deines grossen Schwiegervaters durch „ein diesen glücklichen Zeiten angemessenes Testament ver„mehrt hätte.“

„Diese Glückskinder, die da fürchten in den goldnen „Palästen Roms wie die Schwämme ausgedrückt zu werden, „giessen freywillig Gold genug in diese Stadt aus, um bey „uns den Durst des Tantalus zu erregen. Während daß „diese glückliche Wesen ihre Reichthümer zur Pracht und zu Er„götzlichkeiten anwenden, so bemühen sich die armen, aber „eleganten Provincialen, so viel nur immer möglich ist, die„sen Reichthum an sich zu ziehn. Man schmeichelt ihren „Ohren durch die Musik des Cepio, und weidet ihre Augen „mit den energischen Bewegungen unsrer Theatertänzer. Hier „haben Männer und Weiber die reizende wollüstige Methode „angenommen, wechselsweise nächtlichen Banquetten beyzu„wohnen, — — — — — — — — — „— — —. Unsre Schönen sind den eurigen vorzu„ziehn, und sowohl die Gesundheit als das Clima machen „uns fähig, die Vergnügungen der Gesellschaft besser als dieje„nigen zu geniessen, die durch den ungesunden Einfluß von „Campanien enervirt sind. Jedoch muß ich dir einen Nach„theil gestehn. Unsre Weiber haben nicht die so reizende „Mannigfaltigkeit, noch sind ihre Gespräche so angenehm „als bey dem Frauenzimmer zu Rom und zu Athen, dagegen „aber sind sie in andrer Rücksicht vorzüglicher. — — — „Jetzo ist ihr Ehrgeiz, sich öffentlich in prächtiger Kleidung „zu zeigen, wobey sie jedoch nicht unterlassen, spröde Gri„massen zu machen, aus Furcht vors Volk, oder wegen ihrer „strengen Ehemänner, Väter und Onkel. Dies wird sich „aber nach und nach verlieren. Du weißt, Capitonius, daß „Zeit dazu gehört, den Geist nicht allein gegen Unglücksfälle, „sondern auch auf der Bahn des Vergnügens zu stärken.

„Mit

„Mit einem Wort, lieber Capitonius, wir leiden nichts Dum-
„mes und Feyerliches. Wir tanzen, wir lachen, wir singen,
„wir scherzen, wir machen Liebesanträge, wir schwatzen, wir
„schmausen, wir trinken Falerner Wein, wir gehen in die
„Schauspiele, wir schwelgen des Nachts, und thun überhaupt
„alles, was wir können, oder vielmehr was uns erlaubt ist
„ungestraft thun zu können.“

„Ein neues Theater für die Liebesfeste, für die an-
„genehmen Tänze und die ergötzenden Nachtmahlzeiten, ist
„für eine so geringe Summe hier errichtet worden, daß du
„daraus unsre Armuth beurtheilen kannst, obgleich unser Le-
„ben so glücklich ist. Es kostet uns nicht mehr als 500,000
„Sestercien. Diese Summe, so eine Kleinigkeit sie auch
„ist, hat die Galle eines Narren rege gemacht, der sich in
„Kopf gesetzt hat, unsre jungen Leute von dem Wege des
„wahren Vergnügens abzuleiten, um sie in die abgeschmack-
„ten Versammlungen seiner Freunde zu führen. — —
— — — — „Diese Skizze meiner jetzigen Le-
„bensart, Capitonius, wird meine Freunde in Rom vergnü-
„gen, die ich nächstens zu umarmen hoffe, und zwar durch
„deine Vermittelung bey demjenigen, der alle Macht in
„Händen hat.“ — — — — — —

„Ich will hier noch eine andre Probe anführen von
„der Veränderung der Sitten, die diese Provinz seit kurzen
„erlebt hat. Die Gattin des Varronius Niger hat neulich
„ihren Mann, der jetzo sein Landhaus ausbessern läßt, über-
„redet, alle Bildsäulen seiner Vorfahren und die alten Ge-
„mählde

„mählde daraus wegzuschaffen, und sie seinen Bedienten,
„oder dem gemeinen Volk in der Stadt zur Auszierung ihrer
„Häuser zu geben.“ — — — — — —
— — — — — — — — —

VII.

General Amors Befehl

an das Amorettencorps

zur grossen Parade dieses Corps am Vermählungsfeste Held Heinrichs *) mit der liebreizenden Laura,

ausgegeben Tages vorher bey der Parole.

Omnia Vincit Amor! —

Ovid.

Auf, Amoretts! zu mir heran! —
Hört den Befehl auf Morgen an!
Frau Mutter Cypris Majestät
Befehl, an euch, durch mich ergeht. —
Geführt vom Marschall Ihrer Heere
Von mir, dem Prinzen Cypripor.
Gros-Ordens-Meister von Cythere,
Chef von dem Amorettencorps,
Macht morgen früh bis an die Nacht
Das Amorettencorps Parade.
Drum, meine Herren! gebt wohl acht!

Ein

*) Einer der verdienstvollsten Officiers in der S. Armee.

Ein edler, deutscher, tapfrer Mann,
Hoch, auf der Ehre steilen Bahn;
Mein alter Freund, Held Heinerich
Vermählt mit meiner Schwester sich:
Stolz trägt er seinen grossen Namen,
Sein Herz, das Muth und Liebe schlägt,
Brennt jenen Heinrichs nachzuahmen,
Die Heldenmuth ihm eingeprägt:
Nun strahlt das Fest vom Himmel nieder,
Das ihn belohnt, das mich entzückt:
O! meine Freunde! meine Brüder!
Macht eure Sachen ja geschickt!

Solch ein erfahrner Held wie er,
Vertraut mit Taktik, mit Gewehr,
Der treffliche Manoeuvres macht,
Giebt auf den kleinsten Fehler acht!
Die Züge brav Distanz behalten!
Nie das Point de Vüe verfehlt!
Im Marsch ja gleichen Schritt gehalten,
Und immerfort Eins, Zwey gezählt!
Sonst werd ich euch ihr Herren scheuern! —
En Front Schnur grade alliniert!
Auch nicht geplackert bey den Feuern!
Ganz nach der Regel ajoustiert!

Bekränzt; mit blond gelockten Haar
Mit Augenbinden weiß und klar;
Die Köcher voll, am blauen Band;
Und Pfeil und Bogen in der Hand;
Wohl ajoustiert mit Blumenketten,
Geknüpft im Hayn zu Amathunth,
Erscheinen alle Amoretten,
Beym ersten Wort aus Laurens Mund

Schon

Schon mit der Sonne Aufgang morgen
Vor meinem Tempel und Altar
Und meinem Winke zu gehorchen
Erwarte mich gestellt die Schaar.

Colonnenweise zieht das Corps
Durch strenger Sitte ofnes Thor,
Von meinen Tempel jauchzend aus,
Wie folget nach dem Hochzeithaus
Erst: Alle Antiplatonisten. —
Dann meine ganze Freyparthey. —
Dann meine braven Wielandisten: —
Die Garde süsser Schwärmerey: —
Die Werber spröder Mädchen Herzen. —
Die Streiter gegen Meysogins: —
Die leichten Trüppen blos zum Scherzen:
Die Garnison Paris und Wiens.

Auf Laurens Schoos wird aufmarschirt,
Und mit dem Pfeile salutirt,
Der Ihres Heinrichs Herz durchdrang,
Und meine Hand nun siegend schwang.
Mit allen angespannten Bogen
Wird dann vor Lauren präsentiert
Dreymal um ihren Cranz gezogen,
Und dazu wird das Spiel gerührt
Mit Marsch vom Corps der Tändeleyen
Bey süsser Seufzer Flötenschall;
Indeß die Scherze Blümgen streuen
Zu froher Küsse Wiederhall.

Beym Brautpaar stehn zu grössern Glanz
Zwey Officiers auf Ordonanz:
Bey ihm ein kühner Lieutenant:
Bey ihr mein feinster Adjutant:

Der

Der rapportirt des Herzens Sehnen,
Das Laura dem Geliebten gab:
Und Ihren jungfräulichen Thränen
Zieht jener schlau die Masken ab:
Sie tragen Seufzer — Blick - Depeschen
Und halten faden Witzlern ein,
Die, der Entzückten Gluth zu löschen,
An Wasser unerschöpflich seyn.

Drauf stellt der Zug sich in zwo Reihn
Von Laurens Schoos zum Myrthenhain,
Durchs Wonnethal, die Rosenbahn,
Zu Hymens Tempel lang hinan.
Steigt nun das Paar durch eure Glieder
Zu Hymens Altar lächelnd hin,
So schirmt mit schmeichelndem Gefieder
Der Glücklichen vergnügten Sinn!
Wehrt ab den Pöbel eitler Sorgen,
Der Falschen Schwarm, der Brut vom Neid!
Macht Platz den Bildern heitrer Morgen
Und jeder Hofnung goldner Zeit!

Ihr ältesten von meinem Corps
Zieht ein mit uns durchs Tempelthor:
Umringt geschultert Hymens Bild
Der Heinrichs Bitte nun erfüllt. —
Merkt euch von Hymens Ehesegen
Ja jedes Wort, das man vorliest,
Ums Lauren dann ans Herz zu legen,
Wenn sie aus Schalkheit eins vergißt.
Er bleibt zehn Jahr lang die Parole,
Drum merk ihn jeder sich mit Fleiß,
Daß jeder sie von Heinrich hole,
Zu hören, ob sie Heinrich weis?

Beym Freudereichen Hochzeitmahl
Besetzt das Corps den ganzen Saal:
Merkt! daß ihr Salve geben müßt,
So oft als sich das Brautpaar küßt.
Fort! mit den Rednern und Poeten!
Nur den Pedanten Affenpreis, *)
Der viel Latein, was andre reden,
Zu ihrer Plage nur nicht weis;
Den lasset wacker peroriren,
Erhitzt ihm sein lateinisch Blut!
Sein Wunsch wird die Vermählten rühren,
Er meynts grammatisch recht und gut.

Die stumme Langeweile jagt,
Wenn jähnend sie zum Tisch sich wagt:
Ein böses Omen ist fürwahr
Ihr Eintritt für ein neues Paar!
Laßt zu den Mädchen durchs Gedränge
Von Etikette, Stolz und Zwang
Die Wünsche, daß es ihnen gänge
Wie Lauren über kurz und lang:
Der Männer Blick nach Convenanzen,
Den Ahnenbaum in Weibsgestalt,
Nach den Procentenallianzen,
Bannt zu Kamtschatkas fernsten Wald.

Heut geb ich Mannschaft Hymens Reich,
Drum recroutirt das Meine gleich.
Placirt zusam was jung und schön,
Lehrt Unbekannte sich verstehn!

Ver-

*) Bezieht sich auf die Rolle des tauben Schulmeisters in dem Findelkinde, einer bey dieser Verbindung aufgeführten Comödie des Grafen von B., die von ihres Herrn Verfassers Bruder meisterhaft gespielt wurde.

Versperrt den Ohren der Matronen
Den Weg zu ihrer Töchter Mund:
Verschießt mir richtig die Patronen,
Leert alle Köcher auf den Grund!
Dringt durch der alten Gouvernanten
Verhaus und Schanzen muthig ein:
Fangt selbst mit Bonnen, Mütter, Tanten
Zum Spas für meine Mutter ein.

Klagt Heinrich dann um Mitternacht,
Wenn jeder Gast noch zecht und lacht,
Wie früh er aufgestanden sey,
Und gähnt wohl gar verstellt dabey,
So rufe gleich von meiner Wache
Ein schon gestimmter Officier
Zu einer sehr pressanten Sache,
Ihn schleunigst in mein Hauptquartier,
Gebt ihm und Lauren eure Flügel,
Legt eure Binden alle ab:
Schiebt vor der Gäste Augen Riegel,
Und meldet Heinrichs Marsch beym Stab.

Ist Laura auch ins Schlafgemach,
Dann darf kein Sterblicher mehr nach!
Was man euch Wachen auch verspricht,
Auch Heinrichs Kammerdiener nicht.
Er hilft sich selbst mit raschen Händen
Geschwinder in sein Negligée,
Wies zwanzig fixe Ivans nicht könnten,
Hüpft in das Bett leicht wie ein Reh.
Laßt weder Schlaf noch Traum passiren,
Nur Amoretten lasset ein,
Die gutes Zeugniß produciren
Von ausgelernten Schelmereyn.

L. M.

VIII.

Berichtigung.

In dem Heft dieses Journals December 1785 ist eine Warnung aus Publicum gegen das Journal aller Journäle eingerückt, worin die Herausgeber desselben, die typographische Gesellschaft in Hamburg, als Nachdrucker qualificirt, und mit sehr harten Worten behandelt worden. Diese Warnung wurde mir von einem Unbekannten zugeschickt. So wenig mich auch ein Anonymus zum Abdruck derselben gestimmt haben würde, besonders da dadurch eine Gesellschaft angegriffen war, die ich ganz und gar nicht kenne, so bezog sich doch das Ganze auf ein nicht anonymes Factum, das als Avertissement in den Hamburger Zeitungen jedermann vor Augen lag, und dem Briefe als Beleg beygefügt war, wobey man mir zugleich meldete, daß diese Warnung auch in andern Zeitschriften erscheinen würde. Einige in dem Avertissement nicht wohl geprüfte Ausdrücke liessen eine Art von Nachdruck erwarten, und machten überhaupt das Ganze einem Fehdebrief nicht unähnlich, wodurch allen deutschen Journalen Nachtheil gedrohet wurde. Der Anonymus, er sey wer er wolle, (hat er Privatabsichten gehabt, so waren sie wenigstens hiebey nicht sichtbar; vielmehr schien er mir in seinem hinzugefügten Briefe einen Biedermann zu verrathen,) glaubte,

glaubte, wie er mir schrieb, nicht erst die Erscheinung des Werks abwarten, sondern dem der Journallectüre bevorstehendem Uebel vorbeugen zu müssen. Interessante Auszüge aus einem Buch sind demselben eher vortheilhaft als nachtheilig, wenn nämlich die Quelle angeben ist, und nach einer Zuschrift des Chefs der Societät zu urtheilen (denn das Journal selbst habe ich noch nicht gesehn) ist dieses auch ihre Absicht. Ganze Aufsätze aber nachzudrucken kann dem Werk, woraus sie genommen, wohl nicht anders als nachtheilig seyn. Wenn man bedenkt, daß der Herausgeber eines Journals oft mit vieler Mühe und Kosten einen wichtigen Aufsatz erlangt, der ein ganzes Heft hebt, ja selbst vermögend ist, den Debit eines Journals zu vermehren, so ist die Uebertragung dieses Funds in einem andern Journal für den leidenden Journalisten unmöglich eine gleichgültige Sache. So hat der Warnungsschreiber wahrscheinlich die Sache angesehen, und sich deshalb beleidigende Ausdrücke erlaubt, die auf die Herausgeber des Journals aller Journäle, da sie keine Nachdrucker sind, gar nicht passen. Nur allein gegen diese Gattung Menschen sind solche ehrangreifende Epitheten in Schriften gebräuchlich; selbst viele berühmte deutsche Schriftsteller haben mit ihres Namens Unterschrift die Nachdrucker als Diebe und Räuber erklärt, welches ich hiemit von ganzem Herzen auch thue, und keinen Ausdruck in unsrer Sprache für stark genug halte, die Ehrlosigkeit dieses Gesindels nach Würden zu bezeichnen, das die Pest der deutschen Litteratur ist. Als ein eifriger Verehrer derselben ist es mir sehr angenehm, die typographische Gesellschaft

sellschaft in Hamburg wider alle gerechte Vorwürfe gesichert zu sehen, die zum Nachtheil der Wissenschaften gereichen können. Ich habe von dem Zweck dieser Societät jetzt vortheilhafte Begriffe, da ich von demselben unterrichtet bin, und mache mir ein Vergnügen daraus, dieses hiemit zu erklären,

d. H.

Weißenfels, gedruckt bey Caspar Simon Ifens sel. Erben.

Litteratur und Völkerkunde,

4ter Jahrgang 8ter Band.

No. V.

May, 1786.

Dessau und Leipzig, bey G. J. Göschen.

Litteratur und Völkerkunde.

V.

May. 1786.

I.

Character des berühmten Dupleix, Generalgouverneurs von Pondichery.

Ein Fragment aus Orme's Geschichte der indischen Kriege.

Der Herausgeber dieses Journals ist jetzo beschäftigt, diese merkwürdige Geschichte zu bearbeiten, und sie dem deutschen Publico in einem Werke vorzutragen, unter dem Titel: die Engländer in Indien, wodurch die Sitten, Gebräuche, Gesetze und Denkungsart der Bewohner von Indostan durch Handlungen anschauend gemacht werden. Sehr wenige Deutsche dürften wohl den grossen Dupleix kennen, wenn er gleich unser Zeitgenosse war. Ob er es verdiene, wird man aus gegenwärtiger Skizze beurtheilen, die seinen Character so darstellt, wie ihn Orme, ein Engländer und Feind des die Britten hassenden Dupleix, allein ein Freund der Wahrheit und Verehrer grosser Verdienste, nach umständlich erzählten Thatsachen entworfen hat.

„Dieser grosse Mann, Dupleix, reiste den 14ten October „1754 nach Europa ab, nachdem er zuvor Godeheu (dem aus „Frankreich abgeschickten Commissarius) alle Rechnungen über„geben, woraus erhellte, daß er für die Compagnie beynahe „drey Millionen Rupien an baaren Gelde angeschaft hatte. „Ein grosser Theil dieser ausserordentlichen Summe war von „seinem Privatvermögen genommen, die übrigen Gelder aber „hatte er von den französischen Einwohnern in Pondichery „auf seinen eignen Namen gegen Zinsen geborgt. Godeheu „überließ die Berichtigung dieser Rechnungen den Directoren „der Compagnie in Frankreich, die da vorgaben, daß Dupleix „diese Kosten aufgewandt hätte, ohne dazu hinreichende Au„torität zu haben, und ihm daher alle Erstattung nieder„trächtig abschlugen; ob sie gleich fortfuhren, die durch die„sen klugen Aufwand erlangten ungeheuren Einkünfte zu „ziehn. Der gebeugte Dupleix fieng darauf einen Proceß „mit der Compagnie an, allein das französische Ministerium „hemmte im Namen des Königs alle weitere Proceduren, „ohne die gerechten Forderungen des Klägers zu untersuchen, „oder sonst irgend eine Maaßregel zu nehmen, den verdienst„vollen Mann zu befriedigen. Das einzige, was sie zu „Verringerung seines Nachtheils thaten, war die Ertheilung „von Schutzbriefen wider seine Gläubiger. Sein übrig ge„bliebenes Vermögen war daher jetzt weit geringer, als das was „er besaß, da er 1742 Generalgouverneur von Pondichery „wurde. Sein Betragen verdiente jedoch ganz andre Be„lohnungen von seiner Nation, die vielleicht nie einen Mann „erzeugte, der so leidenschaftlich bemüht, und dabey so fähig „war, ihren Ruhm und ihre Macht in Ostindien auszubreiten.

„Hätte

„Hätte er seinem Wunsch gemäß gleich nach dem Tode des „Anwar-odean Khan die nöthigen Truppen zusammenbrin„gen können, oder wäre er hernach von Frankreich aus auf „eine seinen grossen Entwürfen entsprechende Art unterstützt „worden, so ist kein Zweifel, daß er dem Chunda-saheb „die Nabobswürde von Carnatick förmlich verschaft, und dem „Subah von Decan, ja dem kayserlichen Thron in Delhi „selbst Gesetze gegeben haben würde. Höchstwahrscheinlich „dürfte er sodann die Souveränität über viele Provinzen des „Reichs erhalten haben. Mit dieser Macht versehen, wäre „es ihm leicht gewesen, alle Besitzungen und Handelsgeschäfte „der andern europäischen Nationen nach Gefallen einzuschrän„ken. Man kann kühn behaupten, daß sein Ehrgeiz noch „weiter gieng, und daß seine Absicht war, alle Europäer nicht „allein aus Indostan, sondern aus ganz Ostindien zu vertrei„ben; er pflegte oft zu sagen, daß er nicht ruhen wolte, „bis er die englischen Besitzungen von Madras und Calcutta „wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt, und zu Fi„scherplätzen gemacht haben würde.“

„Wenn man bedenkt, daß er diesen Eroberungsplan zu „einer Zeit entwarf, da alle andre Europäer die höchsten Be„griffe von der mogulschen Regierung hatten, und daher lie„ber geduldig die Insolenz niedriger Beamten litten, als es „wagen wolten, durch Widersetzung eine Macht gegen sich „aufzubringen, die sie nach ihrer Einbildung fähig glaubten, „sie in einem Augenblick zu vernichten, so kann man nicht „umhin, den grossen Geist zu bewundern, der zuerst diese „Täuschung entdeckte, und sie verachtete. Bey seinen ausser-

„ordentlichen Fähigkeiten fehlte es ihm jedoch an militärischen „Talenten, um desto nachdrücklicher Entwürfe auszuführen, „die so sehr von Kriegsoperationen abhiengen. Indessen war „er nicht ohne tactische Kenntnisse, mußte aber das Com„mando der Truppen Soldaten von Profeßion überlassen, „unter denen sich so wenig als Befehlshaber auszeichneten; „dagegen die Engländer, wie aus den erzählten Begebenhei„ten erhellet, viele vortrefliche Officiers hatten. Es war „Dupleix Gewohnheit, nach einer Niederlage dem Befehls„haber das Commando zu nehmen, daher denn seit dem „Jahr 1752 nicht weniger als sechs an die Spitze der Trup„pen traten, ob gleich alle mit schlechtem Erfolg. Der „einzige Mann von grossen Fähigkeiten, der unter ihm „diente, war Bussy, und sein Betragen gegen ihn zeigte „genugsam, daß er den ganzen Werth seiner Verdienste „kannte, und die größten Vortheile daraus zu ziehen wußte. „Er betrachtete den Ruhm dieses Mannes, seine Siege, „seine Reichthümer ohne Neid, und folgte unbedingt seinem „Rath in allen solchen Angelegenheiten, die Bussy seiner „Lage nach besser wie er beurtheilen konnte. Man kann „daher voraussetzen, daß er sich mit la Bourdonnais sehr „wohl verglichen haben würde, wenn dieser Befehlshaber von „ihm abhängend gewesen wäre; allein sein Stolz war ge„kränkt, einen andern neben sich zu sehen, der alle seine „grossen Entwürfe durch entgegengesetzte Maaßregeln zu „vereiteln suchte, und zwar nachdem er einen so guten „Grund dazu gelegt hatte. Hier zeigte sich also der „Neid, nnd machte ihn gegen Verdienste ungerecht. „Man rühmt ihm sonst nach, daß er in seinem Privat-

„leben

„leben freundschaftlich und großmüthig gegen alles war,
„was nur Talente zeigte, ohne jedoch zu strenge gegen
„diejenigen zu seyn, deren Unfähigkeit oder übles Betra-
„gen seine Plane gestört hatte. Der Mord des Nazir-
„jing ist das einzige Verbrechen das seine Feinde ihm
„zur Last legen können; allein man hat hievon keine
„Beweise, weder daß er die pitanschen Nabobs dazu
„aufmunterte, noch überhaupt den Tod dieses Fürsten in
„seinen Plan aufnahm. Kaum hatte er Pondichery ver-
„lassen, als die Abneigung gegen ihn, die bey vielen
„durch sein herrschsüchtiges Betragen erzeugt worden war,
„aufhörte, und alle seine Landsleute waren einstimmig
„der Meynung, daß seine Entfernung von seinem Posten
„das größte Unglück sey, das den Franzosen in Indien
„nur hätte begegnen können.“

II.

Das jetzige Zeitalter. *)

Schweden und Dännemark.

In Schweden, Norwegen und Dännemark sehen wir den Beweiß, wie sehr moralische über physicalische Ursachen eine Zeitlang die Oberhand behalten können; denn, ob gleich Gebirge, Flüsse, stehende Seen, Meerbusen, undurchdringliche Wälder und ein rauhes Clima sich vereinigen, eine Menschenräce zu erzeugen, die der kühnsten Thaten fähig seyn müßte; ja obgleich diese ausgebreitete Regionen durch natürliche Verschanzungen befestigt sind, durch die Graben, Mauern und Pallisaden der Natur, die dem Auge gleichsam ein ungeheures Kriegslager darstellen, formirt zur Beschützung der Freyheit, so finden wir doch, daß der grosse Volkskörper in diesen Ländern dem Wink der Beherrscher gehorcht. Die Dänen vor Alters und noch ganz kürzlich die Schweden, besassen das Recht, das Betragen ihrer Könige zu lenken. Der Adel, die Bürger, die Bauern und die Clerisey wurden bey den Versammlungen der Stände repräsentirt. Diese verschiedene

*) Dieser Aufsatz gehört zu der Uebersicht von Europa, von welcher bereits Fragmente in den vorigen Stücken dieses Journals erschienen sind.

A. d. H.

schiedene Stände bildeten einen Damm gegen die Krone, und waren auch eben so viel Dämme gegen einander. Nichts schien der Form einer vortreflichen politischen Regierung zu fehlen, als die Abschaffung der Sklaverey, und die Ausdehnung der Freiheit über die niedrigsten Menschenclassen. Die Vortheile der Einheit, der vollziehenden Gewalt und unterhaltenen Kriegsheere erhöhete die Autorität der dänischen und schwedischen Könige auf die Trümmer der Gewalt ihrer Völker. Dennoch handeln hier die Regierungen jetzo so wie in vorigen Zeiten, ganz nach alten Gesetzen und Gebräuchen. Der menschliche Geist ist nicht durch das Gewicht des Despotismus zu Boden gedrückt. Das Clima und die Lage, die ursprünglich dem Volk ein Ansehen gaben, und bey Einführung der Gebräuche und der Gesetze grossen Einfluß hatten, beschützen sie gewissermassen noch jetzo. Selbst unter den am meisten despotischen Regierungen, unter einem wollustathmenden Clima ist ein Punct, über welchen die Unterdrückung nicht getrieben werden kann. Unter einem rauhen Himmel, in Gegenden, die wild, unzugänglich und von majestätischem Anblick sind, unter dem ehrwürdigen Schatten alter Gesetze und Gebräuche, kennen die dänischen und schwedischen Nationen weder die Laster, noch die Herabwürdigungen und Leiden wirklicher Sklaven. Ihre Geistesfähigkeiten werden durch keinen nicht unbedeutenden Handel in Bewegung gesetzt. Die Wissenschaften und freyen Künste verdanken vieles dem Tycho de Brahe, dem Borrichius und Bartholinus; ferner dem Saxo-Grammaticus und Puffendorf, und in den neuesten Zeiten dem Naturkündiger Haselquist, und dem grossen Botaniker Linäus, dem Lehrer des Solander.

Dennoch aber vermissen wir die kühnen und schnellen Fortschritte zur Vervollkommung, die man in Freystaaten und unter sanftern Himmelsstrichen antrift. Wenn jedoch die Höfe von Stockholm und Copenhagen fortfahren solten, die Verbesserungen und Methoden der mehr verfeinerten und mehr unternehmenden europäischen Nationen anzunehmen, wenn die Freyheit erweitert werden und das Genie den Scepter führen solte, so könnten vielleicht diese Völker in Ruhm ausbrechen, so wie ihre Sommer auf einmal durch ihre Winter durchbrechen. Eine Margaretha, ein Christian IV., ein Gustav Adolph, oder ein Carl XII. könnten sie wieder furchtbar im Kriege machen, und eine Christina könnte sie zu den Künsten des Friedens führen. Die Vergrösserungssucht der Russen, deren wachsende Macht fortfahren wird um sich zu greifen, bis man ihnen nachdrücklich Einhalt thun muß, kann vielleicht dereinst veranlassen, daß die Schweden alle ihre Kräfte anspannen. Denn wahrscheinlich ist es von der schwedischen Seite, daß das rußische Reich zu seiner Zeit eine tödtliche Wunde bekommen dürfte, da es diese Nation war, die mehr wie alle andre sich dem ursprünglichen Wachsthum der rußischen Grösse widersetzte. Frankreich, ein Feind Rußlands, weil es ein Freund der Pforte ist, das gegenwärtig so viel Einfluß auf die Staatsentwürfe in Stockholm hat, wird vielleicht in dem Lauf der Zeit, unterstützt durch die ganze Macht der Schweden, die Russen von dieser Seite angreifen.

Pohlen.

Pohlen.

Pohlen, das Vaterland des Copernicus und des Sobiesky, die Säugamme so vieler kühnen Soldaten, die unter verschiedenen Mächten vertheilt sind, hängt ganz von der Natur und den Wirkungen desjenigen Geistes ab, der die rußischen, preußischen und österreichischen Staaten beseelt. Es ist jetzo mehr in einem Zustande von Betäubung als von Schwäche, Abmattung und Sättigung von Thaten, die das Loos zurückfinkender Völker werden; daher der Geist seiner Bewohner noch durch Krieg, Politik und Handel in Gährung gesetzt werden, und die Weltschätze noch mit Reichthümern und Entdeckungen vermehren kann.

Grosse Abtheilung der Nationen.

In dem weiten Untersuchungsfelde, wohin uns der Versuch, die auffallendsten Züge der gegenwärtigen Zeit zu skizziren, geführt hat, sind wir durch eine Distinction geleitet worden, zwischen solchen Nationen, die im steigenden, und denen, die im sinkenden Zustande sind. Diejenigen, die durch die Begierde nach Neuheit und Nachahmung in der Cultur vorwärts getrieben werden, und solche Völker, deren Periode bereits vorüber ist, die einen gewissen Grad von Trübsinn fühlen, und die anstatt ihre Augen vor sich auf die Laufbahn der Waffen und der Künste zu richten, lieber zurück auf die Thaten ihrer Vorfahren blicken, und sich an deren Glanz und Ruhm ergötzen. Ob es gleich schwer ist, das genaue Alter der Staaten und Königreiche zu bestimmen, und alle Symptome von Gesundheit von den Krankheitszeichen zu unterscheiden,

oder die Dauer ihrer Existenz zu weissagen, so ist doch die Abtheilung, die wir gemacht haben, augenscheinlich auf Natur und Wahrheit gebaut.

Unter den Nationen, die sich in einem emporarbeitenden Zustande befinden, können wir die zahlreichen Völkerschaften der Indianer in Nord- und Südamerica rechnen; ferner die wilden Horden in dem Theil von Africa, der sich von der Barbarey und Abyßinien nach Norden, und südwärts nach dem Vorgebirge der guten Hofnung erstreckt, und sowohl nach Osten als nach Westen durch das Weltmeer begränzt wird; ferner gewisse wandernde tatarische Horden; die Kamtschadalen, und andre von den Russen kürzlich unterjochte Völkerschaften; die Einwohner der africanischen Inseln, und andrer zahllosen neuentdeckten Eylande; vielleicht auch andre Nationen an dem caspischen und schwarzen Meer, die entweder von den Russen, von den Türken oder Persern abhangen. Indessen kann man alle diese Völker und Horden noch als in dem Stande der Kindheit betrachten; sie sind noch zu obscur und unbedeutend, um in einer Generalübersicht der Welt ihren Platz zu finden. Diejenigen Nationen aber, die noch das Jugendfeuer athmen, oder die noch dahin gebracht werden können, es zu athmen und Fortschritte zu machen, zu allem was vortreflich und groß ist, diese verdienen unsre ganze Aufmerksamkeit. Hieher gehören: die vereinigten Staaten in Nordamerica; die spanischen Provincialen in Südamerica; die Russen; die deutschen Völkerschaften; die Schweizer, zu denen wir ihre Bundesgenossen in den Gebirgen, und die Savoyarden rechnen können; die Dänen, die Schweden und die

die Pohlen. Die Ungarn und Böhmen, da sie unter der österreichischen Herrschaft leben, sind schon mit unter der Liste der Deutschen begriffen.

Unter diesen Nationen müssen wir vor allen andern auch Irland rechnen; ein Königreich, das eben jetzt alles anstrengt, empor zu kommen, das bey der Schlafsucht der gegenwärtigen brittischen Regierung, zu gleicher Zeit alle Munterkeit der Jugend, und alle Kraft des männlichen Alters zeigt.

Nun kommen wir zu einem melancholischen Prospect von Kayserthümern und Königreichen, von Ländern und Städten, die sich in einem augenscheinlich abnehmenden Zustande und im Greisenalter befinden. Diese nehmen einen sehr grossen Theil unsrer Erdkugel ein, und wenn das Verhältniß der jungen zu den alten Nationen mit arithmetischer und geometrischer Genauigkeit bestimmt werden könnte, so würde man den Philosophen und Staatsmännern neue ihrer Aufmerksamkeit würdige Winke geben können. Zu diesen Völkern im sinkenden Zustande rechnen wir die Reiche von China und Japan, alle die Länder und Erdstriche, die von den Hindus, den Persern und überhaupt von Muhamedanern bewohnt werden, von den Küsten von China an bis zur Meerenge von Gibraltar. Ja in diese Classe gehören auch die beyden schönsten Halbinseln in der Welt; Italien und Spanien nebst Portugal.

Es ist der Natur aller der verschiedenen Religionssekten gemäß, die je in der Welt entstanden sind, die thätige Energie des Geistes zu hemmen, auf Zeiten und Gegenstände, sowohl vergangene als zukünftige sein Augenmerk zu richten, dagegen

aber

aber alles was gegenwärtig ist so viel als möglich von sich zu entfernen. Die Zeiten jener göttlich bevollmächtigten Gesetzgeber, die da Regeln vorschrieben, die die ganze Oeconomie des Lebens bestimmten, und jene Zeiten, da ihre Vorväter Wunder thaten, werden von den Nationen mit abergläubischer Verehrung betrachtet; sie haben auch solche immer vor Augen. Es ist ihr höchster Ehrgeiz sie nachzuahmen, und sowohl die religiösen Gebräuche als Lehrsätze ihrer Vorfahren ganz von Neuerungen befreyt zu erhalten. Bey manchen Völkern sind die heiligen Gesetzbücher in der Dunkelheit einer todten Sprache gehüllt, und das innerste der Tempel den Augen der profanen Welt entzogen. Die Priester, die Ausleger der Gesetze, leiten die Gemüther des Volks. Es ist ihr Zweck, die Menschen in der Dunkelheit zu erhalten; sie erleuchten solche blos mit Irrwischen, die sie oft in Gefahren, ja selbst zum Tode führen. Bey Priestern, die da lehren, daß alle Dinge durch die Götter bestimmt sind, und daß es nicht in der Macht der Sterblichen stehe sie abzuändern, sind alle Verbesserungen, alle Energie des menschlichen Geistes, alle grosse Unternehmungen im Krieg und Frieden, die sie nicht selbst vorschlagen, Gegenstände der Eifersucht und der Unruhe. Der Dämon der Unthätigkeit und der Betäubung ruht auf allen Nationen nach dem Verhältniß der Inbrunst ihrer Andacht. Die morgenländischen Völker sind ausserordentlich andächtig, daher kommen gewissermassen die grossen Hindernisse, die man bey den Hindus, den Persern und den Muhamedanern überhaupt antrift, um die Fortschritte der Nationen in Künsten und Wissenschaften zu hemmen.

III. Die

III.

Die neuesten Nachrichten von Otaheite.

Aus Cook's Tagebuch bey seiner letzten Reise um die Welt.

Da so viel von Otaheite gesagt worden ist, sowohl in den Nachrichten des Capitain Wallis, des Herrn von Bougainville als der wiederholten Reisen des Capitain Cook, so würde man glauben, daß es überflüßig wäre, etwas hinzu zu fügen, in der Vermuthung, daß nichts anders als eine Wiederholung des bereits Gesagten zum Vorschein kommen könnte. Ich (Cook) bin indessen von dieser Meynung weit entfernt, und wage es zu behaupten, daß obgleich eine genaue Beschreibung des Landes und der auffallendsten Gebräuche seiner Einwohner besonders vom Capitain Cook gegeben worden, *) dennoch viel unberührt geblieben ist; ausserdem hat man sich in manchen Dingen geirrt; Fehler, die durch spätere und wiederholte Beobachtungen berichtigt worden; ja selbst jetzo sind wir mit vielen der wichtigsten Einrichtungen, die dieses Volk betreffen,

*) Cook schreibt dieses von sich selbst, und zwar zu einer Zeit, wo ihm die vortreflichen Nachrichten von beyden Forstern, diese berühmte Insel betreffend, völlig unbekannt waren; denn diese Nachrichten erschienen erst, nachdem Cook bereits lange aus England abgesegelt war.

A. d. H.

treffen, ganz unbekannt. Die Ursache davon ist, daß unsre Besuche daselbst, obgleich häufig, dennoch nur von kurzer Dauer waren. Viele von uns hatten keine Neigung, Nachforschungen zu machen; noch mehrere von uns waren zu diesen Nachforschungen unfähig, und wir alle, obgleich nicht in demselben Grade, hatten mit dem Nachtheil zu kämpfen, der aus einer unvollkommenen Kenntniß der Sprache derjenigen Menschen entsteht, von welchen wir allein hierin Unterricht erhalten konnten. Die Spanier hatten es mehr in ihrer Gewalt, diese Hinderniß zu übersteigen, weil einige von ihnen viel länger als alle andre europäischen Gäste in Otaheite geblieben sind. Da sie mit ihren grossen Vortheilen Gelegenheit hatten, die vollständigsten Nachrichten von den meisten Dingen zu erlangen, die diese Insel betreffen, so würde ihre Erzählung uns wahrscheinlich einen genauern und zuverläßigern Bericht geben können, als wir mit unsern besten Bemühungen zu thun im Stande waren. Allein ich halte es für sehr ungewiß, wo nicht sehr unwahrscheinlich, daß wir je von daher die gewünschten Nachrichten bekommen werden; ich habe deswegen alles zusammen getragen, was ich in Ansehung von Otaheite und der benachbarten Inseln nur zu dem bereits bekannnten noch erfahren konnte, theils durch Omai, während er sich auf unserm Schif befand, theils auch durch häufige Unterredungen mit den Eingebohrnen.

Der Wind ist den größten Theil des Jahres östlich; oft weht er mit grosser Gewalt. Wenn dies geschieht, ist das Wetter gemeinhin regnicht, ist aber der Wind gemäßigt, so ist das Wetter schön und der Himmel heiter.

Es ist vielleicht kein Erdraum in der ganzen Welt, der einen reizendern Anblick giebt, als der südliche Theil von Otaheite. Die Hügel sind hoch und steil, und an vielen Oertern felsigt, sie sind aber bis zu ihren Gipfeln so sehr mit Bäumen bedeckt, daß der Zuschauer kaum umhin kann zu glauben, daß selbst die Felsen die Eigenschaft besitzen, ihre grünende Kleidung hervor zu bringen. Das flache Land, das an diesen Hügeln nach der Seeseite zu stößt, desgleichen die dazwischen liegenden Thäler sind mit mannigfaltigen Producten angefüllt, die sich durch den üppigsten Wachsthum auszeichnen, und in dem Geist des Anschauers den Begrif erzeugen, daß kein Ort auf der Erde diesen in der Stärke und Schönheit der Vegetation übertreffen könne. Die Natur ist nicht weniger freygebig mit Bächen gewesen, die man in allen Thälern findet, und so wie sie sich der See nähern, so theilen sie sich in zwey oder drey Canäle, und bewässern das flache Land, durch welches sie laufen. Die Wohnungen der Eingebohrnen sind ohne Ordnung auf diesen Flächen zerstreut; viele davon liegen in der Nähe des Seeufers, und bilden von den Schiffen einen bezaubernden Prospect; da überdem die See innerhalb den Buchten an den Küsten vollkommen ruhig ist, und zu allen Zeiten den Einwohnern eine sichre Schifahrt darbietet.

Der Anblick dieser schönen Gegenstände hat oft verursacht, daß ich meine Unfähigkeit bedauret habe, denenjenigen, die der Gelegenheit, sie zu sehen, beraubt sind, ein solche Beschreibung davon zu machen, die einigermassen den Eindruck derer schildern könnte, die so glücklich waren, selbst an der Stelle zu seyn.

Ohne Zweifel ist die natürliche Fruchtbarkeit des Landes mit dem sanften heitern Clima verbunden, die Ursache, daß die Eingebohrnen so sorglos in Ansehung der Cultur der Erde sind; dieses geht so weit, daß obgleich in vielen Gegenden die reichsten Producte gleichsam hervorquillen, man dennoch nicht die geringsten Spuren der Cultur gewahr wird. Die Zeugpflanze, deren Samen aus den Bergen geholt wird, und der Ava, oder berauschende Pfeffer, den sie, wenn er sehr jung ist, mit Brodbaumblättern gegen die Sonne schützen müssen, sind fast die einzigen Dinge, worauf sie aufmerksam zu seyn scheinen.

Ich habe mich sehr sorgfältig um die Cultur des Brodbaums erkundigt, erhielt aber jederzeit die Antwort, daß sie ihn nie pflanzten. Dieses ist auch in der That für jedermann augenscheinlich, der die Oerter untersucht, wo die jungen Bäume emporkommen. Man wird allemal wahrnehmen, daß sie aus den Wurzeln der alten entspringen, die sich nahe an der Oberfläche des Bodens befinden. Auf diese Art kann man die Brodbäume zu denen rechnen, die von selbst die Ebnen bedecken würden, wenn gleich die Insel unbewohnt seyn solte; eben so wie die Bäume mit weissen Rinden, die man in Van Diemens Land findet, daselbst die Wälder formiren. Hieraus entspringt die Bemerkung, daß der Einwohner von Otaheite, anstatt besorgt zu seyn sein Brod zu pflanzen, vielmehr in die Nothwendigkeit gesetzt ist, dessen Fortschritte zu hemmen; dieses geschieht auch bisweilen, wie ich vermuthe, um andern Bäumen Platz zu machen, damit die Nahrungsmittel mannigfaltiger werden.

Die

Die vornehmsten derselben sind die Cocusnuß- und Plantanenbäume. Die erstern verursachen keine Mühe, so bald sie nur ein oder zwey Fuß über der Erde gewachsen sind, die Plantanen aber erfodern etwas mehr Sorgfalt. Denn wenn dieser Baum gepflanzt ist, schießt er in die Höhe, und in drey Monat fängt er schon an Früchte zu tragen. Während dieser Zeit entstehn junge Sprößlinge, die eine fortdauernde Folge von Früchten verschaffen. Denn man haut die alten ab, so bald die Früchte abgenommen sind.

Die Producte der Insel sind jedoch nicht so bewunderungswürdig wegen ihrer Mannigfaltigkeit, als wegen dem grossen Ueberfluß, und überhaupt sind die Merkwürdigkeiten hier nicht zahlreich. Unter diesen kann man einen Teich oder Lack von frischem Wasser rechnen, der auf dem Gipfel eines der höchsten Berge liegt. Die Reise hin und zurück erfodert drey bis vier Tage. Dieser Lack hat eine ausserordentliche Tiefe, und enthält Aale von einer ungeheuren Grösse. Diese werden bisweilen von den Einwohnern gefangen, die in diesem Wasser auf kleinen Flössen, aus einigen wilden Plantanbäumen zusammen gesetzt, herumschwimmen. Man sieht dies als eins der größten Naturwunder des Landes an, daher Reisende, die von andern Inseln kommen, insgemein von ihren Freunden gleich nach der Rückkunft gefragt werden, ob sie es gesehn haben? Auch findet man hier ein ander Wasser, von dem nur ein einziger kleiner Teich auf der Insel ist, in eben der Entfernung als der Lack, dessen Wasser dem Schein nach gut, allein einen gelben Bodensatz hat; ausserdem hat es einen üblen Geschmack, und bekommt denen nicht

wohl, die es trinken. Wer sich darin badet, bekommt einen Ausschlag.

Nichts machte bey unsrer ersten Ankunft hier einen stärkern Eindruck auf uns, als der sonderbare Contrast zwischen dem robusten und dunkelfarbigen Volk von Tongataboo, und dem zarten Bau und der Weisse, wodurch die Bewohner von Otaheite sich so sehr auszeichnen. Ihre Weiber besonders waren uns auffallend, da sie alle die feinen characteristischen Züge besassen, die sie von dem andern Geschlecht in vielen Ländern unterscheiden. Der Bart, den die Männer hier lang tragen, und die Haare, die nicht so kurz wie in Tongataboo abgeschnitten sind, machten auch einen grossen Unterschied; auch zeigten sie bey allen Gelegenheiten eine grössere Furchtsamkeit. Die muskulöse Structur, die den Bewohnern der freundschaftlichen Inseln so gemein ist, und die Folge eines arbeitsamen Lebens zu seyn scheint, ist hier verlohren, da die grössere Fruchtbarkeit ihres Landes die Trägheit der Otaheiter begünstigt. Die Stelle der sichtbaren Muskeln wird hier durch Fettigkeit und eine glatte Haut ersetzt, welches obgleich mehr übereinstimmend mit unsern Begriffen von Schönheit, dennoch kein wesentlicher Vortheil ist; denn diese Eigenschaften sind bey allen ihren Bewegungen mit einer Trägheit begleitet, die man bey den andern nicht wahrnimmt. Diese Beobachtung wird durch ihre Ringspiele und ihr Baxen vollends bestätigt, die man schwache Kinderspiele nennen kann, in Vergleich mit dem Ernst, womit diese Uebungen in den freundschaftlichen Inseln gemacht werden.

Da

Da das äusserliche Ansehn bey ihnen in grosser Achtung ist, so bedienen sie sich verschiedener Methoden, es nach ihren Begriffen von Schönheit zu befördern. Es ist gebräuchlich, besonders unter unverheyratheten Männern von Bedeutung, sich einer Art von physischer Operation zu unterwerfen, um schön zu werden. Dies geschieht, indem sie ein oder zwey Monat zu Hause bleiben; während welcher Zeit sie eine grosse Menge Kleider tragen, und nichts als Brodfrucht essen, welcher sie eine weisse Haut machende Eigenschaft zuschreiben. Sie geben vor, daß ihre Fettigkeit und Farbe auch zu andern Zeiten von ihrer Nahrung abhängt, da sie genöthigt sind, durch die Veränderung der Jahreszeiten sich mannigfaltiger Nahrungsmittel zu bedienen.

Ihre gewöhnlichen Speisen bestehn wenigstens in Neunzehntheil Vegetabilien. Die in Gährung gebrachte Brodfrucht, die fast bey jeder Mahlzeit gegessen wird, hat, wie ich glaube, eine starke Wirkung auf ihren Körper, und erzeugt bey ihnen eine sehr empfindliche Kälte im Blut, von welcher wir wegen unsrer thierischen Nahrung nichts empfanden. Vielleicht ist es auch dieser gemäßigten Lebensart zuzuschreiben, daß so wenig Krankheiten unter ihnen herrschen.

Sie zählen nur fünf oder sechs, die man chronische oder Nationalkrankheiten nennen kann, unter welchen auch die Wassersucht ist. Dieses aber war der Fall vor der Ankunft der Europäer; denn wir sahen dieses kleine Verzeichniß mit einer Krankheit vermehrt, die überflüßig die Stelle aller andern vertritt, und nun fast allgemein ist. Wider diese scheint es, daß sie kein zureichendes Hülfsmittel haben. Die Prie-

ſter geben ihnen zwar zu dieſem Endzweck gewiſſe Kräuter; allein ſie geſtehen ſelbſt, daß ſie nie dadurch geheilt werden. Dennoch räumen ſie ein, daß in einigen Fällen die Natur allein, ohne Beyhülfe von Arzneymitteln, den Gift dieſer ſchrecklichen Krankheit ausrottet, und ſie völlig heilet. Sie ſagen, daß wenn ein Mann damit angeſteckt iſt, er das Uebel oft denen mittheilt, die ſich mit ihm einerley Hausgeräthe bedienen. In dieſem Fall ſterben gemeiniglich die Hausgenoſſen, er aber wird wieder hergeſtellt, ob man gleich hievon keine Urſache anzugeben weiß.

Ihr Betragen bey allen Gelegenheiten ſcheint eine groſſe Offenheit und großmüthige Denkungsart anzuzeigen. Omai indeſſen, von dem man wegen der Landsmannſchaft die Abſicht vermuthen ſolte, einige ihrer Fehler zu verbergen, hat oft geſagt, daß ſie zuweilen in Beſtrafung ihrer Feinde grauſam ſind. Seiner Verſicherung zufolge martern ſie ſolche mit vieler Ueberlegung; erſtlich reiſſen ſie ihnen kleine Stücke Fleiſch aus verſchiedenen Theilen ihres Leibes, hernach ſtechen ſie ihnen die Augen aus, ſchneiden ihnen die Naſen ab, und zuletzt öfnen ſie ihnen den Bauch. Dieſes geſchieht aber nur bey gewiſſen Gelegenheiten. Wenn Munterkeit ein Beweis der ſich bewußten Unſchuld iſt, ſo ſolte man denken, daß ihr Leben ſelten durch Verbrechen befleckt würde. Ich ſchreibe dieſes aber vielmehr ihrem Gefühl zu, welches obgleich lebhaft, dennoch nie lange anhaltend iſt; denn bey keinem Unfall ſah ich ſie je lange niedergeſchlagen, ſo bald der critiſche Augenblick vorüber war; auch ſcheinen Sorgen nie ihre Stirne in Falten zu bringen. Im Gegentheil ſelbſt die Annäherung

des

des Todes verändert nicht ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit. Ich habe sie gesehn, wenn sie durch Krankheit bis an den Rand des Grabes gebracht worden waren, und auch in dem Augenblick der Schlacht; allein nie ward ich in ihren Gesichtern Melancholie oder ernsthafte Betrachtungen gewahr.

Eine solche Gemüthsart leitet natürlich alle ihre Wünsche bloß dahin, was ihnen Vergnügen und Bequemlichkeit verschaffen kann. Ihre Ergötzlichkeiten haben alle den Zweck, ihre verliebten Leidenschaften zu erregen und fortdauernd zu machen; auch ist dieses die Absicht bey ihren Gesängen, die sie unmäßig lieben. Da aber eine beständige Folge sinnlicher Belustigungen ermatten muß, so fanden wir, daß sie solche oft mit feinern Gegenständen abwechselten. Sie besangen ihre Siege im Krieg und ihre Beschäftigungen im Frieden; ihre Reisen nach andern Inseln und dortigen Avanturen; desgleichen die besondern Schönheiten und grossen Vorzüge ihrer Insel über alle übrigen, oder auch einiger Theile derselben über andre weniger begünstigte Gegenden. Daher empfinden sie auch so viel Vergnügen an der Musik, und ob gleich ihnen unsre zusammengesetzte Compositionen nicht gefielen, so ergötzten sie sich doch allemal an den melodievollen Tönen, die unsre Instrumente einzeln hervorbrachten, da diese der Simplicität ihrer eignen näher kamen.

Die otaheitische Sprache, ob sie gleich ohne Zweifel mit der neuseeländischen und derjenigen in den freundschaftlichen Inseln einerley Wurzeln hat, ist jedoch ohne die Gutturalaussprache und ohne gewisse Consonanten, mit welchen die andern Dialecte so sehr versehn sind. Hier ist sie den Sitten

der Einwohner gemäß ſanft und einnehmend geworden; ſie iſt voller ſchönen und figürlichen Ausdrücke, die, wenn man ſie vollkommen verſtünde, dieſe Sprache vielleicht andern gleichbringen würde, die wegen ihrer lebhaften kühnen Bilder am meiſten geſchätzt werden. Zum Beyſpiel: die Otaheiter drücken ihre Begriffe vom Tode ſehr emphatiſch aus: Sie ſagen: „Die Seele geht in die Finſterniß, oder vielmehr in „die Nacht.“ Ihre Sprache erlaubt diejenigen Wortfügungen, die ſo ſehr die lateiniſche und griechiſche von den meiſten unſrer neuern europäiſchen Sprachen auszeichnen, deren Unvollkommenheiten eine gröſſere beſtimmtere Ordnung erfodern, um Weitläuftigkeiten zu vermeiden. Sie iſt ſo reich, daß dieſe Inſulaner allein für die Brodfrucht ihrer Beſchaffenheit gemäß über zwanzig Namen haben; eben ſo viel haben ſie für die Tarowurzel, und ungefähr zehn Benennungen für die Cocusnuß. Zu dieſem kommt noch, daß ſie auſſer dem gemeinen Dialect eine poetiſche Sprache haben, worin ſie oft reden, und auch darin die Antwort erhalten.

Ihre Künſte ſind in geringer Anzahl und einfach; jedoch wenn man ihnen Glauben beymeſſen kann, ſo thun ſie chirurgiſche Kuren, die wir mit unſrer ausgebreiteten Kenntniß in dieſer Wiſſenſchaft nicht fähig ſeyn würden nachzuahmen. Wenn bey Arm- und Beinbrüchen ein Theil vom Knochen verlohren gegangen, ſo erſetzen ſie ihn durch ein Stück Holz, das ſo wie der fehlende Knochen ausgehöhlt iſt, und eingeheilt wird. In fünf oder ſechs Tagen beſieht der Wundarzt die Wunde, und findet ſie zum Theil ſchon mit wachſendem Fleiſche, und ſechs Tage nachher völlig bedeckt. Das Ende der

Kur

Kur ist ein Bad. Ich habe jedoch an der Wahrheit dieser ausserordentlichen Geschicklichkeit einigen Zweifel, da ich in andern Fällen gesehn habe, daß sie weit entfernt waren so geschickt zu seyn.

Ihre physischen Kenntnisse scheinen noch engere Gränzen zu haben, und dieses weil ihre Krankheiten in geringerer Anzahl wie ihre äusserlichen Unglücksfälle sind. Die Priester empfehlen manchmal den Saft gewisser Kräuter kranken Personen, und die Weiber, wenn sie nach der Niederkunft Beschwerden fühlen, bedienen sich eines Mittels, das man in einem heissen Lande für überflüßig halten würde. Sie machen erst Steine glühend, als ob sie ihre Speise backen wolten, dann bedecken sie solche mit dickem Zeuge, auf welchen man eine Menge kleiner Senf ähnlicher Pflanzen legt, die sodann wieder mit einem andern Zeuge bedeckt werden. Hierauf setzen sie sich, und schwitzen sehr stark. Dies ist ihre Kur. Brechmittel kennen sie nicht.

Ohngeachtet der ausserordentlichen Fruchtbarkeit der Insel ist doch die Hungersnoth nicht selten, wobey, wie man sagt, viele umkommen. Ob dieses Uebel von besondrer Witterung herrührt, oder von einer zu grossen Bevölkerung, oder von ihren Kriegen, habe ich nicht erforschen können. Die Wahrheit dieser Thatsache wird durch die grosse Oeconomie bestätigt, die sie bey ihren Nahrungsmitteln selbst sogar dann beobachten, wenn von allem die Fülle vorhanden ist. Zur Zeit der Dürre, wenn ihre Brodfrucht und ihre Yams aufgezehrt sind, nehmen sie ihre Zuflucht zu Wurzeln, die ohne Cultur auf den Gebirgen wachsen.

Von thierischer Speise fällt nur ein sehr kleiner Antheil zum Loose der untern Volksklassen, und dann sind es entweder Fische, Seeeyer, oder andre Meerproducte; denn selten oder nie essen sie Schweinefleisch. Der vornehmste Eree allein ißt dieses alle Tage, andre Oberhäupter aber nach ihren Reichthümern, des Monats einmal; zweymal oder auch viermal. Bisweilen ist ihnen auch dieses nicht erlaubt; denn wenn die Insel durch den Krieg zurück gekommen, so verbietet der Eree allen seinen Unterthanen Schweine zu tödten, und dieses Verbot währet manchmal viele Monate lang, ja selbst einige Jahre. In dieser Zeit vermehren sich die Schweine so stark, daß sie wild werden. So bald das Verbot aufgehoben ist, so versammlen sich alle Oberhäupter bey dem Wohnort des Königs, und bringen ihm jeder ein Geschenk von Schweinen. Der König läßt sodann einige schlachten, und setzt sie seinen Gästen vor. Nach der Mahlzeit geht ein jeder nach Hause mit der völligen Freyheit, so viel Schweinefleisch zu essen, als er nur will und vermag. Ein solches Verbot hatte während unsrer letzten Anwesenheit hier statt, wenigstens in den Theilen der Insel, die unter der Herrschaft des Otoo standen. Weil dieser König aber besorgte, daß uns dieser Umstand hindern würde, nach Matavai zu gehn, so schickte er an uns Boten mit der Versicherung, daß gleich nach Ankunft der Schiffe das Verbot aufgehoben werden solte. Es geschah auch; allein wir machten davon eine so starke Consumption, daß ich nicht zweifle, es wird nach unsrer Abfahrt wieder erneuert worden seyn. Aehnliche Verbote erstrecken sich auch zu Zeiten auf Vögel.

Es ist auch nur unter den Vornehmen, daß der Ava (ein berauschender übelschmeckender Trank) im Gebrauch ist. Er wird jedoch hier auf eine Art zubereitet, die von der in den freundschaftlichen Inseln gebräuchlichen etwas verschieden ist. Denn hier wird ein wenig Wasser auf die Wurzeln gegossen, die hernach geröstet oder gebacken werden, ohne daß man sie zuvor kaut. Grosse Gesellschaften kommen hier nicht zusammen Ava zu trinken wie in Tongataboo. Die schädlichen Wirkungen aber dieses Getränks sind hier auffallender, welches vielleicht von der Zubereitung herrührt, denn wir sahen oft Beyspiele von dessen berauschender, oder vielmehr geisttödtender Gewalt. Diejenigen von uns, die vorher diese Inseln besucht hatten, waren erstaunt, hier viele Personen zu sehen, die bey unserm letzten Aufenthalt sich durch ihre Gestalt und Fettigkeit auszeichneten, jetzt aber nur als Skelette erschienen. Da wir nach der Ursache dieser grossen Veränderung fragten, so sagte jedermann, daß der Gebrauch des Ava dieses bewirkt habe. Die Haut dieser Leute war rauh, trocken und mit Aussatz bedeckt, der, wie sie sagen, dann und wann abfällt, und ihre Haut gleichsam erneuert. Zur Entschuldigung eines so schädlichen Gebrauchs führen sie an, daß es ein Mittel wider die zu grosse Fettigkeit ist; allein es entnervt sie augenscheinlich, und verkürzt höchstwahrscheinlich ihre Tage. Da wir diese Wirkungen bey unsern vorigen Besuchen nicht wahrnahmen, so kann man behaupten, daß dieser Artikel des Luxus damals noch nicht so wie jetzo gemißbraucht worden ist. Wenn diese Mode fortdauert, so wird sie gewiß eine grosse Menge Menschen aufreiben.

Die Mahlzeiten in Otaheite sind häufig. Die erste derselben, die man vielmehr ihre letzte nennen könnte, weil sie nachher sich schlafen legen, ist des Morgens um zwey Uhr, und die nächst folgende um acht Uhr. Um eilf essen sie wieder, und sodann weiter um zwey, um fünf, und um acht Uhr. In diesem Artikel des häuslichen Lebens beobachten sie einige sehr wunderliche Gebräuche. Zum Beyspiel, die Weiber haben nicht nur die Kränkung, daß sie allein essen müssen, und dieses in einem verschiedenen Theil des Hauses, sondern die besten Nahrungsmittel sind ihnen auch untersagt. Sie dürfen weder Schildkröten, noch die wohlschmeckendsten Fische, noch die besten Arten von Plantanen essen; und es ist sehr selten, daß man selbst denen vom ersten Range Schweinefleisch erlaubt. Die Kinder von jedem Geschlecht essen auch abgesondert. Die Weiber tragen sich ihre Speisen selbst auf, denn sie könnten alle für Hunger sterben, bevor ein erwachsener Mann ihnen diesen Dienst leistete. Hierin sowohl wie in andern Haushaltungsgebräuchen liegen gewisse Mysterien zum Grunde, die wir nie recht begreifen konnten. Wenn wir nach den Ursachen fragten, so erhielten wir keine andre Antwort, als daß es so recht und nothwendig wäre.

In andern Gebräuchen, die sich aufs weibliche Geschlecht beziehn, herrscht nicht so viel Dunkelheit, besonders was ihre Verbindung mit Männern betrift. Wenn ein Jüngling und ein Mädchen aus freyem Willen der Liebe pflegen, so giebt der Jüngling dem Vater des Mädchens solche Dinge, die zum gemeinen Leben gehören, als Schweine, Zeug, oder Canoes, nach dem Verhältniß der Zeit, daß sie zusammen leben.

Glaubt

Glaubt der Vater, daß er für seine Tochter nicht genug bekommen habe, so zwingt er sie, ihren Liebhaber zu verlassen, und mit einem andern zu leben, der freygebiger ist. Der Mann seiner Seits hat die Freyheit, eine neue Wahl zu treffen. Wenn seine Geliebte schwanger wird, so kann er das Kind umbringen, und nachher seine Verbindung mit der Mutter fortsetzen, oder sie verlassen. Im Fall er aber das Kind adoptirt und leben läßt, so werden beyde Theile als verheyrathet angesehn, und leben auch gemeiniglich nachher beständig zusammen. Indessen ist es dem Mann erlaubt, noch eine jüngere Person zu seiner ersten Frau ins Haus zu nehmen, und so mit beyden zu leben. Dennoch geschieht dies nicht so häufig als der andre Gebrauch, die Verbindungen ganz zu verändern. Die Erreoes besonders, da sie Mittel besitzen, sich diese Veränderungen oft zu verschaffen, streichen beständig herum, und weil sie bestimmte Verbindungen scheuen, so folgen sie selten der oben angeführten Methode. Dieser freye Lebensplan ist so sehr ihrer Gemüthsart gemäß, daß die schönsten von beyden Geschlechtern gemeinhin auf diese Weise ihre jungen Tage verleben, und an Ausschweifungen gewohnt werden, die wilden Horden Schande machen würden. Dies ist besonders bey einem Volke auffallend, dessen Character sonst so augenscheinliche Spuren menschenfreundlicher und zarter Gefühle zeigt. Wenn die Geliebte eines Erreoes niederkommt, so tunkt man ein Stück Zeug in Wasser, und steckt es dem Kind in Mund und Nase, bis es erstickt.

Da in einem solchen Leben die Weiber einen sehr grossen Theil zu dessen Glückseligkeit beytragen, so ist es zu verwundern,

dern, daß sie, ausser der erniedrigenden Einschränkung, die sie in Ansehung der Speisen leiden müssen, oft mit einem Grad von Härte, oder vielmehr Brutalität behandelt werden, die man hier kaum für möglich halten solte. Nichts ist indessen gemeiner als Männer zu sehn, die sie ohne alle Barmherzigkeit schlagen. Wenn diese Behandlung nicht die Wirkung der Eifersucht ist, welcher beyde Geschlechter ergeben sind, so dürfte es schwer fallen, eine solche Härte zu erklären. Man hat weniger Schwierigkeit dies als den Bewegungsgrund anzusehn, daß die Weiber persönliche Schönheit dem Eigennutz vorgezogen haben, ob ich gleich gestehn muß, daß selbst in diesen Fällen sie kaum jener feinen Empfindungen fähig sind, die aus gegenseitiger Neigung entspringen, und ich glaube, daß in keinem Lande weniger platonische Liebe anzutreffen ist, als in Otaheite.

Das Abschneiden der Vorhaut ist ein bey ihnen angenommener Gebrauch, der von ihren Begriffen der Reinlichkeit herrührt; auch haben sie in ihrer Sprache einen Schimpfnamen, womit sie diejenigen belegen, die diesen Gebrauch nicht beobachten. Wenn fünf oder sechs erwachsene Knaben sich in einer Nachbarschaft befinden, so geht der Vater von einem unter ihnen zu einem Tahoua, oder erfahrnen Mann, und läßt es ihm wissen. Dieser Tahoua begiebt sich sodann mit den Knaben, von einem Diener begleitet, auf den Gipfel der Hügel; er läßt einen nach dem andern sich hinsetzen, und vollziehet die Operation alsdann mit einem Fischzahn, und zwar durch einen Streich, worauf sie verbunden werden. Nach fünf Tagen müssen sie baden, und dieses wird fünf

Tage

Tage nachher abermals wiederholt; da sie denn geheilt sind. Weil jedoch die Vorhaut von dem Schnitt immer noch dicke ist, so gehen sie mit dem Tahona von neuem auf die Gebirge. Man bereitet ein Feuer, macht einige Steine warm, zwischen welche die Vorhaut gelegt und sanft gedrückt wird, wodurch das Dicke vergeht. Nun begeben sie sich nach Hause, wobey ihre Köpfe und andre Theile des Leibes mit wohlriechenden Blumen geziert sind. Der Tahoua wird von ihren Vätern, wenn diese Vermögen besitzen, für seinen Dienst mit Schweinen und Zeug belohnt; sind sie aber arm, so übernehmen ihre Anverwandten diese Pflicht.

Ihr religiöses System ist ausgedehnt, und in vielen Stücken sonderbar; allein nur wenige von dem gemeinen Volk haben davon eine vollkommene Kenntniß, da diese nur blos ihre Priester besitzen, die sehr zahlreich sind. Es scheint nicht, daß sie bey ihrem Gottesdienst einem Gott dem Vorzug geben, sondern sie glauben an viele Götter, die alle sehr mächtig sind. Da nun die verschiedenen Theile der Insel und die benachbarten Eylande alle besondre Götter haben, so halten sich deren Bewohner an ihren Auserwählten, und glauben, daß er mit hinreichender Gewalt versehn sey, sie zu beschützen, und allen ihren Bedürfnissen abzuhelfen. Solte er ihre Erwartungen nicht erfüllen, so halten sie es für keine Gottlosigkeit, sich mit einen andern Gott zu versehn, wie es noch ganz kürzlich in Tiaraboo geschehn ist, wo man anstatt der zwey hier verehrten Gottheiten den Oraa, Gott von der Insel Bolabola, angenommen hat.

Ihr Eifer den Göttern zu dienen ist sehr auffallend. Nicht allein die Whattas, oder Opferheerde in den Morais, sind gemeiniglich mit Früchten und Thieren beladen, sondern man sieht auch wenig Häuser, wo sich nicht ein kleiner Opferplatz befindet. Viele dieser Insulaner sind so scrupulös, daß sie keine Mahlzeit anfangen, ohne einen Bissen für den Eatooa zurück zu legen. Wir hatten auch auf dieser Reise Gelegenheit wahrzunehmen, daß sie ihren abergläubischen Eifer bis zu der schädlichen Höhe trieben, Menschenopfer darzubringen, welche ohne Zweifel nur zu häufig sind. Ihre Gebete, die sie absingen, sind auch sehr häufig. Die Weiber müssen hier bey den Religionsgebräuchen so gut wie in andern Fällen ihre Niedrigkeit zeigen, denn sie sind genöthigt sich zu entblössen, wenn sie bey den Morais vorbey gehn, oder solche durch einen beträchtlichen Umweg zu vermeiden. Die von ihrem Gott erhaltenen Wohlthaten scheinen sie weniger zu achten, als die Versuche eines boshaften unsichtbaren Wesens ihnen zu schaden. Sie sagen, daß Etee ein böser Geist ist, und oft Unheil anrichtet, daher sie ihm eben sowohl als ihrem Gott Opfer bringen. Der Nachtheil aber, den sie von irgend einem unsichtbaren Wesen befürchten, erstreckt sich blos auf zeitliche Dinge.

Sie glauben, daß die Seele immateriel und unsterblich sey; daß sie in der Todesstunde um die Lippen der sterbenden Person herumfliegt, sodann in die Höhe steigt, und sich mit der Gottheit vermische, oder wie sie es ausdrücken, von ihr gegessen werde. In diesem Zustande bleibt sie einige Zeit, nach welcher sie an einen gewissen Ort kommt, der zum Aufenthalt

enthalt der menschlichen Seelen bestimmt sey, wo eine ewige Nacht, oder doch wenigstens eine ewige Dämmerung herrscht. Sie haben keinen Begrif von Strafen nach dem Tode für hier auf Erden begangene Verbrechen; denn die Seelen der guten und der bösen Menschen werden ohne Unterschied von Gott gegessen. Es scheint, daß sie diese Coalition mit der Gottheit als eine Art von Reinigung ansehn, die geschehn muß, bevor sie zu ihrem Bestimmungsort gelangen. Denn nach ihrer Lehre geht die Seele eines Mannes, der sich einige Monat vor seinem Tode alles vertrauten Umgangs mit Weibern enthalten hat, geradezu nach ihrer ewigen Wohnung, ohne daß zuvor jene Vereinigung mit Gott geschieht, als wenn er durch diese Enthaltsamkeit bereits rein genug geworden wäre.

Die Begriffe aber, die sie von künftiger Glückseligkeit haben, sind sehr eingeschränkt. Der einzige grosse Vortheil, den sie durch den Tod zu erlangen glauben, ist die Unsterblichkeit; denn ihrer Meynung nach sind die Geister nicht ganz von den Leidenschaften frey, die sie im materiellen Leben besitzen. Auf diese Art, wenn Seelen, die vormals Feinde waren, sich einander begegnen solten, so dürften sie sich wieder herumbalgen, obgleich ohne Wirkung, denn man hält sie in diesem unsichtbaren Zustande für unverwundbar. Sie hegen ähnliche Urtheile in Ansehung der künftigen Zusammenkunft von Mann und Frau. Stirbt der Mann zuerst, so wird er bey seiner Ankunft im Geisterlande die Seele seines Weibes sogleich erkennen. Nun wird ihre alte Bekanntschaft in einem geräumigen Hause erneuert, das Tourooa heißt, wo sich die Seelen der Verstorbenen versammlen, um sich mit den Göt-

tern zu ergötzen. Sodann begeben sich die beyden Seelen Mann und Weib nach einer abgesonderten Wohnung, wo sie ewig bleiben; auch zeugen sie hier ein Kind, das jedoch ganz geistig ist.

Einige ihrer Begriffe in Ansehung der Gottheit sind ausserordentlich abgeschmackt. Sie glauben, daß Gott der Macht eben dieser Geister unterworfen sey, denen er das Daseyn gegeben hat, und daß sie ihrer Seits ihn oft essen oder verschlucken, ob er gleich die Gewalt besitzt, sich selbst wieder zu erschaffen. Ohne Zweifel bedienen sie sich dieses Ausdrucks, da sie unfähig sind von immateriellen Dingen zu reden, ohne immer ihre Meynung durch materielle Gegenstände zu erläutern. Auf diese Weise setzen sie ihre Erzählung fort, und sagen, daß wenn die Geister sich in dem himmlischen Hause Tourooa befänden, so fragt sie Gott, ob sie willens sind ihn umzubringen, oder es zu unterlassen, wobey sie versichern, daß er nicht im Stande ist, ihren Entschluß zu ändern. Dies ist den Bewohnern der Erde sowohl als den Geistern bekannt; denn wenn der Mond im Abnehmen ist, so sagen sie, daß die Geister dann beschäftigt sind ihren Eatooa zu essen, und wenn der Mond nachher zunimmt, so heißt es, daß er sich wieder erneure. Diesem Unglück sind alle Götter, selbst die mächtigsten unterworfen. Sie glauben, daß es noch ausserdem andre Plätze für den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode gebe. Diejenigen, die in der See ertrinken, bleiben daselbst, denn sie finden im Abgrund des Meers ein schönes Land, Häuser, und überhaupt alles was sie glücklich machen kann. Das Sonderbarste aber ist, daß sie behaupten, daß nicht allein alle andre

andre Thiere, sondern auch Bäume, Früchte, und sogar Steine Seelen haben, die nach ihrer Vernichtung hier auf Erden zur Gottheit hinaufsteigen, mit welcher sie sich erst vermischen, und dann sich nach der ihnen angewiesenen Wohnung verfügen.

Die genaue Beobachtung ihrer Religionsgebräuche verschaft ihnen ihrer Meynung nach alle zeitliche Wohlthaten. Da sie sich nun einbilden, daß der belebende und mächtige Einfluß des göttlichen Geistes allenthalben verbreitet ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie so viel Aberglauben mit dessen Wirkungen verbinden. Dem zu folge glauben sie, daß ein schleuniger Tod und alle andre Unglücksfälle eigentlich die Handlungen irgend eines Gottes sind. Wenn sich jemand nur an einen Stein stößt, so schreiben sie dieses einem Eatooa zu; daher man von ihnen buchstäblich sagen kann, daß sie immer einen bezauberten Boden betreten. Sie sind voller Furcht, wenn sie zur Nachtzeit sich einem Begräbnißplatze nähern. Die Träume halten sie für Mittheilungen von ihrem Gott, oder von den Seelen ihrer abgeschiedenen Freunde, die ihnen künftige Begebenheiten verkündigen. Diese Kenntniß aber wird nur wenig Menschen zu Theil. Omai gab vor, sie zu besitzen. Er erzählte uns, daß der Geist seines Vaters ihm im Traume gesagt habe, er würde innerhalb drey Tagen, vom 26. July 1776 an gerechnet, ans Land kommen. Die Prophezeyung aber traf nicht ein. Die Träumer stehen sonst in Otaheite fast in eben solchem Ansehn, als ihre inspirirte Priester und Priesterinnen, deren Wahrsagungen von diesen Insulanern blindlings geglaubt werden,

und die auch alle ihre Unternehmungen von Wichtigkeit bestimmen. Es ist merkwürdig, daß sie gewissermassen unsre alte Lehre von dem Einfluß der Planeten angenommen haben; wenigstens richten sie sich bey ihren öffentlichen Rathschlägen nach der Stellung des Mondes. Wenn er horizontal liegt, oder beym Neumond an dem converen Theil sehr eingebogen ist, so gilt dieses für eine Aufmunterung zum Kriege, und verspricht einen glücklichen Ausgang.

In Ansehung der Schöpfung haben sie Traditionen, die, wie man leicht vermuthen kann, in grosse Dunkelheit gehüllt sind. Sie sagen, daß eine Göttin, eine Masse von Erde an einen Strick hieng, und es sodann herumschwung. Hieraus entstanden die zerstreuten Stücke Landes, Otaheite und die benachbarten Inseln, die alle von einem Mann und einem Weibe, die sich in Otaheite niederliessen, bevölkert wurden. Dies bezieht sich jedoch nur auf ihre eigne Schöpfung, denn sie haben einige Begriffe von einer vorhergegangenen Weltschöpfung, und von Ländern, deren Existenz sie aber nur aus der Tradition kennen. Diese reicht bis zu Tatooma und Tapuppa, einem männlichen und einem weiblichen Felsen, auf denen unsre Erde ruht. Totorro wurde von diesen erzeugt, hernach umgebracht, und in Land verwandelt. Nachher wurden Otaja und Oroo gebohren, die einander heyratheten, sodann erst Land und zuletzt eine Race Götter erzeugten. Otaja kam ums Leben, Oroo aber heyrathete einen Gott, Namens Teorraha, der ihr Sohn war. Diesem trug sie auf mehr Land zu erschaffen, ferner Thiere und alle Arten von Nahrungsmitteln, die man auf der Erde findet, desglei-

chen

chen den Himmel, der von Menschen, Teeferei genannt, gestützt wird. Die Flecken im Monde sind Hayne mit gewissen Bäumen angefüllt, die ehemals in Otaheite wuchsen, da sie aber durch einen unglücklichen Zufall vernichtet wurden, so trugen Tauben den Samen dieser Bäume in den Mond, wo sie nun blühen.

Diese Insulaner haben auch viele Legenden, sowohl religiöse als historische. Hier ist eine der letzten zur Probe nach ihrer Methode vorgetragen, die sich auf den Gebrauch bezieht Menschenfleisch zu essen.

Vor langer Zeit lebten in Otaheite zwey Männer, genannt Taheeai (dieses ist der einzige Name, den sie bis jetzt für Menschenfresser haben.) Niemand wußte woher sie kämen, noch auf welche Art sie in diese Insel gekommen waren. Ihre Wohnung war in den Gebirgen, aus welchen sie gewöhnlich Ausfälle thaten, und viele der Eingebohrnen umbrachten. Diese verzehrten sie sodann, und hinderten dadurch die Fortschritte der Bevölkerung. Zwey Brüder, entschlossen ihr Vaterland von einem so furchtbaren Feinde zu befreyen, bedienten sich zu dessen Untergang einer List, die da glückte. Sie wohnten weiter hinauf in die Gebirge als die Taheeai, und zwar in einer solchen Gegend, daß sie mit ihnen reden konnten, ohne eben ihre eigne Sicherheit sehr in Gefahr zu setzen. Sie luden sie daher zu einem Gastmahl ein, das auch nicht ausgeschlagen wurde. Die Brüder nahmen sodann Steine, machten sie glühend, steckten sie in Stücken von Mahee, und baten einen Taheeai den Mund zu öfnen, worauf dann eines dieser Stücke hereingeworfen, und Wasser hin-

eerher gegoſſen wurde, welches durch das Löſchen des Steins ein ziſchendes Getöſe machte, und den Taheeai umbrachte. Der andre wurde erſucht ein Gleiches zu thun, der aber nicht dran wolte, und ſich auf die böſen Folgen der Speiſe bey ſeinem Kameraden berief. Sie verſicherten ihm aber, daß dieſes Nahrungsmittel vortreflich wäre, daß die hinfallende Wirkung nur kurze Zeit dauerte, und daß ſein Freund ſich bald wieder erholen würde. Seine Leichtgläubigkeit war ſo groß, daß er ins Netz gieng, und mit dem erſten gleiches Schickſal hatte. Die herzueilenden Einwohner hieben nun die Körper in Stücken und begruben ſie; zur Belohnung aber für die Ausrottung ſolcher Ungeheuer übertrugen ſie den beyden Brüdern die Regierung der Inſel. Ihre Reſidenz war in dem Diſtrict Whapaeenoo, und noch heut zu Tage ſieht man daſelbſt einen Brodbaum, der ehemals das Eigenthum der Taheeais war. Dieſe hatten auch ein Weib bey ſich, mit der ſie ſich vermiſchten, deren Maul mit zwey erſtaunlich groſſen Zähnen verſehn war. Nachdem ihre Liebhaber umgebracht waren, lebte ſie in der Inſel Otaha, und da ſie ſtarb, wurde ſie unter ihren Gottheiten aufgenommen. Sie fraß kein Menſchenfleiſch wie die Männer, dennoch veranlaßte die Gröſſe ihrer Zähne, daß die Eingebohrnen noch jetzo ein jedes Thier, das ein wildes Anſehn hat, mit dem Namen Taheeai bezeichnen.

Bey dieſer Erzählung liegt keine Moral zum Grunde; ſie beweiſt aber, welchen Abſcheu man hier gegen diejenigen hat, die Menſchenfleiſch freſſen. Dennoch ſchlieſſe ich aus einigen Umſtänden, daß dieſe Inſulaner vormals Cannibalen

geweſen

gewesen sind. Wenn ich Omai darum befragte, so leugnete er es steif und fest, dabey berührte er aber einen Vorfall, der sich bey seinen Lebzeiten zugetragen hatte, und diese Meynung zu bestätigen scheint. Als einst die Bewohner von Bolabola die Einwohner von Huaheine in einer Schlacht überwanden, kamen dabey viele von seinen Verwandten um. Ein andrer dieser Verwandten hatte nachher Gelegenheit sich zu rächen, als die Bolabolaner nun auch ihrer Seits geschlagen wurden; er schnitt ein Stück aus den Lenden eines erlegten Feindes, röstete es und fraß es auf. Die Gewohnheit bey Menschenopfern, dem Oberhaupt das Auge des Opfers darzureichen, betrachte ich als die Spur eines alten Gebrauchs, der vormals wirklich existirte, und allgemeiner war, dessen Andenken man durch diese emblematische Ceremonie aufbehalten hat.

Der Vorsitz bey diesen Menschenopfern ist eins der größten Vorrechte der höchsten Oberhäupter. Ein andres ist auf eine grosse Muschel zu blasen, wodurch ein sehr lauter Schall entsteht. So bald dieser gehört wird, müssen alle seine Unterthanen, ein jeder nach seinen Glücksumständen, alle Arten von Nahrungsmitteln nach seinem königlichen Wohnort bringen. Bey einigen andern Gelegenheiten treiben sie ihre Verehrung gegen seinen blossen Namen bis zu einem höchstausschweifenden Grade. Denn wenn beym Antritt seiner Regierung in ihrer Sprache Wörter gefunden werden, die im Schall eine Aehnlichkeit mit seinem Namen haben, so wechselt man sie mit andern um. Ist jemand so verwegen, sich hieran nicht zu kehren, und die Wörter doch noch zu gebrauchen, so wird nicht allein er, sondern auch alle seine Ver-

wandten sogleich umgebracht. Diesem Vorurtheil gemäß zeigte Omai seinen Verdruß, wenn er hörte, daß die Engländer ihren Favorithunden oder Pferden die Namen, Prinz oder Prinzeßin, gaben. Sonderbar ist es, daß die Todesstrafe auf den blossen Gebrauch des königlichen Namen gesetzt ist, dahingegen wenn man die Regierung beschimpft, nur allein die Ländereyen und Häuser des Verbrechers eingezogen werden.

Der König betritt nie das Haus eines seiner Unterthanen, sondern hat in jedem District, den er besucht, eigne Häuser. Solte er ja durch irgend einen Zufall genöthigt werden, von dieser Regel abzugehn, so wird dies durch seine Gegenwart beehrte Haus nebst allem dazu gehörigen Hausgeräthe verbrannt. Seine Unterthanen entblössen sich nicht allein, wenn er gegenwärtig ist, von oben herunter bis zum Gürtel, sondern bey seinem Wohnort ist auch eine Stange aufgerichtet, an welcher ein Stück Zeug befestigt ist, das von ihnen eben so geehrt wird. Seinen Brüdern wiederfährt auch die Ehre der Entblössung; die Weiber aber entblössen sich nur allein vor den weiblichen Personen der königlichen Familie. Diese fast abgöttische Verehrung gegen ihren König ist vielleicht die Ursache, daß dieser so ruhig im Besitz seiner Länder bleibt. Denn selbst die Einwohner von Tiaraboo bezeigen ihm die nämliche Ehrerbietung, ob sie gleich ihr eigen Oberhaupt für mächtiger halten, und behaupten, daß beym Absterben der jetzigen königlichen Familie ihm die ganze Insel zufallen würde. Dieses Oberhaupt, Namens Wahejadooa, besitzt nicht allein Tiaraboo, sondern auch viele Districte von Opooreanoo; sein Land ist daher fast so groß als die Besitzungen

gen des Otoo, Königs von Otaheite, ausserdem hat er den Vortheil, daß ihm der am mehresten bevölkerte und fruchtbarste Theil der Insel gehört. Seine Unterthanen haben auch durch häufige Siege Beweise ihrer Superiorität über die andern Otaheiter gegeben, von denen sie als schlechte Krieger sprechen.

Die Einwohner sind, die königliche Familie ausgenommen, in drey Classen getheilt; die Erees oder die gewalthabenden Oberhäupter; die Manahoones oder die Vasallen, und die Toutous, Diener oder vielmehr Sklaven. Die Männer aller dieser Classen verbinden sich mit Weibern von ihrem Rang der Verordnung gemäß. Geschieht es mit einer vom niedern Range, ein Fall, der nicht selten ist, und ein Kind wird gebohren, so wird es aufbehalten, und bekömmt den Rang des Vaters, es sey denn, daß dieser ein Eree ist, dann wird es umgebracht. Wenn eine Weibsperson von Rang sich zu einem geringern Mann gesellt, so werden alle Kinder, die sie mit ihm erzeugt, ermordet. Wenn ein Toutou mit einer weiblichen Person vom königlichen Geblüte einen vertrauten Umgang haben solte, so wird er hingerichtet. Der Sohn des Eree de hoi, oder Königs, folgt seinem Vater in Titeln und Würden, so bald er gebohren ist. Hat der König aber keine Kinder, so übernimmt sein Bruder nach dessen Tode die Regierung. In andern Familien fällt das Eigenthum allemal dem ältesten Sohn zu, allein er ist verbunden für den Unterhalt seiner Brüder und Schwestern zu sorgen, denen er auch in seinen Ländereyen Häuser verschaffen muß.

Die Gränzen der verschiedenen Bezirke, in denen Otaheite abgetheilt ist, sind entweder Bäche oder kleine Hügel;

die Unterabtheilungen aber, wodurch das Privateigenthum bezeichnet wird, geschehn durch grosse Steine, die seit vielen Generationen größtentheils unberührt geblieben sind. Will man einen verrücken, so entstehn daraus Feindseligkeiten, die durch die Waffen entschieden werden, da denn jede Parthie ihre Freunde ins Feld bringt. Wird die Klage aber vor den König gebracht, so legt dieser den Streit gütlich bey. Dergleichen Vorfälle sind jedoch hier selten, und eine lange Gewohnheit scheint hier das Eigenthumsrecht so sehr zu sichern, als es die strengsten Gesetze in andern Ländern thun. Auch ist es einem alten Gebrauch gemäß, daß Verbrechen, wenn sie nicht von besonderer Art sind, der Bestrafung des leidenden Theils überlassen werden, ohne einen höhern Richter zu suchen. Sie glauben, daß der Beleidigte so billig urtheilen wird, als diejenigen, denen es ganz und gar nichts angeht. Da nun eine lange Gewohnheit für Verbrechen verschiedener Art gewisse Strafen bestimmt hat, so ist dem Beleidigten erlaubt, sie ohne weitere Umstände dem andern aufzuerlegen. Wenn also jemand beym Diebstahl ertappt wird, welches gewöhnlich zur Nachtzeit geschieht, so kann der Eigenthümer der gestohlnen Sachen den Dieb gleich umbringen; solten Nachfragen nach dem Todten geschehn, so ist es hinreichend den Vorfall kund zu thun, um den Todtschläger frey zu sprechen. Dergleichen schwere Strafen sind jedoch selten, es sey denn, daß die gestohlnen Artikel von grossem Werth sind, als Brustscheiben und geglättete Haare. Betrift es nur Zeug oder auch Schweine, und der Dieb entwischt, wird aber nachher entdeckt, so entgeht er aller Strafe, wenn er verspricht, eben die Anzahl von Stücken Zeug oder von Schweinen wieder zurück

rück zu geben. Bisweilen vergiebt man ihm auch, oder prügelt ihn etwas durch.

Wenn jemand einen andern im Streit tödtet, so versammlen sich die Freunde des Ermordeten, und fodern den Gegenpart mit allen seinen Anhängern heraus. Siegen die Rächer, so nehmen sie von dem Hause und den Ländereyen der andern Parthie Besitz; werden sie aber überwunden, so verlieren sie alles ihrige. Wenn ein Manahoone den Toutou oder Sklaven eines Oberhaupts tödtet, so schickt der letztere Leute ab, um von den Ländereyen und dem Hause des Verbrechers Besitz zu nehmen, der sodann entweder nach einem andern Theil der Insel, oder nach einem benachbarten Eyland flieht. Einige Monat nachher kommt er zurück, wenn er nun seinen Schweinvorrath vermehrt findet, so bietet er einen grossen Theil derselben nebst rothen Federn und andern Sachen von Werth dem Herrn des Toutou an, der gewöhnlich diese Schadloßhaltung annimmt, und dem Flüchtling sein Haus und Ländereyen wieder zurück giebt. Diese Gewohnheit ist der höchste Grad von Ungerechtigkeit, denn der Todtschläger des Sklaven scheint bloß darum sich zu entfernen, um den andern Sklaven ein Blendwerk vorzumachen. Es ist in der That nicht zu verwundern, daß hier die Ermordung eines Menschen bloß als ein abkäufliches Vergehn betrachtet wird, da dieses Volk es für kein Verbrechen hält, ihre eigne Kinder umzubringen. Cook sagt: „Wenn ich mit ihnen über „solche unnatürliche Grausamkeit sprach, und fragte, ob die „Oberhäupter nicht bey einem Kindermord böse würden, und „man die Thäter nicht dafür bestrafte, so war die Antwort,

„daß kein Oberhaupt ſich in dergleichen Sachen miſchen „möchte, noch dürfte, weil ein jeder das Recht hätte, mit ſei„nen Kindern nach Gefallen zu verfahren.“

Obgleich die Producte, die Einwohner und deren Sitten und Gebräuche in allen benachbarten Inſeln gewiſſermaſſen die nämlichen ſind, wie in Otaheite, ſo ſind doch einige geringe Verſchiedenheiten vorhanden, die man nicht übergehn ſolte, weil dieſes zu wichtigern Unterſuchungen Anlaß geben könnte. Für jetzo aber ſind dieſe Verſchiedenheiten noch wenig bekannt.

Auf der kleinen Inſel Mataja, oder Oſnaburgh Eyland (das eigenlich Oſnabrück heiſſen ſolte) das zwanzig Seemeilen von Otaheite entfernt liegt, und einem Oberhaupt dieſes letztern Landes gehört, der auch von daher einen Tribut erhält, redet man einen ganz verſchiedenen Dialect wie in Otaheite. Die Männer in Mataja tragen ihre Haare ſehr lang, und wenn ſie in Krieg gehn, ſo bedecken ſie ihre Arme mit einer Subſtanz, die mit ſcharfen Fiſchzähnen beſetzt iſt, und ihren Leib mit einer Chagrin ähnlichen Fiſchhaut. Auſſerdem tragen ſie Zierrathen von polirten Perlſchaalen, die erſtaunlich in der Sonne blitzen; eine ſehr groſſe Schaale dieſer Art bedeckt die Bruſt wie ein Schild.

Die otaheitiſche Sprache hat viele Worte und Redensarten, die ganz von denen unterſchieden ſind, die in den nach Weſten zu gelegenen Inſeln gebraucht werden. Eine andre Verſchiedenheit iſt, daß man nirgends wie in Otaheite und Eimeo Aepfelbäume findet, und zwar in der erſtern Inſel in

ſehr

ſehr groſſer Menge. Zu den Producten dieſes ſchönen Eylands gehört auch ein wohlriechendes Holz, genannt eahoi, das in groſſem Werth in allen andern Inſeln iſt, wo dieſes gar nicht wächſet; nicht einmal in Tiaraboo wird es gefunden, obgleich dieſe Halbinſel mit Otaheite zuſammenhängt. Huaheine und Eimeo zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie eine gröſſere Menge Yams als die andern Inſeln hervorbringen. In Mouroa findet man auf den Hügeln einen beſondern Vogel, der wegen ſeiner weiſſen Federn ſehr geſchätzt wird.

Obgleich die Religion in allen Inſeln einerley iſt, ſo hat doch jede derſelben ihren eigenthümlichen Gott. Folgendes iſt davon das Verzeichniß:

Namen der Inſeln.			Götter der Inſeln.
Huaheine.	—	—	Tanne.
Ulietea.	—	—	Ooro.
Otaha.	—	—	Tanne.
Bolabola.	—	—	Oraa.
Mouroa.	—	—	Otoo.
Toobaee.	—	—	Tamouee.
Taboymanoo,	Huaheine unterworfen.		Tarooa.
Eimeo.	—	—	Oroo hadoo.
Otaheite	Otaheite-nooe.	—	Oroo.
	Tiaraboo.	—	Opoonooa.
Mataja.	—	—	Toeboo.
Die öſtlichen niedern Inſeln.		—	Tammaree.

Auſſer der Gruppe hochgelegener Inſeln von Mataja an bis Mouroa ſind die Einwohner von Otaheite mit einer unbe-

unbewohnten niedern Insel bekannt, die sie Mopeeha nennen, und wahrscheinlich Howe's Eyland seyn dürfte, das auf unsern geographischen Karten auf der Westseite von Mouroa bezeichnet ist. Die nächst derselben wohnenden Insulaner besuchen sie bisweilen. Solche Besuche machen sie auch auf einigen andern kleinen nordostwärts von Otaheite gelegenen Inseln, wohin man, wie sie sagen, mit einem guten Winde in zwey Tagen segeln kann. Sie heissen: Mataeeva, Oanaa, Taboohee, Awehee, Kaoora, Orootooa und Otavaoo; in welcher letztern grosse Perlen gefunden werden.

Die Bewohner dieser Inseln kommen oft nach Otaheite und andern benachbarten Eylanden; sie sind von diesen Insulanern unterschieden durch eine dunklere Farbe, durch ein wildes Ansehn, und durch eine verschiedene Punctirart ihrer Leiber. In Mataeeva ist der Gebrauch, daß Väter ihre Töchter den Fremden übergeben, die zu ihnen kommen. Dieses zusammengebrachte Paar muß aber fünf Nächte zusammen liegen, ohne zur Hauptsache zu schreiten. Den sechsten Abend giebt der Vater des Mädchens seinem Gast ein Mahl, und ertheilt dabey der Tochter den Befehl, daß sie ihn diese Nacht als ihren Ehemann ansehn müsse. Der Fremdling darf hiebey nicht die geringste Abneigung zu erkennen geben, wenn ihm seine Schöne gleich noch so unangenehm wäre, denn dieses würde als die höchste Beleidigung angesehn, und mit dem Tode bestraft werden. Vierzig Männer von Bolabola, die durch Neugierde gereizt Mataeeva besucht hatten, wurden so behandelt. Einer von ihnen hatte unbedachtsamer Weise seine Abneigung gegen das ihm zugefallene Mädchen zu

erkennen

erkennen zu geben; ein Knabe hörte es, und gab davon ihrem Vater Nachricht. Diesem Bericht zufolge fielen die Mataeevaer über die Fremden her, diese kriegerischen Leute aber wehrten sich verzweifelt, und erlegten dreymal so viel als sie selbst stark waren, obgleich alle dabey umkamen, fünf ausgenommen. Diese verbargen sich in einen Wald, und sahen die Gelegenheit ab, als ihre Feinde mit Begrabung der Todten beschäftigt waren, in einige Häuser zu dringen, und sich mit Lebensmitteln und Wasser zu versehn. Dieses brachten sie in ihr Canoe und segelten geschwind ab. Sie fuhren Mataja vorbey, jedoch ohne zu landen, und kamen glücklich in Eimeo an. Die Bolabolaner tadelten bey diesem Vorfall ihre eigne Landsleute, und da bald nachher ein Canoe von Mataeeva bey ihnen anlangte, so waren sie weit entfernt den Tod ihrer Freunde an ihnen zu rächen; sie erklärten vielmehr, daß sie ihr Schicksal verdient hätten, und erzeigten sich gegen ihre Gäste wohlthätig.

Diese niedern Inseln sind ohne Zweifel der entfernteste Gegenstand der Schiffahrt, den die Otaheiter und Societätsinsulaner bis jetzo erreicht haben. Die Vermuthung des Herrn von Bougainville scheint grundloß zu seyn, daß sie ihre Navigation bis auf die ungeheure Strecke von mehr als dreyhundert Seemeilen ausdehnen. „Ich fand, sagt Cook, daß man es für eine Art von „Wunderwerk ansah, daß ein Canoe einst durch Sturm „von Otaheite nach Mopeeha getrieben worden war, ob„gleich diese Insel nicht sehr weit entfernt ist. Die

„Kenntniß, die sie von andern Inseln haben, ist ohne „Zweifel traditional, und ist ihnen von den Bewohnern „dieser Eylande mitgetheilt worden, wenn sie zufälliger „Weise an die hiesigen Küsten getrieben wurden. Von „ihnen lernten sie die Namen der Inseln, deren Lage, „und die Anzahl der Tage, die sie auf der See zuge„bracht hatten. Eben so kann man annehmen, daß „die Einwohner von Wateeoo ihre geographische Liste durch „die Namen von Otaheite und ihrer benachbarten Inseln „vermehrt haben, die sie von den dem Schifbruch ent„rannenen Leuten gehört hatten, die wir daselbst antrafen, „desgleichen durch die Namen der andern Inseln, die die„sen Fremdlingen bekannt waren.“

IV.

Litterarische Nachrichten von Clenard, einem Gelehrten des 16ten Jahrhunderts, nebst Auszügen aus seinen Reisen.

(Beschluß.)

Folgende Beschreibung macht Clenard von Fetz, so wie es vor 240 Jahren war:

„Diese Stadt ist sehr groß, und in zwey Theile getheilt, „die alte und die neue. Sie ist ausserordentlich bevölkert. „In der alten Stadt zählet man 400 Tempel und eben so „viel öffentliche Bäder, mit einer zahllosen Menge Mühlen, „die von den unglücklichen christlichen Sklaven gedreht wer„den. Die neue Stadt ist von der alten eine halbe französische Meile entfernt. Hier ist der Wohnort des Königs; „auch ist hier das Quartier der Juden mit starken Mauern „versehn; innerhalb derselben findet man neun Synagogen „und 4000 Israeliten, die dem Landesherrn einen grossen Tri„but bezahlen, und von welchen einige sehr gelehrt sind. „In Löwen würde ich sie gerne aufgesucht haben, hier aber „denke und träume ich bloß vom Arabischen, und alle Juden „sind mir gleichgültig.“

„Der Alcoran wird nirgends so strenge beobachtet als „wie in Fetz. Ich habe gesehn, daß man in Tunis sich mit „allen Zweigen der Litteratur beschäftigte, hier begnügt man „sich mit den Elementarbegriffen der Grammatik, von der „geht man zum Alcoran, und weiter nicht. Die Gelehrten „des Landes, die man Alfakis nennt, wissen nichts weiter, „als was ihre Gebete und die religiösen Ceremonien betrift. „Sehr wenig Menschen in einer so grossen Stadt haben von „der Rhetorik und Dialectik reden hören, die wir in unsern „Niederlanden mit so vielem Eifer studiren. Es ist erstau„nungswürdig, daß, obgleich der größte Theil des Volks das „Arabische nicht versteht, sie dennoch alle den Alcoran aus„wendig lernen. Es ist daher sehr schwer, daß sich in den „Text dieses berühmten Buchs Veränderungen einschleichen. „Man hat keine andre Grammatik, als die von Ibun Melic, „der das ganze grammaticalische System in tausend technischen „Versen eingeschlossen hat. Man muß dieses System in „den Schulen vier Jahr lang studiren, und wenn man, um „eine Regel zu erklären, ein Beyspiel braucht, so ist solches „allemal aus dem Alcoran genommen. Indessen würde „man eine weit grössere Anzahl unter den Haufen der vor„treflichen arabischen Dichter finden, die aber den Gelehrten „zu Fez eben so unbekannt sind, als die Verse des Ennius „unsern Thomisten in Europa. Bisweilen besuchen mich „diese Gelehrten. Aber grosser Gott, welche Gelehrte, be„sonders wenn ich sie mit unsern wohlbewafneten Lati„nisten vergleiche, mit einem Latomus oder einem „Dorpius.“

„Obgleich

„Obgleich ihr Alcoran das zierlichste und reinste aller „ihrer Bücher ist, so ist es doch niemals wegen dieser Zier„lichkeit, sondern aus Religionsursachen, daß sie ihn lesen, „eben so wie unsre Thomisten, die Werke des Aristoteles in „einer schlechten Uebersetzung lesen, ohne je den Aristoteles „selbst gelesen zu haben.“

„Man sieht Ketzereyen in Fez so wie in Europa. „Kürzlich hat man einen Alfaki spiessen wollen, weil er in „seiner Schule gesagt hatte, daß zwar Muhamed nie gesün„diget hätte, daß er aber hätte sündigen können, wenn er „einem Kinde einen Apfel genommen, oder irgend einen an„dern kleinen Fehler dieser Art begangen hätte. Man fiel „über diesen Gottlosen her; denn man muß wissen, daß der „Prophet für ganz unfähig gehalten wird, je gesündigt zu „haben, und daß, ob er gleich zehn Weiber bediente, er doch „nie einer mehr als der andern gab, welches ohne Zwei„fel ein wundervolles Beyspiel der ausgespendeten Gerech„tigkeit ist.“

„Die vornehmsten Schulen in Fez werden in den Tem„peln gehalten. Der Eingang zu denselben ist allen Juden „und auch allen Christen untersagt.“

„Man findet in dieser Hauptstadt keine Bibliotheken, „aber alle Freytage nach dem Gebet verkauft man Bücher „und Manuscripte beym grossen Tempel. Die Verkaufsme„thode geschieht durch Steigerung. Ich wolte hier einen „Zemachser, oder einen andern Commentar des Alcorans kau„fen, aber einer hatte einen Anfang ohne Ende, und der

„andre ein Ende ohne Anfang; demnach war ich genöthigt,
„das Bein von diesem, und den Kopf von jenem zu nehmen.
„Auf diese Art habe ich mir eine Art von Ungeheuer von die-
„sen Theilen zusammen gesetzt; indessen geschahe es nicht
„ohne Mühe und ohne Gefahr. Es ist zwar eine sogenannte
„Bibliothek hier, allein wenn Christen hinein gehn wollen, so
„riskiren sie gesteinigt zu werden. So weit ist mein Geschmack
„für die Wissenschaften noch nicht gegangen, denn ich will
„lieber meinen Latomus wieder sehn. Der König hat mir
„zwar erlaubt einige Bücher aus dieser Bibliothek mitzuneh-
„men, ich traue aber ungern den Königen, besonders denen
„die dieses Land beherrschen, wo ich erfahren habe, was pu-
„nische Treue eigentlich heißt. Indessen ist es nicht sowohl
„der König, den ich nicht traue, als ein andres zweybeinigtes
„Thier, dessen Anblick ich scheue, und das viel Gewalt hier
„hat; denn die Gottlosen haben dessen allemal, wenn sie
„es nur wollen. Dieser Unglückliche lauscht auf alle meine
„Tritte, und verfolgt mich wie mein Schatten. Gott wolle
„nicht, daß ich meine Asche in diesem Lande lasse, so wie der
„letzte Cato!“

„Ich könnte dir noch viele Dinge schreiben, ich muß
„aber etwas bis zu meiner Rückkehr aufsparen, wenn ich von
„meinen Freunden besucht, und mit ihnen zu Tische sitzen
„werde, dann habe ich Lügen nöthig, so wie andre ehrliche
„Reisende, um eure Forschbegierde zu stillen.“

„Weißt du auch wohl, daß ich den Muhamed gesehn
„habe, nämlich sein Bildniß, das getreueste das vorhanden
„ist? Es ist so genau verfertigt, von den Füssen bis zum
„Kopf,

„Kopf, daß der Mahler sogar die Anzahl seiner weissen „Haare sorgfältig bezeichnet hat. Ich habe sehr wohl die „vierzehn Haare von dieser Farbe unterscheiden können, die „Muhamed in seinem Bart hat. Dieser Mahler hatte den „Gesandten Gottes im Traum gesehn, folglich war es so gut, „als ob er das lebendige Bild des Propheten selbst gesehn „hätte, und zwar nach den Worten des Alcorans: Derje„nige, der mich im Traum gesehn, hat mich in der „Wirklichkeit gesehn; denn der Satan hat keine Ge„walt meine Züge zu verändern, noch meine Aehn„lichkeit zu entstellen. Ich selbst, mein lieber Latomus, „der ich so viel von solchen Visionen hörte, schlief eines Tages „ein, und glaube mir, ich habe auch den Muhamed gesehn, „der auf mich zukam, mit derselben Anzahl der weissen Haare „und mit grossen Flügeln, deren kühne und rauschende Bewe„gung auf einmal meinen Schlaf unterbrach. Ich habe also „den Propheten gesehn; *per locum ab autoritate*, wie die „Dialectiker sagen.“

„Die Mauren, bey welchen ich wohne, führen ein „mühseliges Leben, sie sind aber von zwey Arten von Leuten „befreyt, die viel Tyranney in Europa verursachen; sie ha„ben nämlich weder Henker noch Aerzte, auch leben sie viel „länger wie wir. Ueberdem wissen sie nichts von Advocaten; „noch Procuratorem und andern Ungeziefern dieser Art. Aus „dieser Ursache sind die Processe in Africa sehr selten, und „die wenigen, die vorfallen, werden durch Schiedsrichter „entschieden.“

„In diesem Lande sind die Weiber im Ueberfluß. Der „König allein hat deren mehr als zweyhundert. Er ist in „seinem Harem einem Beichtvater ähnlich, der von einem „Haufen Nonnen umringt ist. Die Weiber aber veranlassen „nicht solche starke Leidenschaft, als man bey uns so oft ge„wahr wird; und gewiß würde Helena nicht in Fez einen „zehnjährigen Krieg erregt haben; auch nicht um die Begui„nen, dessen Clerisey acht Jahr in einem andern Theil der „Welt zubringt.“

„In diesem Clima behandelt man die Krankheiten ganz „anders wie in Paris, wo die medicinischen Sophisten den „Leuten allerhand Gemeinplätze vorplaudern, und sie sodann „methodisch sterben lassen. Fomentationen und Kräuter, die „jedermann kennt, sind die einzigen Mittel, deren man sich in „Africa bedient. Man liest hier nicht einmal den Araber „Avicenne.“

„Die Muhamedaner folgen sehr den Vorschriften des „Evangelii, daß man sich nicht um den nächsten Tag bekümmern müßte. Diese Nation hat viel Muth und eine grosse „Standhaftigkeit. Sie wird durch die größten Unglücksfälle „nicht niedergeschlagen. Sie ist nicht zum Zorn geneigt, und man „weiß hier nichts von Gotteslästerungen, so wie bey uns. „Die Matrosen und das andre gemeine Volk, sie schwören „niemals; Gelobt sey Gott! ist der einzige Ausruf, „der aus ihrem Munde geht.“

„Muhamed läugnet die Dreyeinigkeit, und vernichtet „den Grund unserer Religion. Er sagt, daß Christus nicht

„von

„von den Juden hingerichtet worden, und daß er nicht der „Erlöser der Menschen sey. Bey diesen Behauptungen „glaubt er dennoch ans Evangelium und ans alte Testament; „aber er giebt vor, daß die Juden und Christen diese heiligen „Bücher verfälscht haben. Ich wiederhole es dir, das ist die „Pflicht, die ich mir auflege. Ist es nicht glorreich, gegen „Muhamed zu streiten? Neun mit Ruhm gekrönte Jahr„hunderte dienen bloß meinen Eifer desto mehr zu beseelen. „Die Wahrheit, deren Vertheidigung ich übernehme, kann „nicht durch die Zeit verdunkelt werden, denn sie ist die Toch„ter der Zeit, die, da sie alles vernichtet, dennoch in derselben „ihr unverfälschtes Werk verehret. Die Abgötterey hat viel „Jahrhunderte lang die Welt beherrscht, dennoch wurde sie „daraus verbannt, und der Triumph der Wahrheit trat an „die Stelle tiefeingewurzelter Irrthümer. Muhamed er„schien, und die Finsternisse verdickten von neuen die Welt. „Welch ein grosses Genie war dieser Lügenprophet! Ich „finde in ihm allein die beyden größten Könige Roms verei„nigt; so wie Numa gab er geheime Unterredungen vor, „die ein göttliches Wesen mit ihm zu halten würdigte; wie „Tullus Hostilius, nachdem er die Welt verführt hatte, er„grif er das Schwert, und vereinigte mit dem Ruhm des „Propheten den Glanz des Eroberers. Es war ihm nicht „genug, die zu dieser Zeit einfältigen Araber überredt zu ha„ben, die zahlreichen Juden, die bey Mecca herum wohnten, „verursachten ihm Unruhe. Diese Juden waren sehr unter„richtet; sie hatten sein Religions- und politisches System „errathen, er wußte es; das Schrecken seiner Waffen setzte „sie in Furcht, und nöthigte sie zu schweigen. Alle diejenigen

„Völkerschaften, die er nicht durch seine Kunst gewinnen „konnte, unterjochte er durch sein Schwert. Er erweiterte „sein Reich, flog von Sieg zu Sieg, und bemächtigte sich „fast der ganzen Welt. Was ist heut zu Tage die Christen„heit, wenn man sie mit den mächtigen und ungeheuren Re„gionen Muhameds vergleicht? Es ist so wie das alte Ju„däa, wenn man es mit den übrigen Theilen der Welt in „Parallel setzte. Der unüberwindliche Kayser Carl, unser „Beherrscher, den Europa mit so vieler Bewunderung be„trachtet, ist er wohl in Waffen und in Macht mit dem „Großsultan zu vergleichen?“

„Indessen konnte neun Jahrhunderte bey einer solchen „Religion nicht die Natur der Lügen verändern. Diese „Ketzerey ist nicht von der Art, daß die Anzahl der Anhän„ger zuwachsen; diejenigen, die verführt sind, sind verführt, „und Muhamed macht keine neue Proseliten mehr. Wir „sind also jetzo eben so stark, ihn zu bekämpfen, als man es „war, da er anfieng zu dogmatisiren; wir können versu„chen, was unsre Voreltern feigherzig genug waren nicht „wagen zu wollen. In Löwen soll man sehn, wozu ich „fähig bin.“

„Ich will diesen langen Brief endigen; alle diese „Dinge schreib ich dir selbst in Muhameds Reich. Man „weiß nicht, was man aus mir hier machen soll: viele hal„ten mich für einen christlichen Propheten und für einen Prie„ster; eine Ehre, die ich lieber hätte entbehren wollen, da „sie mich fast das Leben gekostet hat. Dein Schüler, lieber „Latomus, war auf den Punct gesteinigt zu werden; da ich

„aber

„aber durch Hülfe eines getreuen Sklaven den muselmänni-
„schen Steinen entronnen bin, so denk ich ernsthaft auf mei-
„nen Rückweg. Ich habe genug gereist, und die Welt
„durchstrichen; meine Haare, die grau werden, erinnern
„mich wieder zu dem Aufenthalt meiner Väter zurück zu keh-
„ren. Ich werde euch also alle wieder sehn, dich, alle un-
„sere Lehrer, deine Familie, deine Schwester, den jungen
„Menschen, der deinen Namen führt, und meine alten
„Cammeraden.“

„Wir haben hier Kriege, die man nicht in Brabant
„kennt. Es ist nicht das Geräusch der Waffen, die man in
„der Gegend hört, die ich bewohne; es ist eine ganz andre
„Armee, als alle diejenigen, die du noch gesehn hast. Ge-
„stern war der ganze Himmel über Fetz schwarz von tausend
„Millionen Heuschrecken, die bald in der Luft herum volti-
„girten, und dem Flug der Vögel nachahmten, bald wieder
„über der Erde wegstrichen, und dann wieder hüpften, und
„jedermann erschreckten. Die Landleute führen mit ihnen
„Krieg, können aber nicht verhindern, daß sie nicht in einer
„Nacht alle Ernten vernichten. Man ladet sie auf Wagen
„und bringt sie zum Verkauf, da denn das gemeine Volk sie
„frißt. Was mich betrift, ich bin nicht so lecker, denn ein
„Rebhun ist mir lieber wie zwanzig Heuschrecken. Es sind
„schon dreyßig Jahr, daß diese verfluchten Insekten das
„Land verheeren.“

„Lebe wohl; ich bin im Begrif, mich nach Spa-
„nien einzuschiffen; von da gehe ich nach Portugal, und
„von da, mein Freund, gerade nach Löwen. Bitte Gott,

„daß er mich erhalte. Geschrieben zu Fetz, den 9ten „April, 1540.“

So weit gehn die Auszüge von Clenards Briefen an Latomus. Er schrieb andre an einen berühmten Mann, Namens Hoverius. Der erste ist aus Lissabon datirt.

„Nichts, sagt er, soll mich mehr zum Reisen bringen, „alle Augenblicke stirbt man fast für Gram, geliebte Perso„nen verlassen zu haben. Tag und Nacht denk ich an mein „Vaterland. Ich bilde mir ein in Mecheln und in Löwen „zu seyn. Ich glaube, mit dir und mit Latomus zu reden. „Ich muß durchaus nächsten Frühling diesen Traum zur „Wirklichkeit bringen.

„Indessen, mein Freund, habe ich hier einen Fürsten „gefunden, so wie es deren keinen giebt, und der mir bis zu „meinem letzten Athemzuge theuer seyn wird. Aber siehe „meine Undankbarkeit, oder vielmehr wie sehr uns starke Lei„denschaften tyranniſiren. Die Begierde zum Studiren fes„selte mich in Salamanca so sehr, daß die zärtlichsten Briefe „des Fürsten mich nicht davon losreissen konnten. Diese „Leidenschaft, die ohne Zweifel tadelnswürdig ist, weil sie die „Pflichten der Gesellschaft verletzt, und die Gesinnungen des „Herzens schwächt, hat mir schon viele Unhöflichkeiten gegen „den guten spanischen Adel begehn lassen, und gegen so viele „vornehme Männer, deren Grösse nie eine Hinderniß ist, „sich auf die Wissenschaften zu legen, und die so gütig sind, „mich zu lieben wie ich dich liebe. Ach! wenn mir jemals „die Phantasie ankäme, ein Hofmann zu werden, so würde

„es

„es hier bey meinem Prinzen, bey den würdigen Abkömmlin„gen so vieler grossen Männer seyn, daß ich meinen Aufent„halt wählen würde. Ich glaube behaupten zu können, daß „die Weichlichkeit und der Stolz sich nicht meiner bemächti„gen solten; denn sie selbst durch ihr Beyspiel würden mich „daran verhindern. Aber, o mein Vaterland! O unwider„stehliche und sanfte Empfindungen! Es ist mir unmöglich, „Löwen zu vergessen, meine grauen Haare rufen mir es stär„ker zu als jemals. Ich habe endlich nöthig für mich selbst „zu leben. Reich oder arm, ich bin zufrieden. Lebt man „nicht durch die Empfindungen des Herzens, und zwar da„durch allein? O Löwen! du ziehst mich nach dir; ich „komme, und der Prinz Emanuel wird mein Begleiter seyn.“

„Bist du nicht auch der Meynung, Hoverius, daß der „Prinz zuerst die Dialektik studiren müßte? Er liebt die „Theologie, er muß also vorher ein Dialektiker werden. Ich „denke, er soll alle Grade bey uns durchgehn, und alsdann „mag er nach Lissabon als Baccalaureus oder Licentiat zurück„kommen. Dieses wird ehrenvoll für ihn, für den König, „für seine Landsleute, für uns, und für unsre Universi„tät seyn.“

„Der Hauptpunkt ist, daß er den ganzen Werth der „Zeit kennen lerne, und daß er von diesem so kurzen „Leben keinen Theil durch Müßiggang, oder durch Reue „verliere.“

„Wenn er mit der Dialektik anfängt, so kann er in „drey Jahren Meister der Künste seyn. Da er in seinen

„Classen immer lateinisch reden muß, so wird er sich an diese „Sprache gewöhnen, und sich darin vervollkommnen. Ohne „ein grosser Redner zu seyn, kann man leicht ein guter scho„lastischer Theologe werden. Ueberdem ist er sehr fleißig; „und ich bin gewiß, daß er in seinen Erholungsstunden sich „von selbst auf die lateinische Litteratur legen wird.“

Hoverius hatte das mittägige Frankreich bereist, als Clenard in Portugal war. Dieser schrieb ihm daher folgenden Brief:

„Was, Hoverius! du hast die pyrennäischen Gebirge „gesehn, und hast dich nicht unterstanden, sie zu übersteigen? „O der Feigherzige! und er ist doch mein Landsmann! du „hast nicht Portugals Reize kosten wollen? Wenigstens „aber hättest du ein wenig Spanien durchstreichen sollen, wäre „es auch nur gewesen, um dich selbst zu überzeugen, wie be„quem da die Gasthöfe sind.“

„Ich lache, und habe doch keine Lust dazu. Dammus „berichtet mir eben den Tod des Erasmus. Ich habe ihn „sehr beweint. Wenn er nur noch hätte so lange leben kön„nen, um seinen vortreflichen Werken die letzte Feile zu ge„ben! Es übersteigt meine Kräfte, würdig denjenigen Mann „zu beweinen und zu preisen, der unserm Vaterlande die „meiste Ehre macht.“

„Sage mir doch, Hoverius, ob es wahr ist, was Po„litus mich berichtet, daß du um zu fischen nach Rom gegan„gen seyst, und daß du in den St. Peters Nachen einen un-

„gehen-

„geheuren Fisch gefangen hast? Ist dieses Beneficium wirk-
„lich gut? melde es mir. Hast du Deschamps in der Haupt-
„stadt der christlichen Welt gesehn? Frage ihn doch, woher
„der Stolz kommt, der ihn verhindert, mir seit zwey Jahren
„zu schreiben. Kommt er vielleicht daher, weil er die Asche
„des Emilius mit Füssen tritt? Er behandelt meinen Freund
„Politus nicht besser. Solte er wohl schon halb Cardinal
„seyn? Ich habe nur aus Rom einen einzigen Brief erhal-
„ten, und zwar von einem Kaufmann. Er schrieb mir,
„daß sich in dieser Stadt eine Menge heiliger Personen be-
„finden. Dieses sagt aber der grosse Mantuaner in dem be-
„kannten Desticon nicht:

„Vivere qui sancte cupitis, discedite Roma,
„Omnia cum liceant, non licet esse bonum.

„Ihr, die ihr unsträflich leben wolt, fliehet fern
„von Rom; man kann hier alles seyn, was man will,
„nur nicht rechtschaffen.“

Hoverius, erkläre mir doch diesen Widerspruch zwischen
„meinem Kaufmann und meinem Dichter. Die Römer
„können besser geworden seyn, und letzthin hat es mir hier
„ein Erzbischof versichert. Er pries die Tugenden Clemens
„des VII., und die wundervolle Frömmigkeit Paulus des
„III. Aber man sagt, daß Pasquinus nicht von derselben
„Meynung sey.“

„Lebe wohl. Diese Materie ist zu reichhaltig, ich
„könnte zwanzig Briefe davon schreiben, die dennoch niemand
„bessern würden; ja ich müßte dir so viel Dinge sagen,

„daß

„daß ich über den Artikel in deinen Augen ein gröſſerer
„Schwätzer seyn würde, als alle Sophisten in Paris zusam-
„men genommen.“

In einem Briefe an Joachim Polites schrieb Clenard:

„Unter den griechischen Schriftstellern lese ich keinen
„mit so vielem Vergnügen als den Lucian, weil man bey ihm
„die mehrsten Wendungen und die gröſste Feinheit findet,
„und er am reichhaltigsten an Stolz und angenehmen Scher-
„zen ist. Mit ihm allein könnte man in kurzer Zeit ein sehr
„guter Redner werden. Ihm bin ich die Leichtigkeit schul-
„dig, die du, mein lieber Polites! in meinem Styl findest.
„Bey der gegenwärtigen Wiederauflebung der Wissenschaften,
„da alles voller Eifer ist, quälen sich unsere berühmten Män-
„ner Tag und Nacht, die Vorschriften zu studieren; ich
„aber, ich lese den Lucian, und gut oder übel, so fließt alles,
„was meine Feder hervorbringt, aus dieser Quelle. Anstatt
„mir mit rhetorischen Werken den Kopf zu zerbrechen, lerne
„ich die Rhetorik schlafend. Ohne mir viel Mühe zu geben,
„laß ich meiner Feder den Lauf. Es ist wahr, mein Styl
„ist nicht glänzend, aber ich mache mich allemal Meister von
„meiner Materie; und da ich nie weder den Kopf noch den
„Schwanz von meiner Rede verliere, und mit mehr Richtig-
„keit als Grazie herum segle, so komme ich endlich im Hafen
„an. Wenn ich nicht die Zierlichkeiten der Redekunst besitze,
„so habe ich doch davon die Handlung und das Leben. Ge-
„lehrte meiner Art sind nicht sowohl Redner als Philologen.
„Ich bin aber noch mehr; du weißt nicht, daß ich einem
„Grundsatz des Lucians gefolgt bin, der ausdrücklich sagt:

„daß

„daß die Unverschämtheit die Mutter aller Künste sey; „ich habe daher die Unverschämtheit gehabt, ein profaner Dich„ter zu werden. Höre also einen neuen Bewohner des Per„messus, den das poetische Fieber verzehrt. Ich habe ein „neues Metrum zu den Versen erfunden, das meinen Namen „führen wird; so wie das saphische, alcaische, plateukische, „und asciepiadische Metrum. O Erasmus! dich will ich „besingen: du grosser Mann, ich werde sagen, daß ich glück„lich bin, daß du gestorben bist! Ohne dein Leichenbegäng„niß würde Clenard nie unter die Zahl der Dichter gesetzt „worden seyn. — — — Je kleiner wir sind, sagt Lu„cian, je höher strecken wir den Kopf empor; wenn ich „mein Dichtertalent nicht lobte, wer würde mich denn „loben?“

„Ich will dir hier melden, wie ich dieses neue Talent „in mir entdeckt habe. Da ich den Tod des Erasmus ver„nahm, warf ich alles weg, was ich in Händen hatte; ich „weinte, und glaubte immer den Erasmus zu sehn. Der „Schmerz erzeugte die Zerrüttung des Verstandes. Ich „schrieb sogleich deine Elegie, die ich dem Resendius zuschickte. „Hier sind die ersten Verse davon:

„Spirantem vulgus quod non tolerabat Erasmum.
„Defunctum fero quo feret habere senem.“

(Das gemeine Volk, das den Erasmus lebend nicht duldete, wird ihn bedauern, wenn er nicht mehr vorhanden seyn wird.)

„Nun, mein lieber Polites, was sagst du, bin ich „nicht ein so grosser Dichter als Redner? Aber höre das

„übrige. Da ich im lyrischen Zuge war, machte ich über „diesen Gegenstand verschiedene andre Oden; ich würde deren „tausend auf einen Fuß gestützt verfertigt haben, wie jener „Lucilus, den Horaz verspottete.“

„Ich zeugte alle diese Producte meinem Prinzen, der „sie sehr schön fand. Andre Günstlinge der Musen, die sich „an den Nägeln nagen, und ihre unglücklichen Catheder zer„paucken, machen sie wohl besser als ich? Die Hauptsache „ist, daß ich sehr mit mir zufrieden bin, und zwar zufrieden, „daß ich die Critik meiner Verse meinen Nebenbuhlern, und „selbst dem Gespötte meiner Freunde preiß gebe; sie mögen „thun was sie wollen, so werden sie doch nicht die unsterb„lichen Lorbeer von meinem Haupte reissen. Ich bin frucht„barer als sie alle zusammen. Da ich einmal angefangen ha„be, kann ich nicht mehr aufhören. Ich habe eben jetzt „eine saphische Ode gemacht, die länger ist als alle horazische. „Ich bin dem Cicero ähnlich, dessen längste Arbeiten allemal „die besten sind. Resendius aber ist ein dummes Vieh. „Ich hatte ihm neulich alle meine Oden mit dem neuen Sil„benmaß gegeben, den andern Tag kam er zu mir ganz be„täubt und sagte: Wo hast du dieses verdammte Silben„maß hergenommen? Ich habe den ganzen Terenz durch„blättert und nichts ähnliches darin gefunden. Terenz! ant„wortete ich, unterstehst du dich mich mit diesem elenden „africanischen Sklaven zu vergleichen? Wisse mein Freund, „daß ich niemanden nachahme, und daß ich sowohl Original „seyn kann wie ein andrer.“

„Mein

„Mein lieber Polites, ich sehe wohl ein, daß wenn wir „die Alten zu sehr nachahmen wollen, so werden wir skla„visch. Kann man sich wohl des Lachens enthalten, wenn „man sich des gelehrten Dolerus und andrer Ciceronianer sei„nes gleichen erinnert, die sich nicht unterstehn, das Wort „Versiculum zu gebrauchen, weil man es nicht im Cicero „findet. Diese delicaten Litteratoren achten also nicht den „Titus Livius, die beyden Pliniusse, und andre grossen „Schriftsteller Roms? Ausserdem ist ja ein grösser Theil „von Ciceros Schriften verlohren gegangen. Wissen sie „denn, ob dieses Wort und viele andre, die sie verwerfen, „nicht von ihm selbst gebraucht worden sind? Sie wissen „nicht, daß Ausdrücke blos Formel sind, und daß jede Gene„ration deren neue erzeugt. Die Zeit, die die Künstler „wegraft, macht auch Revolutionen in den Künsten selbst, „und in allen Dingen hat jedes Land seine vergänglichen Ge„bräuche. Als ich vor einigen Jahren in Paris war, trug „ich daselbst beständig meinen ungeheuren Huth, den ich aus „Löwen mitgebracht hatte, und den die Pariser für ein Storch„nest ansahn. Ich kam nach Löwen zurück mit einem kleinen „parlser Huth, und nun fragte mich Gölinus, ob ich in dieser „grossen Stadt meinen Kopf verlohren hätte. Die Mode„händlerinnen, die Schuster, die Köche besonders haben mehr „Verstand als die Gelehrten, denn sie erfinden unaufhörlich„neue Formen und neue Gerichte.“

„Ich habe mir vorgesetzt, diese jetzt benannten Künst„ler des Luxus nachzuahmen, da sie die Welt regieren. Ich „hoffe durch meine Untersuchungen so viel Silbenmaß zum

„Versbau aufzufinden, als Advocaten in Padua und Sklaven „in Portugal sind. Ich habe für die Tragödie Rhythmen „erfunden, wobey man ganz die von Sophocles und Euripides „gebrauchten vergessen wird.“

„Verzeih mir diese Thorheiten, mein guter Polites, „du hast sie ja verursacht; du hast durch das meiner Beredsamkeit ertheilte Lob mit den Kopf warm gemacht; dein „Weyrauch hat mich zum Poeten geschaffen.“

„Bist du weiser, mein Freund? Du warst ein Arzt, „und nun bist du Advocat geworden. Hattest du diese beyden verwünschten Profeßionen nöthig? Wenn dein Unstern „dich zwang, die eine oder die andre zu wählen, so würde ich „an deiner Stelle die Arzeneykunst vorgezogen haben; wenigstens hätte sie dich an den Höfen der Könige und Fürsten „geführt. Aber Advocat! Erröthest du nicht für diesen „Namen? Ich liebe die Rechtsgelahrheit, die den schwachen „Menschen den Weg zur Gerechtigkeit zeigt, und Budeus, „der in Paris auf dieser Laufbahn wandelt, ist in meinen Augen ein Gott, so wie der berühmte Perez, der in Salamanca dieselbe Beschäftigung hat. Hat ein Advocat wohl „das geringste mit diesen beyden schätzbaren Männern gemein? „Was ist sein Endzweck, sein Hauptendzweck? Geld zu „gewinnen. Kann er es aber gewinnen, wenn er keine Proceße hat? Die Advocaten säen den Samen der Zwietracht „in den Familien; sie thaten es schon zur Zeit des Cicero, „und werden fortfahren es in allen den Jahrhunderten zu thun, „wo das Geld höher geschätzt werden wird, als die Tugend. „Leider, in welchem Zeitalter hat diese schändliche Leidenschaft „nicht die Oberhand behalten.“

„Blinder

„Blinder Polites! warum hast du nicht lieber den an-
„genehmen und glorreichen Weg der Wissenschaften erwählt?
„Warum hast du sie nicht zu Führern und Schiedsrichtern
„deines Lebens genommen? Mit Ehren hätteſt du Ehrent-
„halber die Arzeneywissenschaft verlassen. Du bist ein Un-
„beständiger und ein Leichtsinniger. Du hast nicht herr-
„schen wollen.“

„Ist es dem Rath des Zagores und unsrer andern
„Freunde gemäß geschehn, daß du Advocat geworden bist, so
„verändre dich wenigstens nicht, und bleib beständig. Habe
„den Muth, die barbarischen Schriftsteller zu verschlingen,
„die über das Recht geschrieben haben; thue Verzicht auf
„die Reizungen der Litteratur, denn deine alten Rechtsgelehr-
„ten würden dich anekeln. In allen Ständen, mein Freund,
„muß man seine Pflicht erfüllen. Lege die Delicatesse ab,
„die wir in den durch die schönen Wissenschaften genährten
„Polites bewundert haben. Setze es dir in Kopf zu
„schwören, daß Bartholus mehr attisch Salz als Aristopha-
„nes, und mehr Urbanität als Cicero habe. Dringe so tief
„als möglich in deine Materie ein, und ahme nicht so sehr
„deinen neuen Mitbrüdern nach, die nichts als die Titel der
„Gesetzbücher, der Gesetze und der Paragraphen kennen, und
„die, weit entfernt die vornehmsten Glossarien studiert, nicht
„einmal die Gesetze selbst gelesen haben; die folglich nicht
„den Geist derselben kennen, und dennoch, Dank sey es un-
„serm aufgeklärten Jahrhundert, die Vertheidiger unsers Ei-
„genthums, unsers Lebens, und unsrer Ehre sind. Wir
„Unvorsichtigen! Wenn nur unsre Advocaten eine gute Brust

„zum Schreyen, eine Figur, die nicht widerlich ist, viel „Selbstvertrauen, und einen entscheidenden Ton haben, so „sind sie unsre Ciceros und unsre Horaze.“

„Wenn du, lieber Freund, überzeugt wärst, daß die „Studenten der Rechte beständig leer an Lectionen ihre „Bänke in den Hörsälen verliessen, so würdest du der erste „seyn, zu sagen, daß man die Professoren der Rechtsgelahr„heit erwürgen müsse; und dennoch geschieht dieses auf der „glänzenden hohen Schule zu Thoulouse.“

„Da mein Schicksal mich zum unversöhnlichsten Feind „der Advocaten gemacht hat, so würde es mir übel anstehen, „dir den Weg vorzuzeichnen, den du in dieser Profeßion neh„men solst. Aber was thut man nicht aus Freundschaft? „Wir sind zusammen auferzogen worden, und dein Schicksal „rührt mich so sehr, als mein eignes. Du giebst mir Lobes„erhebungen, und ich will dir dafür Rathschläge geben. Ich „will dir nicht empfehlen rechtschaffen zu seyn, die Natur hat „dafür schon gesorgt; du studierst gerne, und hast einen rich„tigen Verstand.“

„Mit diesen Vortheilen, die du besitzst, gehe wohin „dich die Ehre und die Vernunft führen werden. Halte „deine Zeit sehr zu rathe; verliere sie nicht durch das Lesen „ewiger Citationen, und du wirst leicht deine Vorgänger in „dieser Laufbahn erreichen. Wozu ist es nöthig, einen „Grundsatz so gewaltig auszudehnen, und zwey ungeheure „Colonnen Papier mit Citationen und Paragraphen anzu„füllen? Lies den Telenus, so wirst du meiner Meynung „seyn. Wenn du das ganze Corpus juris inne hast, so

„mußt

„mußt du davon einen Auszug machen, und einen jeden „Grundsatz mit der besten und stärksten Autorität aufstutzen. „Thue dieses alle Tage mit einem einzigen, und du wirst am „Ende des Jahrs eine beträchtliche und sehr wichtige Summe „haben. Glaube mir, kein Advocat in der Welt besitzt „noch etwas Aehnliches; ein Reichthum, den du ohne Mühe „erlangen kannst.“

„Uebrigens verzeih mir diesen Ausfall gegen deinen „neuen Stand. Wenn ich zu strenge gewesen bin, so ist es „aus Freundschaft geschehn. Du kannst mich widerlegen, „oder mir einen Gerichtsdiener schicken.“

„Lebe wohl, mein Freund! ich gehe nun, mich mit „Entzücken in die Arme der Musen zu werfen. Die Litte„ratur ist der herrschende Geschmack, und ein Bedürfniß in „Europa geworden; sie ist auch das meinige. Die Schön„heit selbst verbindet sich mit uns. Johanna Vasia, ein „reizendes Frauenzimmer und Freundin unsrer Arbeiten, „kommt uns an Gelehrsamkeit gleich, so sehr als ihr Geschlecht „das unsrige an Delicatesse und Grazie übertrift. Ich habe „Werke von ihr gesehn, die du gerne wünschen würdest ge„macht zu haben.“

„Ich lehre die Litteratur meinen Negersklaven, die ich „dereinst als Freygelassene erklären will; ich werde meinen „Diphilus, so wie Crassus haben, und meinen Tyro wie Ci„cero. Sie schreiben bereits sehr gut, und fangen an Latein „zu verstehen. Der Geschickteste unter ihnen muß mir bey „der Tafel vorlesen. Während dem Essen unterrichte ich sie;

„so sehe ich jeden Tag, wie ein Gärtner, die Früchte meiner „Bemühung. Wenn ich mich satt studiert habe, so spiele ich „mit ihnen wie mit Affen; sie folgen mir auch auf die „Promenaden, sie ergötzen mich, machen mich lachen, und „ich werde bey ihnen zum Kinde. Ich glaube, daß sie es „sind, die mich zum Poeten gemacht haben, da ich von ihnen „so oft das Wort: Musa, Musa hörte."

„Wir fürchten in Portugal den Krieg nicht, wohl aber „die Pest, oder die Hungersnoth. Ein jedes Land, mein „Freund, hat seine Geissel. Das Unglück ist unsre nöthige „Hülle; was mich betrift, so durchbohre ich diese Hülle und „entfliehe; ich betrüge den Unstern, und vielleicht ist es nur „hierin allein, daß man glücklich ist."

„Ich umarme Hoverius und Spinterius. Lebe „wohl!"

Folgender Brief war der letzte, den Clenard an Joachim Polites schrieb:

„Ich bin in Evora, und erhalte deinen Brief diesen „Augenblick, und morgen wird man meine Antwort in Lissa„bon abholen; ich habe daher kaum Zeit, dir meine jetzige „Lage zu beschreiben."

„Mein Prinz ist seit drey Monaten in Braganza. „Morgen kommt er nach Evora, und sodann gehn wir nach „Lissabon zurück, um den Neujahrstag dort zu feyern; an „diesem grossen Tage ist dein Freund verbunden, sich verspot„ten zu lassen, denn er muß mit dem Adel und allen Hofleu„ten vor dem König erscheinen."

„Ich

„Ich habe gegen meinem Prinzen den Wunsch geäuf-
„sert, künftigen Sommer nach meinem Vaterlande zurück zu
„gehn, wenn der Himmel und das Glück mir das Leben
„fristen. Er möchte mich gerne beständig in Portugal behal-
„ten, allein ich würde hier vor der Zeit sterben. Ich habe
„mich nicht unterstanden, ihm zu sagen, daß alle meine
„Wünsche auf Löwen gerichtet wären, dagegen habe ich ihm
„vorgestellt, daß er fast immer abwesend sey, entweder bey
„der Armee, oder bey der Musterung, oder an den Gränzen,
„wo ich ihm nicht folgen könnte, und ihm folglich unnütz
„wäre. Er hat sich über meinen Entschluß betrübt. O Him-
„mel! Ich bin es so sehr gewesen wie er; aber was soll ich
„thun? Ich habe nur ein Leben, zwey Drittel davon sind
„schon verstrichen, ohne daß ich mich dem Studieren habe
„ganz ergeben können. Grosse Leidenschaften werden durch
„die Abwesenheit verstärkt; alle die Meinigen sind künftig
„auf Löwen gerichtet. Dort will ich im Schosse der Wissen-
„schaften alt werden.“

„Leopold von Oesterreich, Onkel des Kayfers, und
„jetziger Rector der Universität von Salamanca, hat mir
„allda einen arabischen Lehrstuhl angetragen. Alle Gelehrten
„des Landes vereinigen ihre Bitten mit dieser glorreichen Ein-
„ladung. Sie schmeicheln meiner Eigenliebe, um mich zu
„verführen, und geben vor, daß ich der größte Gelehrte in
„Europa bin. Ihre Freundschaft ist mir weit angenehmer,
„als ihre Schmeicheley, allein ich kann mich nicht entschlies-
„sen, mich in Salamanca nieder zu lassen.“

„Es giebt hier einige Aerzte, die den Avicenna ziem„lich wohl verstehn; aber die raisonnirende Grammatik ist den „Spaniern so fremde, als unsern Matrosen in Seeland, und „unsern Fuhrleuten in Brabant. Neulich kam ein junger „Mensch, der Medicin studiert, und ein grosser Anhänger des „Galenus ist, zu mir nach Coimbra, und bat mich um einige „grammaticalische Erläuterungen, das Arabische betreffend. „Ich nahm das erste Capitel vom dritten Buche des Avicenna „über das Gehirn, und erklärte es ihm. Nach einigen Ta„gen, die er angewandt hatte, meine Manier zu befolgen, „sagte er mir, daß er mehr Fortschritte im Arabischen in die„ser kurzen Zeit gemacht habe, als in sechs Jahren bey den „griechischen Schriftstellern, die man ihm in Salamanca er„klärt hätte."

„Mein Freund, ich habe eine Sache bemerkt, die der „hohen Litteratur sehr nützlich seyn könnte. Wir haben viel „griechische Werke verlohren; die Araber sind die einzige ein„gebohrne Nation des jetzigen Europa, deren Vorfahren mit „den Griechen Gemeinschaft gehabt haben, und also vollkom„men ihre Künste und ihre Entdeckungen kannten. Sie ha„ben in ihrer Sprache alle Producte Griechenlandes, sowohl „die ernsthaftesten und erhabensten, als die einfachsten und „geringsten. Durch diese Uebersetzungen könnten wir alles „wieder bekommen, was uns von dem gelehrtesten und vor„treflichsten Volke des Alterthums noch fehlt. Dieser Ge„danke ist mir sehr aufgefallen, ich habe ihn auch zum Theil „mit der größten Zufriedenheit realisirt; denn ich habe die „griechischen Schriftsteller mit den arabischen verglichen.

„Ich

„Ich verfolgte diese Arbeit mit jenem unaussprechlichen Ver„gnügen, das man empfindet, wenn man eine grosse Ent„deckung macht, als die kleinen Angelegenheiten, dieses edle „Geschäfte unterbrachen. Ich werde es auch nicht eher wie„der vornehmen, als an dem einzigen Ort der Erde, der künf„tig Reize für mich haben wird.“

„Ich komme nun auf das Anerbieten zurück, das man „mir in Salamanca gemacht hat. Ich habe dem Prinzen „Leopold und allen denjenigen gedankt, die mir eine so ehren„volle Lage anboten. Ich habe ihnen gesagt, daß ich in „mein Vaterland zurückkehren, und daselbst Dinge drucken „lassen würde, die zu den Fortschritten der Wissenschaften „gereichen müßten.“

„Arabisch ist es, mein Freund! was ich drucken lassen „will. Ich werde die Form zu den Buchstaben geben, und „unter meinen Augen arbeiten lassen. Mein erster Endzweck „war, die Religionsbücher dieses Volks zu studieren; aber „die Aerzte haben mich davon abgezogen. Dammianus hat „den Auftrag, in Italien die schöne arabische Bibliothek des „Bischofs von Nebio für mich zu kaufen. Bemühe dich „doch zu erfragen, ob dieser Prälat noch lebt, oder ob er todt „ist; ich will diesen Theil seiner Verlassenschaft haben, und „verachte das übrige.“

„Fahre fort, deinen Poeten Clenard zu lieben, den „armen Deserteur der Arzneywissenschaft und Rechtsgelahr„heit. Meine Neger sind klüger als du; sie wollen die Frey„heit nicht, die ich ihnen anbiete, und du opferst dein Glück

„dieser Schimäre auf. Sey indessen nicht unruhig über „dein Schicksal. Ich habe das Nöthige sowohl für dich als „für mich. Wir wollen zusammen leben, und uns satt phi„losophiren. Das Glück besteht nicht in den Reichthümern; „mit sich selbst zufrieden zu seyn, dies ist der wahre Schatz.“

„Mag doch Deschamps in Rom vor der Gattung Men„schen herum kriechen, die mit dem Purpur geziert sind! „Der Purpur verursacht mir Schmerzen an den Augen, die „durch das Arabische schon abgenutzt sind. Die grünen Wie„sen bey Löwen sind mir ein angenehmerer Anblick.“

„Es thut mir sehr leid zu hören, daß Dammianus so „sehr an Kopfschmerzen leidet. Um des Himmels Willen „verhüte ihn doch, daß er keine Aerzte um Rath fragt; die „Diät ist besser als sechshundert Doctores zusammen „genommen.“

„Lebe wohl! Verzeihe der Freundschaft das Incor„recte meiner Sprache; seit einer so langen Abwesenheit bin „ich ein Barbar geworden, und kann nicht mehr Latein „reden.“

In einem Briefe an Martin de Vorde spricht Clenard mit viel Interesse von seinen Negern.

„Ich unterrichte sie, sagt er, aber dieses geschieht aus „Eigennutz. Wenn ich alt seyn werde, wenn ich in einem „Winkel beym Camin in Löwen sitzen, und alles vergessen „haben werde, so sollen sie mir ins Gedächtniß rufen, was „sie von mir gelernt haben. Ich werde dadurch gleichsam „durch mich selbst erneuert werden, ihre Dankbarkeit noch „geniessen,

„genieſſen, und meiner Eigenliebe pflegen; dieſen alten Sauer-
„teig, der uns folgt bis zum Aufenthalt der Schatten, und
„uns unter einem kahlen Kopfe noch manchen angenehmen
„Augenblick verſchaft.“

Rutgerus Reſſius, Freund des Clenard, erhielt auch Nachricht von ſeinen Reiſen.

„Du biſt Vater geworden, mein Freund, ſagt er, ich
„wünſche dir deshalb Glück. Du ſchriebſt mir, deine Kin-
„der ſind deine Schätze, ſo wie die Kinder der Cornelia ihr
„Putz waren; aber du biſt arm, und dieſes macht dich ihrent-
„halben bekümmert. Mein lieber Rutgerus, wir wollen uns
„nicht vor der Zeit unglücklich machen, ſondern wie Horatz
„die Sorgen des künftigen Tages verbannen. Wozu würde
„uns das Studieren helfen, wenn es uns nicht Vernunft und
„Muth gäbe? Wir ſind beyde vierzig Jahr alt; dies iſt
„der Zeitpunct, wo Körper und Geiſt die meiſten Kräfte ha-
„ben. Warum wolteſt du wegen der Zukunft beſorgt ſeyn?
„Glaube nur Rutgerus, wir werden in Löwen ſeyn, was
„Radius in Paris iſt. Sage ja nicht, daß ich wie ein neuer
„Seneca, der im Golde ſitzt, gemächlich über deine Lage
„ſchwatze; der einzige Schatz, den ich nach der Freundſchaft
„genieſſe, iſt die wenige Muſe, die mir übrig bleibt. Ich
„will lieber hundert Carld'or in Löwen haben, als fünfhundert
„hier; nur an dem Ort, den man liebt, genießt man den
„Reichthum. So groß mein Ueberfluß iſt, ſo beſteht doch
„mein Ehrgeiz in dem Wunſch, mein ganzes Leben dem Un-
„terricht der Jugend widmen zu können, und bey ſolchen Be-
„mühungen den Geiſt aufzugeben. Dieſer Ehrgeiz iſt in

— [illegible] daß wenn ich nicht in Löwen einen
— [illegible] ich mich auf ewig daraus verbannen
— [illegible] auch mein Vaterland liebe, um diesen
— [illegible] anderwärts auszuführen; und wenn es auch jenseits
— [illegible] Länder wäre. Ja! Ja! wenn du glaubst,
— [illegible] mit dem portugiesischen Golde beladen, es bloß an-
— [illegible] will, um ohne Ruhm eln müßiges Alter in Löwen zu
— [illegible] so irrst du dich, und beleidigst mich. Ein schlech-
— [illegible] eine mäßige Mahlzeit, da mein Ueberfluß das
— [illegible] meiner Freunde, und das Erbtheil der Unglücklichen
— [illegible] worden ist, darin besteht schon jetzo der unwandelbare Ge-
— [illegible] brauch meiner Glücksgüter. Der Religion, und den Men-
— [illegible] schen durch die schwachen Talente zu dienen, womit mich der
— Himmel begabt hat, dieses ist der unwiderstehliche Wunsch
— meines Herzens. "

„Fasse Muth, Rutgerus, der Himmel wird auch für
— dich sorgen! "

„Ich wünsche dir Glück zu der Freundschaft des Peter
„ Manius. Es ist unmöglich, daß man nicht rechschaffen sey,
— wenn man dein Freund ist. Es ist unmöglich, daß man
„ nicht auch sogleich der Meinige werde. "

Clenard übernahm die Erziehung von einem Sohn des Rutgerus, und theilte sein Vermögen mit dem Vater.

V. Trink-

V.

Trinklied.

Liebes Glas, geh hin im Kreise,
Gehe frisch von Hand zu Hand,
Raube nur auf deiner Reise
Uns nicht Sinnen und Verstand!
Thoren freun sich eines Rausches,
Welcher Kopf und Herz verkehrt;
Doch uns scheint ein Trunk des Tausches
Gegen Sinnenmacht nicht werth.

Wo sich Köpf' in Wirbel drehen,
Flüchten Lieb' und Zärtlichkeit
Furchtsam, gleich verscheuchten Rehen,
In den Arm der Nüchternheit.
Uns Vasallen holder Minne,
Deren Dienst wir ganz uns weihn,
Wäre drum der Tod der Sinne
Die Geburt der höchsten Pein.

Einen Kuß acht' ich so theuer,
Als das Faß vom Königstein,
Hätt' auch gleich das Ungeheuer
Seinen Bauch voll Cyperwein.
Wer sein Herz für sanfte Triebe
In der wilden Welt verdarb,
Lach' als Narr der edlen Liebe,
Für die mancher Weise starb.

Stoßet an! Es sollen leben
Alle Mädchen, lieb und hold,
Die uns höh're Freuden geben,
Als des Weinstocks Traube zollt.
Liebe, du erhellst, wie Sonne,
Dunkelheit im Lebensthal:
Aber aus der Rheinwein-Tonne
Fließt nur matter Lampenstrahl.

Dreymal Heil dem Erdensohne,
Der dich zur Gefährtin hat!
Wirf von deiner Myrthenkrone
Auch in unser Glas ein Blatt!
Und zum Trotze wüster Zecher
Singen wir: Auf Erden ist
Dies der wonnevollste Becher,
Weil die Lieb' uns ihn versüßt.

Langbein.

VI.

Briefe über die Niederlausitz und Dresden.

An den Kaufmann D***. geschrieben im Jahr 1785.

Diese Briefe sind dem Herausgeber zugeschickt worden; da sie nun nichts Anstößiges, wohl aber manche nicht bekannte Bemerkung enthalten, so hat man sie hier eingerückt, ohne jedoch irgend eine Behauptung zu bestätigen.

d. H.

Erster Brief.

Meinem Ihnen beym Abschiede gethanen Versprechen zufolge, eile ich Ihnen gleich nach meiner Ankunft von allen dem Nachricht zu geben, was mir auf meiner Reise bemerkenswerth scheinet. Des bösen Wetters wegen bediente ich mich bis Cotbus einer Gelegenheit, die sich mir anbot, und fuhr mit dem Kriegsrath S... in seinem Wagen; da sich aber der Himmel aushellte, mir auch das Fahren sehr lästig ist, so stieg ich aus, und begann meine Reise zu Fuß. Daß ich hier wenig interessante Naturscenen antraf, können Sie leicht denken, da der Sandstrich auf dieser Seite sich bis an die Thore Dresdens erstreckt; ich will mich also begnügen, Ihnen nur einige Bemerkungen über die Gegend und die Einwohner mitzutheilen.

Der größte Theil des Landes ist hier mit Wald bedeckt, der überhaupt aus Nadelholz mit nur wenig untermengten Laubbäumen bestehet. Der dürre sandige Boden verstattet wenig Ackerbau, denn Heidekorn, Kartoffeln und Flachs sind hier fast die einzigen Feldfrüchte; daher entspringt auch die Dürftigkeit, welche hier überall hervorleuchtet, und für den Bauer durch die Leibeigenschaft noch drückender gemacht wird. Ob wohl diese letztere nicht so strenge ist, als sie ehemals in Böhmen war, und es noch in Liefland und andern Ländern seyn mag, so kann es doch nicht fehlen, daß sie stets eine Last des Landmanns bleibt, welche jedes Bestreben nach Wohlstand zu Boden drückt, und ihm einen unverkennbaren Zug von Knechtschaft eingräbt.

Da hier die jüngeren Söhne, : e die älteren Miterben des väterlichen Gutes sind, so besitzt der Landadel mehrentheils nur wenig Vermögen; denn oft gehöret ein Gut, das aus nicht mehr als einem einzigen Dorfe bestehet, zwey bis drey Herren, deren jeder seinen eignen von Feldwacken erbauten und mit Ziegeln gedeckten Herrenhof hat. Uebrigens sind die Häuser der Bauern von Holz aufgeschränkt, und mit Schindeln, mit Stroh oder Baumzweigen, oft auch nur mit Rasen bedeckt. Die Lebensart des Adels kann so nach auch nicht anders als sehr einfach seyn. Die Herren gehen auf die Jagd, und reiten Abends zusammen in eine Schenke, wo sie ihre Zeit mit Trinken und Tabackrauchen hinbringen; unterdessen sitzen ihre Weiber und Töchter zu Hause, und spinnen des Abends beym Scheine einiger Stückchen brennenden Kienholzes; im Sommer aber gehen beyde Theile mit aufs Feld,

um

um Flachs zu raufen, oder Kartoffeln auszumachen, welches sie auch gezwungen sind zu thun, da alle ihre Arbeiter aus Frohnleuten bestehen, bey welchen beständige und strenge Aufsicht nöthig ist. Im Ganzen genommen aber ist es ein aufrichtiges und gutmüthiges Völkchen, gerade in Worten und Thaten, bey denen ich immer lieber mein Leben zubringen möchte, als unter den falschen und geschrobenen Einwohnern der Hauptstädte.

Doch gilt alles dieses nur von dem niedern Adel in der Niederlausitz, denn die höhere Classe, welche grosse und weitläuftige Güter besitzen, wie z. B. die Grafen Brühl, Röder, Hoym ꝛc. halten sich mehrentheils in der Residenz auf, und bringen nur den Sommer auf ihren wohlgebauten und oft mit ziemlichen Geschmack eingerichteten Rittersitzen zu.

Das Landvolk ist stark und von fast unerschütterlicher Gesundheit. Die Männer sind nebst den Thüringern gewiß die besten Soldaten des Churfürsten von Sachsen; denn ob es schon nicht geringe Mühe kostet, ihnen das Exerzieren und die andern militärischen Scharletanereyen beyzubringen, so sind sie dafür auch sicher, und laufen so leicht nicht weg, denn unter zehn Deserteurs ist vielleicht kaum ein Wende; auch sind sie nicht Feuerscheu, und würden stehen, wenn selbst der leibhaftige Gott sey bey uns in eigner Person käme, sie von ihrem Platze zu drängen. Ihre Armuth macht sie gegen eine Belohnung von einigen Groschen willig, und keine Arbeit ist ihnen zu schwer, keine Witterung zu rauh. So laufen sie oft im strengen Winter barfuß und im blossen Hemde auf das andre Dorf, welches im Spreewalde wohl mehr als eine

Stunde weit entlegen ist, und die Viehhierten bleiben bis spät in den Herbst des Nachts auf dem Felde, indem sie mit den Füssen in einen Sack kriechen, und sich denselben über den Achseln oben am Halse zubinden. Hier schlafen sie ohne Feuer unter der Decke des unbegränzten Himmels auf dem feuchten Boden der Moorwiesen so sanft, als vielleicht kein Weichling auf Eyderdunen unter dem seidnen Bette.

Man wirft den Wenden überhaupt eine gewisse Störrigkeit vor; die ich aber nicht bey ihnen bemerkt habe. Wann der arme bedrückte Leibeigene seinen gnädigen Tyrann für eine Art von Raubthier ansieht, welches blos dazu da ist, um ihn zu plagen; dann ist es wohl kein Wunder, wenn er ein scheues, selbst bisweilen trotziges Betragen auch gegen die annimmt, mit denen er seinen Herren freundschaftlich umgehen sieht, und die er für Geschöpfe von eben derselben Gattung hält, weil er denkt:

Par pari gaudet.

Die Landstrasse gehet durch den Spreewald bis Königsbrück meistens über Klöppeldämme, weil der Boden besonders im Walde, wo die streichende Luft und die wärmenden Sonnenstrahlen im Sommer ihn nicht austrocknen können, sehr morastig ist, und in der feuchten Jahreszeit gar nicht zu paßiren seyn würde. Dies hat auf den Fußgänger keinen Einfluß, ist aber zum Fahren, des heftigen Stossens wegen, sehr unbequem, und für den Reuter bisweilen gefährlich, weil das Holz durch die Nässe bald faulet, und das Pferd leichte durchbrechen kann.

Dörfer

Dörfer findet man nur wenige, welche einzeln im Walde zerstreuet liegen, so daß man wohl einige Stunden gehen muß, ehe man wieder auf eines kommt; auch siehet man nur selten einen Fuhrmann auf der Strasse in dem öden Walde, daher man hinlänglich Muse hat, seinen Gedanken nachzuhängen.

Königsbrück, eine Mittelstadt, gehört zwar eigentlich zur Oberlausitz, ist aber fast überall mit Niederlausitz umgeben. Ihr Gerichtsherr ist der Graf Röder, welcher ein grosses Schloß und einen ziemlich ansehnlichen Garten da hat, der aber meist nur zu Küchengewächsen eingerichtet ist. Die Stadt hat einen gepflasterten Marktplatz und einige wohlgebaute Häuser. Von hier geht der Weg über die schönen Güter des Grafen von Hoym, wo auch selbst der sonst sandige Boden demnach durch fleißige Bearbeitung genöthiget worden ist, Früchte zu tragen, daß man beynahe glauben muß, in einem guten Lande zu seyn. Ueberall sind Alleen von Obstbäumen angelegt, welche von den Dörfern heraus nach der grossen Landstrasse gehen; und wo das sonst flache Land eine darzu schickliche Erhöhung macht, da ist ein Zirkel von Bäumen gesetzt, und Bänke darunter angebracht, welches dem Auge des Reisenden eine angenehme Abwechselung gewähret, die ihm um so nöthiger ist, da die Aussicht ringsum vom Walde beschränkt wird. Oede und schauerlich ist der Weg durch den dichten Forst, in welchem man jede Art von Bäumen antrift. Hier giebt es sehr viel Wild, weil die verwachsenen Gestrippe jeden Weg in das dickere Holz verhindern, wo denn besonders die grosse Menge von Schweinen und Hirschen eine wahre Plage für die Bewohner der im Walde liegen-

den Dörfer ist. Man findet auch noch ein steinernes Monument, zum Andenken, daß einer der pohlnischen Könige hier einen Wolf erlegt hat, der bey einem strengen Winter diese Reise aus Pohlen unternommen hatte, um in Sachsen etwas für seinen hungrigen Magen zu finden. Ich konnte mich bey Lesung der Inschrift des Monuments nicht enthalten, eine grosse Aehnlichkeit zwischen diesem Raubthiere und den vielen Ausländern zu bemerken, die aus ihrem Vaterlande auswandern, weil man ihnen daselbst nicht aufs Wort glauben will, daß es auch ein Verdienst sey, keine Verdienste zu besitzen, und die in Sachsen ihr reichliches Auskommen finden, ja wohl gar zu ansehnlichen Ehrenstellen erhoben werden.

So wie man sich Dresden mehr und mehr nähert, wird auch der Wald lichter, und der Boden senket sich abwärts nach der Elbe zu, bis man endlich herauskommt, und die reizende Ebne ausgebreitet vor sich liegen sieht. Links die Vorstadt Dresdens, wo sich auch die Alaunhütten befinden, welche bis spät in den Herbst arbeiten, und jährlich eine ansehnliche Menge Alaune liefern; rechts eine grosse Plaine von ohngefähr 2000 Schritten ins Gevierte, wo die Artillerie ihren Exercierplatz hat, und wo die jährlichen Uebungen der Artillerieschule angestellet werden; gerade vor sich aber Dresden, zwar nicht mit vielen Thürmen prangend, wie eine stolze Königsstadt; doch aber groß genug, um die Residenz eines guten Fürsten zu seyn. Ehe man an das Thor kommt, gehet der Weg zwischen zwey Wirthshäusern hindurch, wo die Dresdner herauskommen, um Bier zu trinken und zu kannegiessern. Von hier hat die Stadt das Ansehen einer sehr

guten

guten Festung, und man siehet nur die Artilleriekasernen, die Provianthäuser und die Kirche über den hohen Wall hervorragen. Wären die sämtlichen Festungswerke ausgebauet, wie die Anlage dazu ist, so wäre Dresden auf dieser Seite gegen jeden feindlichen Angrif in gutem Vertheidigungsstande. Allein so wie jetzt alles nur noch gleichsam Embryo ist, kann sie sich nicht über einige Tage halten; und ob man schon während des letzteren Krieges 1778 anfieng, den Wall mit Pallisaden zu versehen, Traversen anzulegen, und die Fausse-bray herzustellen, so blieb doch alles wieder liegen, da der Krieg nicht fortgieng; auch ward durch alle diese Arbeiten die Festung noch lange nicht in Stand gesetzt, eine ernsthafte Belagerung auszuhalten.

Wenn man im schwarzen Thore über zwey Brücken paßiret, wovon die letztere über einen tiefen Festungsgraben gehet, kommt man auf die breite Hauptstrasse, welche gewiß eine der schönsten Dresdens ist, da ihr besonders die in der Mitte befindliche Allee ein sehr gutes Ansehen giebt, welches denn durch die auf beyden Seiten stehenden wohlgebaueten Häuser ungemein erhoben wird. Die Kirche, welche man gleich beym Eintritt in die Stadt rechter Hand erblicket, hat keinen Thurm, und ist nach moderner Bauart aufgeführet, daher sie auch wohl von einem durchreisenden Fremden für das Comedienhaus angesehen worden ist. Links sind die Artilleriekasernen, worinnen ausserdem noch das churfürstliche Sanitätscollegium ist, in welchem die jungen Feldscherer unentgeldlich, Bader- und Barbiergesellen aber für ihr Geld in der theoretischen und praktischen Heilkunde nach allen ihren Theilen, so wie auch in der

Zergliederungskunst von einigen verdienstvollen Aerzten unterwiesen werden, zu welchem Ende sich denn ein Theatrum anatomicum da befindet. Seit einigen Jahren ist auch hier ein Hebammeninstitut angeleget worden, wo dieselben über den theoretischen Theil ihrer Kunst von einem dazu bestellten Lehrer Vorlesungen hören; zu ihrer Uebung aber werden in zwey Stuben jederzeit vier arme Frauenspersonen während der ersten vierzehn Tage ihres Kindbettes verpfleget, an denen sie sich in Gegenwart des Lehrers auch in der ausübenden Geburtshülfe vervollkommnen können. Sonst sind noch viel grosse und ansehnliche Privathäuser in der Neustadt, daher auch viele der fremden Minister ihre Wohnung da haben.

Die Dresdner Brücke, so wie die übrigen ansehnlichen Gebäude werden Sie schon aus den Beschreibungen anderer Reisenden kennen, daß es also überflüßig seyn würde, viel darüber zu sagen; nur die Anmerkung erlauben Sie mir zu machen, daß Dresden in Ansehung seiner schönen und durchgehends maßiven Gebäude gewiß mit mancher grossen und ungleich berühmtern Stadt des Auslandes wetteifert.

Dresden ist, wie Sie wissen, erleuchtet, nur kann ich mich nicht enthalten, eine mir unverzeihlich scheinende Oeconomie der Stadtpolizey zu rügen. Die Laternen werden erstlich nur äusserst selten alle angezündet, sondern es brennt gewöhnlich nur eine um die andre, welches denn an manchen Orten eben nicht sehr helle macht; und zweytens geschiehet die Erleuchtung überhaupt nach einer Tabelle, wo bey Mondschein denn natürlicherweise keine Laternen nöthig sind. Allein, wenn man erwägt, daß oft im Calender Mondenschein stehet,

wo

wo in Natura nichts weniger als dergleichen ist, wie z. B. an regnichten Herbstabenden, so ist leicht einzusehen, daß das Anzünden der Lampen nach einer Tabelle nichts tauge; denn weil eigentlich Mondschein seyn solte, so müssen alle arme Fußgänger im Finstern wandeln, wenns ihnen die Umstände nicht erlauben eine Fackel oder Laterne vor sich her tragen zu lassen.

In Ansehung der Reinlichkeit hat Dresden viele Vorzüge vor andern Städten, denn sie ist nicht allein gut gepflastert, sondern bey üblem Wetter im Sommer wird der Koth zusammen gekehrt, so wie bey einfallendem Thauwetter im Frühjahr der Schnee und das Eis aufgehackt und vor die Stadt hinaus gefahren wird, wodurch man denn nebst dem wöchentlichen Gassenkehren die Strassen beständig rein erhält, welches für jedem, der weder reiten noch fahren kann, eine grosse Bequemlichkeit ist.

Die Befestigungswerke der Stadt auf dieser Seite sind nichts weniger als beträchtlich, sondern nach der alten italienischen Manier angelegt, mit sehr hoher Bekleidungsmauer, retirirten Flanken, und einem tiefen Wassergraben, der aber jetzt ausgetrocknet wird. In wie ferne dies gut oder übel gethan sey, will ich nicht entscheiden, sondern gebe Ihnen nur zu erwägen, ob es recht war, der Stadt ihr einziges Vertheidigungsmittel zu nehmen, da es doch ein für allemal eine Festung bleiben soll. Seit dem letztern Kriege hat man angefangen, die Vorstädte mit sehr weitläuftigen Verschanzungen einzufassen, um durch ein hinein geworfenes Corps die Residenz zu decken. Alle diese Werke sind nach dem stärksten

Durchschnitt erbauet, und sogar der Graben von Grund aus mit Rasen bekleidet; auch fehlt es nicht an guten Traversen, um die Vertheidiger vor den feindlichen Flankenschüssen zu decken. Daß diese Verschanzungen dem Churfürsten ein Ansehnliches kosten müssen, können Sie leicht erachten, wenn Sie besonders hören, daß rund um die Stadt alles Kornfeld ist, welches den Besitzern vorher hat abgekauft werden müssen, und daß zu mancher Schanze blos die Herbeyschaffung des Rasens mehrere hundert Thaler gekostet hat.

VII.

Die Hinrichtung des Ritters von Rohan im Jahr 1674.

Eine historische Anecdote.

Der jetzige Proceß des Cardinals von Rohan erinnert an einen merkwürdigen Vorfall, der sich bey der Hinrichtung des Ritters Ludwig von Rohan 1674 ereignete. Dieser Ritter, der Sohn Ludwig VII., Herzogs von Rohan und der Anna, Prinzeßin von Guemenee, wurde unter der Regierung Ludwigs XIV. des Hochverraths angeklagt und überwiesen, und zwar in Verbindung mit Madame de Villiers und Van Eden, einem gebohrnen Niederländer, der damals Schulmeister in Paris war. Das Urtheil der beyden erstern war geköpft, und des letztern gehängt zu werden.

Die

Die Geschichtschreiber dieser Zeit geben von dem Tode des Ritters folgende Nachricht. Der berühmte Jesuit und Prediger Bourdaloue hatte sich bemüht den Delinquenten zur Himmelfahrt zu bereiten, jedoch ohne allen Erfolg, weil der Ritter höchst ungern sterben wolte. Er war untröstlich, und hörte nicht auf die geistlichen Ermahnungen, womit der beredte Bourdaloue noch in den letzten Augenblicken des Lebens sein Herz bestürmte. Die Beredsamkeit dieses grossen Kanzelredners kam ins Gedränge, und er befand sich in nicht geringer Verlegenheit, da aller Augen auf ihn und seinen vornehmen Patienten gerichtet waren. Seine Gegenwart des Geistes aber gab ihm bald ein sonderbares Mittel an die Hand, die Sache ins Geleise zu bringen. Er wandte sich an die Officiers, die bey der Execution commandirt waren. Einer von ihnen, ein Hauptmann von der königlichen Garde, bestieg das Blutgerüst, und redte den Ritter im wahren militärischen Ton mit folgenden rauhen Worten an: „Zum Teufel, mein „Herr, was machen Sie vor Streiche? Wozu diese kindi„sche Furcht vor dem Tode? Ein Mann von Ihrem Stan„de, ein Soldat, solte nichts in der Welt fürchten! Ver„flucht und verdammt, mein Herr! Stellen Sie sich vor, „daß Sie an der Spitze eines Laufgrabens stehn, und hun„dert Canonenkugeln um Ihre Ohren pfeifen, oder daß Sie „bey einer belagerten Festung zum Sturm commandirt sind.“ Diese flammende Soldatenberedsamkeit that eine ganz andre Wirkung, als alle moralischen Argumente des talentvollen Beichtvaters. Der Ritter bekam durch diese fromme Rede Muth, ergab sich getrost seinem Schicksal und starb standhaft.

VIII.

Litterarische Nachricht zur Völkerkunde gehörig.

Das vormals bey der Verlagskasse in Dessau herausgekommene lehrreiche geographische Magazin des Herrn Magister Fabri, dessen regelmäßige Erscheinung ehedem durch Hindernisse aufgehalten wurde, wird jetzo im Verlage der Waysenhausbuchhandlung, unter dem Titel: Neues geographisches Magazin fortgesetzt, und sind von demselben bereits vier Stücke erschienen. Ich bin ersucht worden, diese Veränderung bekannt zu machen, und erfülle dies Verlangen mit desto grösserm Vergnügen, da es Pflicht eines Litterators ist, die Verbreitung eines so gemeinnützigen Werks nach Möglichkeit zu befördern, und doppelte Pflicht des Herausgebers, dem die Erweiterung der Völkerkunde wohl nicht gleichgültig seyn kann, da er viele Stunden des Tages derselben widmet. Die Deutschen sind, so wie in manchen andern Fächern, auch in der Erdbeschreibung und Statistik die größten Lehrer in Europa; ein Ruhm, den ihnen alle aufgeklärte Nationen auch ohne Bedenken einräumen. Um aber in diesen beyden wissenschaftlichen Zweigen sich auszuzeichnen, ist ein eiserner Fleiß und eine große Sachkenntniß erfoderlich, weil es hier nicht auf Meynungen, sondern auf Wirklichkeiten ankommt. Diese Sachkenntniß und der dadurch erzeugte Nutzen ist in dem sowohl alten als neuen geographischen Magazin unverkennbar, und Hr. Magister Fabri verdient daher den Dank aller derer, die den Werth der Erdkunde gehörig schätzen, und die nach dem vortreflichen Motto, das ehemals diese Schrift zierte, nicht den Maulwürfen ähnlich sind, die ohne um sich zu sehn, blos mit ihrem Loch beschäftigt sind, das sie auf- und zu wühlen.

D. H.

Literatur und Völkerkunde,

4ter Jahrgang 2ter Band.
No. VI
Junius 1786.

Personalien.

---

und

Litteratur und Völkerkunde.

VI.

Junius. 1786.

I.

Gedanken eines Cosmopoliten über den deutschen Fürstenbund.

Der Privatmann, welcher das grosse, künstliche, aus so manchen und so verschiednen, bald eingreifenden bald gegen einander wirkenden Rädern zusammengesetzte Uhrwerk der europäischen Politik nicht übersehn, nicht aus einander nehmen und wieder zusammensetzen kann, und doch gern auch darüber denken, reden und schreiben will, muß sich an das halten, was er durch öffentliche Staatsschriften aller Partheyen davon erfährt. Daraus macht er sich einen Begrif, diesen durchschaut er mit einem schärfern oder schwächern Blick, und macht seine Betrachtungen darüber, der eine als Politicus, der andere als Patriot, der dritte als Cosmopolit. Von dem deutschen Fürstenbunde, der jetzt so manchem Denker an seinem Pulte, manchem Sprecher in der Gesellschaft, manchem Staatsmann im Cabinet, zu denken, zu reden und zu schreiben Anlaß giebt, habe ich mir diese Hauptidee gemacht, daß man der Universalmonarchie des Hauses Oesterreich entgegen arbeiten oder viel-

mehr vorbauen will. In diesem Gesichtspunct betrachtet, kann ich es freylich jedem österreichischen Patrioten nicht verdenken, wenn er den Bund angreift. Denn es ist nun einmal eine menschliche Schwachheit von uns Unterthanen, daß wir selbst grösser, mächtiger, ehrwürdiger und glücklicher zu werden glauben, wenn unser Souverain es wird. Es macht dieses ein Hauptstück vom Patriotismus aus; und derjenige Regent, der ihn seinen Unterthanen recht tief einzupflanzen und gut zu benutzen weiß, hat unleugbare Vortheile über einen andern Staat, der gar nicht oder minder patriotisch gesinnte Unterthanen ernährt. Aber eben darum kann man es auch den deutschen Patrioten nicht verargen, wenn sie den Fürstenbund vorzüglich ehren. Der Deutsche, als solcher, wünscht die jetzige Verfassung des deutschen Reichs erhalten zu sehen; und, als Unterthan eines minder mächtigen Reichsfürsten, wünscht er, daß dieser entweder noch mächtiger werde, oder doch wenigstens nichts von seiner jetzigen Macht verliehre. Und zur Erfüllung dieses zwiefachen Wunsches giebt ihm der Fürstenbund schmeichelhafte Hofnung. Noch ehrwürdiger muß er dem Reichsfürsten seyn, der sein und seines Hauses wahres Interesse kennt; denn durch die Universalmonarchie verlöhr er ja sammt seinem Hause auf immer seine politische Existenz; und wer krümmt und sträubt sich nicht gegen diesen unersetzlichen Verlust? Selbst die andern europäischen Staaten, denen die Uebermacht des Hauses Oesterreich gefährlich ist, müssen den Fürstenbund ehren. Denn dem Monarchen Deutschlands ist es, aufs gelindeste gesagt, wenigstens leichter, Monarch Europens zu werden. Das kein Fürst in Deutschland und selbst in Europa fähiger ist eine Universalmonarchie zu errichten,

errichten, als der Regent von Oesterreich, beweißt die Sache selbst, und die neueste preussische Staatsschrift hat den Beweiß näher entwickelt. Eben so helle sieht auch schon ein minder scharfsichtiges Auge, wie viel durch den Umtausch der pfalzbayrischen Lande gegen die österreichischen Niederlande das Haus Oesterreich an Macht gewinnt, welchen grossen Fortschritt es dadurch auf einmahl zur Untergrabung des deutschen Staatssystems macht, und wie leicht es ihm alsdann wird, wenn es die grössern Staaten Deutschlands verschlungen hat, die andern ohne Widerstand zu verschlingen, und, als Herr von Deutschland, auf andere europäische Staaten seine Ansprüche auszudehnen.

Ich finde in keiner der österreichischen Staatsschriften, daß man die Absicht einer Universalmonarchie geradezu geleugnet habe. Man hat nur entweder die Thathandlung, nämlich den Ländertausch, zu leugnen, und vielmehr anders darzustellen, oder die Unschädlichkeit und Rechtmässigkeit des Tausches zu behaupten, oder die Unrechtmässigkeit des Fürstenbundes zu zeigen gesucht. Bald sagte man, der Wiener Hof habe den Umtausch selbst nicht angetragen; man schien aber dabey zu vergessen, daß mir selbst das zugerechnet wird, was ich durch einen andern thue. Bald leugnete man, daß es auf einen gewaltsamen Umtausch abgesehen sey. Und dieses ergriffen die Freunde des Fürstenbundes, um eben daraus die auf eine Vertauschung überhaupt gerichtete Absicht des Wiener Hofs zu erweisen. So wolte auch den deutschen Patrioten die Unschädlichkeit des Ländertausches nicht einleuchten. Vielmehr fanden sie in der jetzigen Macht des Hauses Oesterreich,

in den Talenten des grossen Kayſers, in der Thätigkeit, wodurch er ſeinem Hauſe in ſo kurzer Zeit ganz neuen Glanz, ganz vorzügliche Gröſſe gegeben, und reiche, reiche Quellen eröfnet hat, in denen von ihm im Jahr 1778 gegen Bayern, dann gegen einige minder mächtige Reichsfürſten und gegen Holland gemachten Verſuchen, welche man mit den beſtehenden Verträgen nicht vereinigen konnte, in der Rundung und engern Verbindung, die die öſterreichiſchen Staaten durch den Gewinnſt von Bayern, und durch den Verluſt der Niederlande bekommen, auch in der innern vorzüglichen Güte und bisher unbenutzten Einträglichkeit der pfalzbayerſchen Lande ſelbſt, eben ſo viel Urſachen, warum ſie den Ländertauſch dem deutſchen Staatsſyſtem und den deutſchen Fürſten vor gefährlich und nachtheilig hielten. So beriefen ſie ſich auf die goldene Bulle, den Teſchner Frieden, die bayerſchen Hausverträge, auf die Art, wie der Tauſch dem Herzog von Zweybrücken angetragen ward, und auf die Abneigung des Wiener Hofes, der ſtandhaften Weigerung des Herzogs von Zweybrücken ohngeachtet, dem Tauſch zu entſagen, um das Publicum zu überreden, daß es die Rechtmäſſigkeit des geſuchten Tauſches zu bezweifeln Urſache habe. Und wenn ſich endlich die öſterreichiſchen Schriftſteller auf Reichsgeſetze, und auf das dem Oberhaupt des deutſchen Reichs gebührende Anſehn bezogen, um die Unrechtmäſſigkeit des Fürſtenbundes zu zeigen: So bemühten ſich deſſen Vertheidiger theils die Nichtexiſtenz der angezognen Geſetze aus der Geſchichte darzuſtellen, theils ſelbſt aus deutſchen Grundgeſetzen das Befugniß der deutſchen Fürſten zu ſolchen Bündniſſen, wodurch ihre Exiſtenz und die Verfaſſung des Ganzen geſichert wird, herzuleiten,

leiten, theils den Begrif des Reichsoberhaupts von dem des österreichischen Regenten zu unterscheiden, theils sich auf die weite und allgemeine Absicht des Fürstenbundes zu berufen, welcher keinen besondern Gegner kenne, sondern nur die Vertheidigung gegen irgend einige Verletzung und Zerrüttung des deutschen Staatssystems zum Gegenstande habe.

So dachten und schrieben ohngefähr die deutschen Patrioten, und so mußten sie denken und schreiben; da hingegen die österreichischen Patrioten nach den entgegenstehenden Grundsätzen dachten und schrieben, und abermals so denken und schreiben mußten. Beide Theile bewiesen Patriotismus; Liebe zu ihrer Staatsverfassung und zu ihren Regenten; sie bewiesen, daß sie glaubten ihre Ehre und ihr Glück sey mit der Ehre und dem Glück ihrer Regenten verbunden, es wachse mit diesem und nehme mit ihm ab; folglich bewiesen sie auch, daß sie zu allen edlen Thaten fähig waren, die das Wort, Patriotismus, in sich faßt. Und eben dieses haben die bayerschen und niederländischen Unterthanen, als solche, gegen ihre Regenten besonders bewiesen.

Was denkt nun aber der Cosmopolit bei dem Fürstenbund, dem Ländertausch, der Universalmonarchie? Er, der kein Vaterland kennt, als die Welt; kein Glück, als Eigenthum, Freyheit, Sicherheit, möglichst geringe Abgaben und Ruhe; kein Grundgesetz, als das Völkerrecht; keine Ehre, als das Wohl des Menschengeschlechts; keine Vertheidigung, als die Festhaltung des Versprochnen? Freylich, wenn er da liest: Verträge sollen nur so lange ihre politische Existenz behalten, als der Mächtigere es wolle; wenn er da hört, der

Nachfolger und Abkömmling dürfe die von seinem Ahnherrn und Vorfahren geschloßnen Verträge nur so lange halten, als sie seinem Interesse gemäß sind, und wenn sie es nicht mehr sind, sey es ihm, sie ohne Einwilligung des Compaciscenten selbst mit einigem Zwang wieder aufzuheben erlaubt; wenn er da liest: Zween mächtige Regenten, Beherrscher des halben Europa, haben einem minder mächtigen, aber von ihnen unabhängigem Souverain freywillige Tauschhandlungen in drohendem Ton, Unterhandlungen, die viel Nachdenken und gemeinschaftliche Ueberlegung erfordern, mit Vorschrift kurzer Fristen und andrer lästiger Bedingungen angetragen. Da schüttelt der Cosmopolit sein freyes Haupt; er fürchtet vor seine und seiner Mitweltbürger Freyheit, Sicherheit, Ruhe; er weiß nicht mehr, wodurch dem Schwächern, der sich zeither nur durch die Heiligkeit der Verträge geschützt glaubte, gegen den Mächtigern der Besitz seines Eigenthums gesichert werden soll; er fürchtet, die Welt möge gar zu weit zum ersten, in ihrer Kindheit gültigen, Naturrechte, zum Recht des Stärkern, zurückkehren, und dadurch die menschliche Natur einen grossen Theil ihrer Würde, ihres Adels verliehren; er fürchtet jede Uebermacht, die irgend ein Regente, er sey wer er sey, jetzt oder künftig erlangen könnte, wenn die Unverletzlichkeit ihren Werth verliehren solte. Darum wünscht er herzlich das Gegentheil von alle dem, was er gehört und gelesen hatte, glaubwürdig erwiesen zu sehn, darum ehrt er aber auch den Fürstenbund, weil er glaubt, daß durch ihn Heiligkeit der Verträge geschützt, Eigenthum, Freyheit, Sicherheit des Schwächern vertheidigt werden soll.

Mit andern Augen betrachtet er ihn, wenn er ihn als eine Vormauer wider die Universalmonarchie Deutschlands ansieht. Aller Vortheile, die kleine eingeschränkte Staaten gewähren, ohngeachtet, sieht doch der Cosmopolit, bey einer einmal eingerichteten Universalmonarchie, überwiegende Vorzüge. Statt hundert Höfe, und eben soviel tausend und wieder tausend Hof- und Staatsbedienten, die Deutschlands Unterthanen jetzt erhalten müssen, findet er dann nur einen Hof. Die vielen Gesandschaften und andere jetzt nothwendig gewordene Staatsausgaben, die sich mit jedem Jahrzehend um Millionen vermehren, fallen weg. Wenn jetzt Deutschland — sämmtliche Truppen Oesterreichs und Preussens mit begriffen — wohl 7 bis 800,000 Soldaten in stehenden Heeren unterhalten muß; und vielleicht in 20 Jahren — denn wie unglaublich ist nicht seit 30 Jahren Oesterreichs und Preussens Kriegsmacht gewachsen! — noch 300,000 mehr, so sind alsdann nur höchstens 400,000 Mann zum Schutz des ganzen Deutschlands genug. Da jetzt ein jeder kleiner Umstand, das Absterben eines Fürstenstammes, der Tod eines minder mächtigen Reichsfürsten, die Wahl eines Prälaten, die Vorsorge vor künftige Thronbesetzungen und Anfälle, oft nur die Besorgniß geheimer Verträge die Mutter von blutigen Kriegen wird, die, wenn sie auch noch in der Geburt erstickt werden, dennoch den deutschen Staaten Millionen kosten: So findet er in der Universalmonarchie die Möglichkeit, seinen fast fabulösen Wunsch erfüllt, einen allgemeinen und dauerhaften Frieden geschlossen zu sehn. Hier findet er die Auflösung des Problems, die er so lange vergebens suchte: Wie es möglich sey,

daß Völker, die selbst unter den besten Regenten unter der Last der Abgaben seufzen, dieser Bürde entledigt werden; daß gütige Beherrscher, die wider ihren Willen, nur zum Schutz ihres Landes, ihre Heere und mit diesen die Landesabgaben mit jedem Jahre vermehren müssen, ihre Forderungen mindern; daß Länder, die mit immer ansteigenden Schulden belastet sind, sich davon befreyen; daß Kriege, die in unsern Zeiten weit kostbarer und verderblicher, nur nicht so barbarisch und wild sind, als sie in den rauhesten Zeiten waren, glücklich vermieden; und daß die stete Befehdungen grosser Herren, so wie mit den Fehden der kleinen Herren durch den Landfrieden geschah, aufgehoben werden können.

Und statt, daß ihm zeithero das Herz blutete, wenn er so manche Provinz Deutschlands, welche die natürlichen Producte, die ihr Gott gab, die sie durch ihren Fleiß zu vermehren, durch ihre Geschicklichkeit zu verändern, und durch ihre Kunst zu verarbeiten wußte, mit unermüdeter Thätigkeit, oft mit Sorge und Gefahr, an andere Staaten vertauschte, und sich dadurch die übrigen Bedürfnisse verschafte, mit einemmal durch traurige Handelssperren in ihrem Innersten zerrüttet, und dadurch zugleich den Vorzug der menschlichen Gesellschaft,

durch wechselseitigen Umtausch der Natur- und Kunstproducte, wechselseitige Glückseligkeit zu befördern, wechselseitige Bedürfnisse zu befriedigen, wechselseitige Kenntnisse und Herzenseigenschaften mitzutheilen,

zerstört sah: So lacht ihm nun das Herz, wenn er die Eifersucht der vielen deutschen Souverains, die, jeder nur vor sich,

sein

sein Haus und Land eigennützig dachten, und das Beste des Ganzen dabey oft untergruben, bey der Universalmonarchie Deutschlands verschwinden, mit ihr die schädlichen Handelsverbote und Einschränkungen hinwegfallen, und die gesellschaftlichen Vorzüge aufs neue hervorkeimen sieht.

Und alles dieses, was der Cosmopolit bei der Universalmonarchie Deutschlands, gleichsam in einem süssen Traume, erblickt, und frohtheilnehmend fühlt, das bietet ihm auch das Bild der Universalmonarchie Europens dar. Vermehrte Glückseligkeit des Ganzen und seiner Theile. Zwar vergißt er dabey nicht, daß die menschliche Einschränkung dem Monarchen alsdann nicht mehr gestattet, sich um das individuelle Wohl dieser und jener Provinz, dieser und jener Stadt, dieses und jenes Unterthanen zu bekümmern; daß manche Provinz alsdann von dem Despotismus, dem Geiz, dem Stolz seines Gouverneurs abhangen wird; daß der Thron alsdann zu weit entfernt, der Monarch zu sehr mit der Vorsorge vor das Ganze beschäftigt seyn wird, als daß die gerechten Klagen der Unterthanen allemal und bald Erhörung finden solten; daß die Berufung auf den Ausspruch des Regenten und seines vornehmsten Gerichtshofs den Lauf der Rechtssachen aufhalten wird — — —

Allein wie viel Fürsten gab es sonst, und wie viel giebt es deren jetzt, die die fürstliche Pflicht erkennen, und sie zu üben Fähigkeit besitzen, vor das Einzelne so gut als vor das Ganze zu sorgen? Sind die Beispiele selten oder veraltet, daß der Beherrscher eines minder ausgebreiteten Landes, einem Minister, oft einem Liebling der niedern Classe, dem Ge-

schöpf einer Maitresse, das Wohl seiner Unterthanen anvertraute, der dann gieriger raubt, ungerechter richtet, als mancher Nabob? Und ist denn nicht bey der jetzigen deutschen Staatsverfassung in allen der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte unterworfnen Ländern, gleicher Aufenthalt der Processe, gleichlangsamer Gang der Justiz? Konnten in unserm Jahrhunderte Peter, Friedrich, Joseph, sich über so manches alte Vorurtheil hinwegsetzen, und alle ihre Kraft anstrengen, um ihre weitläuftigen Länder selbst zu übersehen, selbst zu beherrschen und glücklich zu machen, so läßt sich dieses, bey der immer ansteigenden Vervollkommung, noch leichter im künftigen Jahrhundert von einem Universalmonarchen Deutschlands hoffen, der von der erhabenen Stufe, auf welcher Joseph einst bey seinem Abschiede den Thron verlassen wird, ausgehen, und also die Leiter nicht noch einmal von unten an hinaufsteigen darf, sondern nur muthig die noch nicht erstiegnen Stufen hinanklimmen muß. Aber welche Revolutionen, welche Verheerungen, welche blutige Kriege, welche Verletzung des Eigenthums, welche Einschränkung der Freyheit, welche Entehrung der heiligsten Verträge und Eidschwüre muß nicht vorhergehn, ehe eine Universalmonarchie errichtet werden kann! Hier schlägt dem Cosmopoliten sein menschenfreundliches Herz; er sieht noch einmal auf den deutschen Fürstenbund mit Ehrerbietung; er opfert die reizendsten Aussichten in künftige Perioden der Glückseligkeit des jetzigen Menschengeschlechts gern auf; er bittet die Regenten Deutschlands und Europens, besonders diejenigen, die unter ihnen die mächtigsten so gut als die weisesten und gütigsten sind,

daß

daß sie nicht durch Vergrösserung und Erwelterung von aussen, soudern durch Ausbildung und Entwickelung von innen ihre Macht vermehren, daß sie die Glückseligkeit ihrer Unterthanen durch Minderung der Staatsbedürfnisse befördern, daß sie in der Absicht — denn sonst bleibts unmöglich — sich gemeinschaftlich zur Reduction der stehenden Heere aufs Heiligste vereinigen, und darüber unverbrüchlich halten, daß sie mit der Ermunterung der Industrie ihrer Unterthanen die allgemeine Handelsfreyheit, wodurch das ganze menschliche Geschlecht in eine Familie näher vereinigt, und so viel moralisches und politisches Gute aus allen Himmelsstrichen ein Eigenthum jedes einzelnen Zweigs des ganzen menschlichen Geschlechts wird, verbinden, daß sie die Veredlung der Moralität ihrer Unterthanen beabsichtigen, und ihnen mit dem eignen erhabenstem Beyspiel, in heiliger Beobachtung aller Verträge und Versprechungen, in Sicherung des Eigenthums, in unpartheyischer Gerechtigkeit, in allgemeiner, uneigennütziger, herablassender, thätiger Menschenliebe, und in reiner Verehrung der Gottheit vorgehen!

II.

Nachricht von Kamtschatka.

Aus dem Tagebuch des Capitain King bei seiner letzten Reise um die Welt.

Kamtschatka ist eine Halbinsel an der östlichen Küste von Asien, die sich vom 52sten bis zum 61sten Grad nordlicher Breite erstreckt; ihr südlichster Theil liegt unter dem 156sten Grad der Länge. Nach Norden zu gränzt diese Halbinsel an das Land der Koriaken, nach Westen an das Meer von Okotsk, und nach Osten und Süden an den stillen Ocean.

Es giebt jetzo dreyerley Einwohner in Kamtschatka. Die Eingebohrnen oder Kamtschadalen, die Russen und Cosaken, und eine durchs Heyrathen vermischte Race dieser beyden letztern. Steller, ein Gelehrter, der sich hier einige Zeit aufhielt, ist der Meinung, daß die eigentlichen Kamtschadalen ein sehr altes Volk sind, und von den Mungalen abstammen, daß sich also diejenigen irren, die von den tunguſischen Tatarn oder von den Japanern ihre Abkunft herleiten. Seine vornehmsten Beweise sind folgende: daß unter ihnen keine Spur einer Tradition vorhanden ist; daß sie aus einem andern Lande hergekommen sind; daß sie vielmehr glauben, ihr Gott Koutku habe sie auf eben diesen Boden erschaffen; daß sie die am meisten begünstigten aller seiner Creaturen, und überhaupt die glücklichsten aller Wesen sind. Sie halten ihr Land für das vortreflichste in der Welt, und kennen alle hier wachsende

Pflanzen

Pflanzen nebst ihren Tugenden; eine Kenntniß, die nicht in kurzer Zeit erlangt werden konnte. Ihre Instrumente und Hausgeräthe sind sehr von allen denen in irgend einem Lande gebräuchlichen verschieden, und mit einer ausserordentlichen Nettigkeit und Geschicklichkeit gemacht; woraus erhellt, daß sie sowohl von ihrer eignen Erfindung sind, als auch lange Zeit nöthig gehabt haben, um zu diesem Grad der Vollkommenheit zu gelangen. Vor der Ankunft der Russen und Cosaken in ihrem Lande, hatten sie auch nicht die geringste Kenntniß von irgend einem andern Volk als von den Koriaken; nur seit einiger Zeit haben sie die Kurilen kennen lernen, und noch später die Japaner, da ein Schif dieser Nation an ihren Küsten strandete. Der letzte Beweiß endlich für das Alterthum der Kamtschadalen ist ihre grosse Bevölkerung zur Zeit da sich die Russen in dieser Halbinsel festsetzten.

Stellers Gründe um ihre Abkunft von den Mungalen zu beweisen, sind: Daß viele Wörter in ihrer Sprache mit andern in der mungalischen ähnliche Endigungen haben, als ong, ing, tcha, tching u. s. w.; daß einerley Grundsätze in Ansehung der Stammwörter in beyden Sprachen zu finden sind; daß ihre Leibesgestalt und braune Gesichtsfarbe ganz den Mungalen ähnlich sey; daß sie ferner ein schwarzes Haar, einen kleinen Bart, ein breit Gesicht, eine kurze und platte Nase, kleine tiefliegende Augen, dünne Augenbraunen, einen vorhängenden Bauch und kurze Beine haben; alles ebenfalls Eigenschaften der Mungalen. Hieraus zieht er den Schluß, daß die ersten Einwohner Flüchtlinge waren, die wider die Kriegswuth der orientalischen Eroberer in dieser Halbinsel Si-

cherheit suchten, so wie die Lapländer und Samojeden von den Europäern nach dem äussersten Norden getrieben worden sind.

Nachdem die Russen ihre Eroberungen ausgebreitet und Colonien längst dem ungeheuren Erdstrich der Küsten des Eismeers, von Jenesei bis zum Anadir angelegt hatten, so schickten sie Leute aus, um die weiter nach Osten gelegene Länder auszukundschaften und zu unterwerfen. Diese wurden bald mit den wandernden Koriaken bekannt, die an den nordlichen Küsten des Meeres von Okotsk wohnten, und machten sie ohne Schwierigkeit tributbar. Da diese nun die nächsten Nachbarn der Kamtschadalen waren, so blieb Kamtschatka nicht lange unentdeckt.

Ein rußischer Kaufmann, Feodor Alexejeff, machte davon die erste Entdeckung. Er segelte in Gesellschaft von sieben andern Schiffen 1648 rund um die Halbinsel der Tschutski herum. Der Tradition zufolge wurde sein Schif von den übrigen durch Sturm getrennt, und er auf die Küste von Kamtschatka getrieben, woselbst er überwinterte. Den folgenden Sommer umsegelte er das Vorgebirge von Lopatka, erreichte das Meer von Okotsk, und lief in die Mündung des Tigil ein; da er aber von hier zu Lande nach Anadirsk gehen wolte, so wurde er mit seinen Gesellschaftern von den Koriaken niedergemacht. Dieses wird zum Theil durch die Nachricht des Deschneff bestätigt, der ein anderes von den sieben Schiffen kommandirte, und damit beim Ausfluß des Anadir strandete. Da nun diese Entdecker, wenn man sie so nennen kann, nicht so lange lebten, um von dem, was sie gethan hatten,

ten, Bericht zu erstatten, so ist Volodimir Atlassoff, ein Cosake, eigentlich als der erste Entdecker von Kamtschatka zu betrachten.

Dieser Cosak wurde 1697 als Commissarius von dem Fort Jakutsch nach Anadirsk geschickt, mit dem Befehl, die Koriaken aufzubieten, und durch ihre Beihülfe die jenseit dem ihrigen gelegenen Länder zu entdecken, und sie zinsbar zu machen. Im Jahr 1699 drang er mit sechzig Russen und eben so viel Cosaken in das Herz der Halbinsel, und erreichte den Fluß Tigil. Von hier aus legte er den Einwohnern einen Tribut in Pelzwerk auf, gieng sodann über den Fluß Kamtschatka, baute hier ein Fort, Verchnei genannt, worein er sechzehn Cosaken zur Besatzung legte, und kam nach Jakutsch 1700 zurück mit einer ungeheuren Menge seltner und kostbarer Pelzwerke. Er war so klug, diese selbst nach Moscau zu bringen, wo er denn zur Belohnung seiner Dienste zum Commendanten des Forts Jakutsch ernannt wurde, und zugleich den Auftrag erhielt, eine neue Reise nach Kamtschatka zu thun. Man gab ihm hiezu von der Garnison in Tobolsk eine Verstärkung von hundert Cosaken mit Munition und was sonst zur Vollendung der letzten Entdeckungen erforderlich war. Mit diesen Truppen war er bis Anadirsk gekommen, als er auf dem Fluß Tunguska eine chinesische Barke mit Kaufmannsgütern beladen antraf und sie plünderte. Nach einer von den Eigenthümern am rußischen Hofe eingereichten Klage wurde dieser Cosak dafür in Jakutsch ins Gefängniß geworfen.

Mitlerweile war Petop Serioukoff, den Atlassoff zurück gelassen hatte, im ruhigen Besitz des kleinen Forts Verch-

nei geblieben; und da seine wenige Mannschaft nicht hinreichte, einen fernern Tribut von den Eingebohrnen zu erpressen, so begnügte er sich als Kaufmann mit ihnen einen vortheilhaften Handel zu treiben, wozu seine gute Gemüthsart mitwirkte. Auf seiner Rückreise nach Anadirsk, da er 1703 Kamtschatka zum Leidwesen aller Einwohner verließ, wurde er nebst seinen Soldaten von den Koriaken angefallen, und alle niedergemacht. Man schickte während dem Prozeß des Atlassoff verschiedene Commissarien nach Kamtschatka, ohne daß diese jedoch grosse Progressen machten.

Im Jahr 1706 erhielt Atlassoff das Commando wieder, um eine neue Expedition nach dieser Halbinsel vorzunehmen. Seiner Instruction gemäß solte er die Eingebohrnen durch alle nur mögliche gute Behandlung zu gewinnen suchen, und unter keinem Vorwand Zwang oder Gewalt brauchen. Aber anstatt diesen Befehlen zu gehorchen, machte er durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit nicht allein den Kamtschadalen ihre neue Regierung äusserst verhaßt, sondern er brachte auch selbst seine eigne Leute so sehr gegen sich auf, daß die Cosaken aufrührig wurden, und einen andern Befehlshaber erwählten. Sie plünderten sodann seine Effecten, entsagten aller Disciplin, und ergaben sich dem Raube. Von keiner Unterwürfigkeit wolten sie mehr hören, und drey Befehlshaber, die sich Gehorsam zu verschaffen suchten, wurden hintereinander ermordet. Die Cosaken, die auf diese Art öffentlich gegen die rußische Regierung rebellirten, fielen nun mit bewafneter Hand auf die Eingebohrnen. Von diesem Zeitpunct an bis zu der grossen Rebellion der Kamtschadalen 1731 stellt die Geschichte

dieses

dieses Landes ein unveränderliches Bild von Ermordungen, Rebellionen und wilden blutgierigen Gefechten zwischen kleinen Parthien dar, wodurch die ganze Halbinsel von einem Ende bis zum andern verwüstet wurde.

Die Ursache dieses Aufruhrs war die Entdeckung einer Passage von Okotsk nach der Bolchoireka, die 1715 durch Sokolaff gemacht wurde. Bis dahin hatten die Russen keinen Eingang zu diesem Lande, als allein von der Seite von Anadirsk, daher die Eingebohrnen häufige Gelegenheit hatten, nicht nur den Tribut zu plündern, wenn er durch die ganze Insel transportirt werden mußte, sondern auch den Truppen, die hinein marschirten, allerhand Hindernisse in den Weg zu legen. Nach der Entdeckung dieser Communication aber konnte man schleuniger und sicherer zu Werke gehn, sowohl den Tribut heraus zu führen, als die Truppen nebst allem Kriegsgeräthe mitten ins Land herein zu bringen. Die Eingebohrnen sahen deutlich, daß dieses den Russen so grosse Vortheile verschafte, daß ihre Herrschaft dadurch vollends gegründet werden müßte, sie entschlossen sich daher, einen allgemeinen Kampf für ihre Freyheit zu wagen. Der dazu bestimmte Zeitpunct war, wenn Bering abgesegelt seyn würde, der sich damals mit einer kleinen Escadre an der Küste befand, und einen grossen Theil der Truppen aus dem Lande weggenommen hatte, um unter den Powloutski gegen die Tschutske gebraucht zu werden. Die Gelegenheit war wohl gewählt, und man muß erstaunen, daß eine so allgemeine Verschwörung, an welcher, wie man sagt, jeder Einwohner der Halbinsel Antheil hatte, dennoch so heimlich gehalten wurde, daß die Russen auch nicht den mindesten

Argwohn hegten, daß etwas wider sie auf dem Tapet sey. Ihre andern Maaßregeln waren eben so wohl genommen. Ein starker Haufen stand bereit, alle Communication mit dem Fort Anadirsk abzuschneiden, andre Haufen waren längst der östlichen Küste zerstreut, um sich aller Russen zu bemächtigen, die von Okotsk ankommen könten.

So war die Lage der Sache, als der Commissarius Chikhärdin von Verchnei mit dem eingesammleten Tribut abreiste. Er war von den Truppen des Forts begleitet, und nahm seinen Zug nach der Mündung des Kamtschatkaflusses, woselbst ein Schif fertig lag, ihn nach Anadirsk zu bringen. Die Abfahrt dieses Schiffes solte das Signal zum Aufruhr seyn. Kaum also hatte es sich aus dem Gesicht verlohren, als man anfieng alle Russen und Cosaken, die man antraf, nieder zu machen, und ihre Häuser in Brand zu stecken. Ein grosser Haufen gieng den Fluß Kamtschatka hinauf, und bemächtigte sich des Forts und Ostrogs, oder Stadt, die der Commissarius eben verlassen hatte, brachte alle, die drinnen waren, um, und verbrannte alles, die Kirche und das Fort allein ausgenommen. Hier vernahmen sie, daß das abgesegelte Schif wieder an der Küste wäre, daher sie beschlossen, sich im Fort zu vertheidigen. Ein widriger Wind hatte glücklicher Weise das rußische Schif in den Hafen zurück gebracht; denn wenn die Reise fortgesetzt worden wäre, so würde wahrscheinlich nichts die gänzliche Ausrottung der Russen haben abwenden können. Die Cosaken, die bey ihrer Landung erfuhren, daß ihre Häuser bis auf den Grund abgebrannt, und ihre Weiber und Kinder ermordet worden wären, wurden wüthend bis

zur

zur Raserey. Sie giengen sogleich aufs Fort los, und griffen es mit der äussersten Heftigkeit an; allein es wurde eben so hartnäckig vertheidigt, bis endlich das Pulvermagazin in Brand gerieth, wodurch das Fort mit fast allen, die darin waren, in die Luft gesprengt wurde. Auf diesen Vorfall folgten viele Gefechte, worin von beyden Theilen eine Menge Blut floß. Endlich wurde Friede gemacht, da zwey der vornehmsten Anführer umgekommen waren, und der dritte, nachdem er zuvor sein Weib und seine Kinder ermordet hatte, damit sie nicht in des Feindes Hände fallen möchten, brachte sich selbst ums Leben.

Von diesem Zeitpunct an war alles ruhig bis zum Jahr 1740, da ein Tumult entstand, worin einige Russen ihr Leben verlohren. Er wurde aber bald gestillt, und seitdem weiß man hier von keiner Unruhe.

Obgleich die Dämpfung der Rebellion von 1731 mit dem Verlust einer grossen Menge Einwohner verbunden war, so hat man mich doch versichert, (sagt Capitain King,) daß das Land sich völlig wieder erholt hatte, und mehr bevölkert denn jemals war, als 1767 durch einen Soldaten von Okotsk die Blattern zuerst zu ihnen gebracht wurden. Diese wütheten so entsetzlich, daß die gänzliche Vertilgung aller Einwohner besorgt wurde. Man rechnet, daß an 20,000 Menschen an dieser Krankheit in Kamtschatka und den kurilischen Inseln starben. Die Einwohner ganzer Dörfer wurden weggerafft. Hievon hatten wir die Beweise vor Augen. Bey der Bay von Awatska liegen nicht weniger als acht Ostrogs, die alle ehedem sehr bevölkert waren, allein nun ganz wüste sind, St Peter und Paul allein ausgenommen, und selbst in diesem

Ort befinden sich nur sieben Kamtschadalen, die zinsbar sind. In Paratunca, einem andern Ostrog, fanden wir nur sechs und dreyßig Landeseingebohrne, Männer, Weiber und Kinder; vor dem Besuch der Blattern aber waren hier dreihundert und sechzig. Auf dem Wege nach Bolcheretsk, der Hauptstadt von Kamtschatka, giengen wir durch vier grosse Ostrogs, worin auch nicht ein einziger Einwohner war. Es ist wahrscheinlich, daß bey der jetzt so sehr verringerten Anzahl der Eingebohrnen, und den immer fortdauernden frischen Zufluß von Russen und Cosaken, die sich mit ihnen durch Heyrath vermischen, in einem halben Jahrhundert sehr wenige von ihnen noch übrig seyn werden. Es sind jetzo nicht mehr als 3000, die kuriliſchen Insulaner mit eingeschlossen, die Tribut bezahlen.

Die jetzige Besatzung von Kamtschatka in den fünf Forts, Nichnei, Verchnei, Tigil, Bolcheretsk und St. Peter und Paul besteht in 400 Mann theils Russen, theils Cosaken, und eine eben so starke Anzahl befindet sich in Ingiga, an der nordlichen Seite der Halbinsel. Hiezu kommen die rußischen Handelsleute und Emigranten, deren Menge jedoch nicht sehr beträchtlich ist.

Die rußische Regierung ist in diesem Lande sehr milde, ob sie gleich militärisch ist. Die Eingebohrnen haben die Erlaubniß unter sich ihre Magistratspersonen zu erwählen, und zwar auf eben die Art und mit eben der Gewalt, wie es ehedem bey ihnen gebräuchlich war. Einer von diesen, mit dem Titel Tojon, ist über jeden Ostrog gesetzt. Er schlichtet alle Streitigkeiten, und legt für Vergehungen und Verbrechen

Strafen

Strafen auf, wobey er nur allein diejenigen Fälle dem Gouverneur von Kamtschatka vorträgt, die er wegen ihrer Wichtigkeit nicht selbst entscheiden will. Der Tojon kann sich nach Gefallen einen Civilbeamten wählen, der Corporal genennt wird, und ihm in der Vollziehung seines Amts beysteht. Ist der Tojon abwesend, so vertritt er seine Stelle.

Einem Befehl der Kayserin zufolge darf kein Verbrechen, es sey noch so groß, mit dem Tode gestraft werden. Bey einem Morde, ein Fall, der aber hier sehr selten ist, wird die Knute administrirt, allein mit solcher Strenge, daß mehrentheils der Verbrecher darunter den Geist aufgiebt.

Der einzige Tribut, den sie erlegen, und der eigentlich nur als ein blosses Eingeständniß der rußischen Oberherrschaft betrachtet werden kann, besteht in einigen Districten in einer Fuchshaut, in andern wird die Haut eines Sable, und in den kurilischen Inseln eine Seeotterhaut geliefert; da aber diese letztre von grösserm Werth wie die andern ist, so dient eine Haut zum Tribut von mehreren Personen. Die Tojons sammlen ihn in ihren Districten ein. Die Russen haben ausser der grossen Milde ihrer hiesigen Regierung noch Ansprüche auf Ruhm und Lob wegen der Mühe, die sie sich gegeben, die Kamtschadalen zu Christen zu machen. Der Erfolg ist auch so groß gewesen, daß sich jetzo wenig Götzendiener mehr unter ihnen befinden. Man hat auch in vielen Ostrogs Schulen angelegt, wo die Kinder sowohl der Eingebohrnen als der Cosaken ohnentgeltlich in der rußischen Sprache unterrichtet werden.

Der Handel dieses Landes, in so fern er die Ausfuhr betrift, besteht ganz allein in Pelzwerk, und wird gröstentheils durch eine Handelsgesellschaft getrieben, die von der jetzigen Kayserin errichtet ist. Diese Gesellschaft bestand anfangs aus zwölf Kaufleuten, zu welchen man kürzlich noch drey gefüge. Sie haben gewisse Privilegien, und tragen eine goldne Medaille, als ein Zeichen der kayserlichen Aufmunterung und Beschützung des Pelzhandels. Ausser diesen sind viele geringere Handelsleute, mehrentheils Cosaken, im ganzen Lande zerstreut. Die vornehmsten Kaufleute, die hieher kommen, halten sich gewöhnlich in Bolcheretsk oder in Nischnei Ostrog auf, in welchen beyden Oertern der Pelzhandel fast allein getrieben wird. Ehmals war dies gänzlich ein Tauschhandel, aber seit einigen Jahren wird jeder Artikel bloß für baar Geld gekauft und verkauft, so daß wir uns über die Menge des circulirenden Geldes in einem so armen Lande wundern mußten. Das Pelzwerk steht hier in hohen Preiß, da die Dürftigkeit und Lebensart der Einwohner wenig andre Waaren nöthig machen. Unsre Matrosen brachten eine Menge Häute mit, die sie auf der Küste von America eingetauscht hatten, und waren nicht weniger erstaunt als vergnügt über die Menge Silber, die ihnen die Kaufleute dafür bezahlten; allein da sie weder Branntewein noch Toback, noch sonst etwas dafür erhalten konnten, das ihnen lieb war, so wurden sie der Rubeln bald überdrüßig, und warfen sie auf dem Verdeck wie alt Eisen herum. Ein rußischer Kaufmann zahlte anfangs unsern Leuten für eine Seeottenhaut dreyßig Rubel, da er aber fand, daß sie eine beträchtliche Menge davon zu verkaufen, und er

mit

mit Menschen zu thun hatte, die gar nichts vom Handel verstunden, so kaufte er sie von ihnen weit wohlfeiler.

Die Einfuhrartikel sind größtentheils europäisch, jedoch nicht allein auf rußische Manufacturen eingeschränkt. Viele Waaren sind englisch und holländisch; manche kommen auch aus Sibirien, der Bucharey, dem Calmuckenlande und aus China. Sie bestehn in groben wollenen und leinenen Zeugen, Strümpfen, Mützen und Handschuhen; ferner dünne persianische seidne Zeuge, baumwollene Waaren, seidne Schnupftücher, Kupfergeschirr, Eisengeräthe, Flinten, Pulver und Kugeln; desgleichen Beile, Messer, Scheeren, Nadeln, Spiegel, Mehl, Zucker, gegerbte Felle, Stiefeln u. s. w. Alle diese Waaren werden hier dreymal so theuer verkauft, wie in England. Obgleich aber der Vortheil der Kaufleute auf diese Einfuhrwaaren so ausserordentlich ist, so haben sie doch noch einen grössern, wenn sie ihre Pelzwerke nach Kiachta an der chinesischen Gränze bringen, wo für diese Artikel der grosse Markt ist. Die besten Seeotterhäute werden gewöhnlich in Kamtschatka das Stück zu ungefähr dreyßig Rubeln verkauft. Der chinesische Kaufmann giebt in Kiachta mehr als doppelt so viel dafür, und verkauft sie wieder in Peking mit einem grossen Profit, wo andre Kaufleute sie weiter nach Japan bringen. Wenn also ein Stück Pelzwerk, das in Kamtschatka dreyßig Rubel werth ist, erst nach Okotsk, und von da zu Lande nach Kiachta gebracht wird, eine Strecke von 1364 englischen Meilen, von da nach Peking 760 Meilen weiter, und endlich nach Japan kömmt, welch ein erstaunlich vortheilhafter Handel könnte daher zwischen Kamtschatka und

Japan errichtet werden, da diese Länder nur eine vierzehntägige oder höchstens drey wöchentliche Seereise von einander entfernt sind.

Alles Peizwerk, das von hier über das Meer von Okotsk ausgeführt wird, bezahlt zehn pro Cent Zoll. Für alle Kaufmannsgüter aber, die von Okotsk eingebracht werden, sie mögen heissen wie sie wollen, wird ein halber Rubel für jedes Pud bezahlt; ein Gewicht, das 36 engiische Pfund beträgt. Der Zoll, er mag Einfuhr- oder Ausfuhrwaaren betreffen, wird in Okotsk entrichtet, der Tribut aber wird in Bolcheretsk gesammlet, und wird jährlich an Werth auf 10,000 Rubel gerechnet.

Die Kayserin hält sechs Schiffe, von vierzig bis funfzig Tonnen, die die Communication zwischen Okotsk und Bolcheretsk unterhalten. Fünf davon dienen, um Mund- und Kriegsbedürfnisse nach ietztern Ort zu bringen; das sechste wird als ein Paquetboot gebraucht, und muß beständig in Bereitschaft seyn, die Depechen zu überbringen. Ausserdem werden noch vierzehn andre Schiffe von den Pelzhändlern befrachtet, die zum Handel nach den ostwärts gelegenen Insein dienen. Eins von diesen fanden wir in dem Hafen St. Peter und Paul eingefroren, das nach Oonalaschka bestimmt war, sobald es die Jahreszeit erlauben würde.

Es ist hier zu bemerken, daß der gröβte Theil dieses Pelzhandels mit den Insein getrieben wird, die zwischen Kamtschatka und America liegen. Beering entdeckte diese zuerst 1741, und da er hier einen Ueberfluß an Seeottern fand, so

wurden

wurden dadurch die rußischen Kaufleute ausserordentlich angereizt, die andern Inseln aufzusuchen, die dieser Seefahrer südostwärts von Kamtschatka gesehn hatte, und in Müllers Karte die Verführungsinsel, die St. Abrahamsinsel, u. s. w. genannt werden. Bey diesen Seefahrten trafen sie drey Gruppen von Inseln an. Die erste unter dem 53sten Grad der nordlichen Breite, die zweyte zwölf Grade ostwärts von der vorigen, und die dritte Gruppe war Oonalaschka und die benachbarten Inseln. Die Handelsabentheurer drangen nach Osten bis zu den Schumaginsinseln, von welchen die größte Kodlack genannt wird. Hier aber sowohl als auf dem festen Lande von Alaska wurden sie bey ihren Versuchen Tribut einzutreiben so warm empfangen, daß sie sich nachher nie mehr so weit wagten. Indessen eroberten sie doch die drey vorerwähnten Gruppen, und machten sie tributbar.

In den rußischen Charten findet man das ganze Meer zwischen Kamtschatka und America mit Inseln bedeckt; denn da die Abentheurer bey diesen Expeditionen oft Land fanden, welches ihrer Meynung nach von vorhergehenden Seefahrern nicht angezeigt war, so schlossen sie sogleich, daß es eine neue Entdeckung sey, und meldeten es so bey ihrer Rückkehr. Da nun diese Schiffe gewöhnlich drey bis vier Jahr, oft auch noch länger wegblieben, so konnten dergleichen irrige Meynungen nicht leicht berichtigt werden. Indessen ist es nunmehr sehr gewiß, daß die oben angeführten Inseln nur allein bis jetzt von den Russen in diesem Meer entdeckt worden sind.

Aus diesen Inseln werden die Seeotterhäute, der schätzbarste Artikel des Pelzhandels, größtentheils gezogen, und da sie gänzlich Rußland unterworfen sind, so haben die Kaufleute hier Niederlagen angelegt, wo ihre Factoren residiren, um mit den Eingebohrnen ihren Tauschhandel zu treiben. Der Wunsch, diesen noch weiter auszudehnen, veranlaßte die Admiralität von Okotsk eine Expedition auszurüsten, um nordwärts noch mehr Entdeckungen zu machen. Der Lieutenant Synd erhielt diesen Auftrag 1768, verfehlte aber seinen Zweck, da er sich zu weit nach Norden wandte. Dies war die letzte von den Russen unternommene Expedition, um nach Osten zu Entdeckungen zu machen. Wahrscheinlich aber werden sie die Vortheile sehr benutzen, die wir ihnen durch die Entdeckung des Cooksflusses verschaft haben.

Ohngeachtet der grossen allgemeinen Vermischung, die seit vierzig Jahren zwischen den Eingebohrnen, den Russen und Cosaken geschehn ist, so sind dennoch die erstern von den letztern sehr verschieden, sowohl durch ihre Gesichtszüge und körperliche Bildung, als auch durch ihre Sitten und Sinnesart. Zu der bereits oben beschriebenen Bildung der Kamtschadalen kommt noch, daß sie durchaus von kleiner Statur sind, welches man größtentheils ihrem zeitigen Heyrathen zuschreibt. Dieses Zusammengeben geschieht bey beyden Geschlechtern im 13ten oder 14ten Jahr. Ihre Industrie ist ausserordentlich und ganz auffallend; sie contrastiret sehr seltsam mit der Faulheit ihrer rußischen und cosakischen Landgenossen, die sehr gerne sich mit den Eingebohrnen durch Heyrath verbinden, dem Anschein nach aus keiner andern Ursache,

als von ihnen in ihrer Unthätigkeit und stinkenden Faulheit unterstützt zu werden. Diesem Mangel körperlicher Arbeiten sind wahrscheinlich die schrecklichen scorbutischen Krankheiten zuzuschreiben, denen keiner entgeht, dahingegen die Eingebohrnen durch ihre beständigen Bewegungen und Arbeiten in offener Luft davon ganz befreyt sind.

Die Nachrichten von den vormaligen Sitten, Gebräuchen und dem Aberglauben der Kamtschadalen, die zu der Zeit ihnen eigen waren, da die Russen zuerst mit dieser Halbinsel bekant wurden, sind in dem Werk des Krascheninicoff zu finden, daher ich sie hier übergehe, und nur ihre jetzige Wohnungen und Kleidungen beschreiben will.

Die Häuser (wenn man ihnen anders diesen Namen geben kann) sind von drey verschiedner Art: Jourts, Balagans und Isbas. Die ersten sind ihre Winter- die zweyten ihre Sommerwohnungen, die dritte Art ist von den Russen eingeführt, und dienet den Vornehmern und Reichern zur Behausung.

Die Jourts, oder Winterwohnungen, sind auf folgende Weise eingerichtet: Man gräbt sechs Fuß tief in der Erde ein längliches Viereck, dessen Grösse nach der Anzahl der Personen bestimmt wird, die darin wohnen sollen, wobey zu bemerken ist, daß verschiedene Familien in einem Jourt beisammen leben. Innerhalb diesen Raum sind starke hölzerne Pfeiler in den Boden in gehöriger Entfernung von einander eingesenkt, auf welchen die Balken ruhen, die die Decke stützen. Rund um den obern Theil gehen Pfosten, deren Zwischenräume mit

Planken

Planken ausgefüllt sind, und sodann ist das Ganze mit Torf bedeckt. In Mittelpunct befindet sich eine Oefnung, die zu gleicher Zeit zum Schorstein, zum Fenster, und zum Eingang dient. Die Bewohner dieses Hauses gehen durch dieses Loch ein und aus, vermittelst eines starken Pfahls, anstatt einer Leiter, der genau so tief eingekerbt ist, daß die Zehe ein wenig Haltung beym Klettern hat. Es ist aber noch ein andrer Eingang von der Seite, eben mit dem Boden, der aber nur zur Bequemlichkeit der Weiber ist; wenn sich ein Mann dessen bedient, so macht er sich verächtlich und lächerlich. Das Jourt hat nur ein Behältniß in Form eines länglichen Vierecks. Längst den Seiten sind breite Breter, ungefähr sechs Zoll hoch von der Erde, deren sie sich sowohl zum Sitzen, als zum Schlafen bedienen; wenn dies letztere geschehen soll, so belegen sie solche zuvor mit Matten und Häuten. Auf der einen Seite ist der Feuerplatz, und auf der andern gegenüber werden die Lebensmittel und Küchengeschirre aufgestellt. Bey ihren Festen und ceremonienmässigen Gastmählern kann man den Gästen keine grössere Ehre anthun, als diese Jourts recht heiß zu machen. Der Grad der Hitze bestimmt hier den Grad der Gastfreyheit. Wir fanden sie zu allen Zeiten so heiß, daß es uns unerträglich war eine lange Weile darin auszuhalten. Gegen die Mitte des Octobers beziehen sie die Jourts, und bleiben darinn bis zur Mitte des Maymonats.

Die Balagans ruhen auf neun Pfählen, die in drey Reihen in gleicher Entfernung von einander in die Erde befestigt sind, und dreyzehn Fuß über der Oberfläche hervorragen. Der Boden ist mit Torf bedeckt, und die Decke hat eine coni-

sche

sche Figur. Auch die Balagans haben zwey Oefnungen, und die Art Leitern ist die nämliche wie in den Jourts. Der untere Theil ist ganz offen, und dient um ihre Fische, Wurzeln und Gemüse für den Winter zu trocknen. Das Verhältniß der Jourts zu den Balagans ist wie eins zu sechs; denn gewöhnlich leben in einem Jourt sechs Familien zusammen.

Die Jebas sind aus langen Balken zusammengesetzt, die horizontal liegen, und an den Enden in einander gefüget sind. Die Fugen sind mit Moos ausgefüllt. Die Decke ist wie in unsern gemeinen Schäferhütten, und mit groben Gras oder Rohr von aussen belegt. Die Innseite hat drey Behältnisse. An dem einen Ende ist der Eingang, der die ganze Breite und Höhe des Hauses einnimmt, und zur Aufbewahrung ihrer Schlitten und anderm groben Hausgeräthe dient. Von hier kommt man in das mittlere und beste Behältniß, das so wie die andern Wohnungen mit breiten Bänken oder Pritschen zum Sitzen und Schlafen geziert ist. Aus diesem geht eine Thür in die Küche, wo der Feuerplatz so in der Wand angebracht ist, daß er zu gleicher Zeit die Küche und das Mittelbehältniß wärmen kann. Auch hier geschieht der Eingang nicht durch den weiten Weg, sondern durch Oefnungen auf Leitern. In jedem Raum sind zwey kleine Fenster, die von Talkstein, in den Häusern der Armen aber von Fischhaut gemacht sind.

Eine Stadt in Kamtschatka wird Ostrog genennt, und besteht aus einer Anzahl der drey oben beschriebenen Häuser, von welchen aber die Balagans ohne Vergleich die zahlreichsten sind. Ich muß hiebey bemerken, daß ich nie ein Haus von irgend einer Art ausserhalb einem Ostrog angetroffen habe.

St. Peter und Paul hat sieben Isbas, drey Jourts und neunzehn Balagans. Paratunca ist ungefähr von gleicher Grösse. Karatchin und Natchekin haben weniger Isbas, allein völlig so viel Jourts und Balagans als die erstern; daher ich schliesse, daß dieses die gewöhnliche Grösse eines Ostrog ist.

Die männliche äussere Kleidung hat die Form eines Fuhrmannsrocks; im Sommer sind diese von Nankeen, im Winter aber von Fellen, gewöhnlich von Rennthier- oder Hundefellen; auf der einen Seite sind solche gegerbt, auf der andern aber hat man die Haare unberührt gelassen, und diese wird nach innen zu getragen. Unter diesen Rock haben sie ein Wams von Nankeen oder anderm baumwollenen Zeuge, und auf dem blossen Leibe ein blaues, rothes oder gelbes Hemde von dünner persianischer Seide. Der übrige Theil ihrer Kleidung besteht in ein paar langen ledernen Hosen, die bis auf die Waden reichen, hundsledernen Stiefeln, und einer Pelzmütze mit Klappen. Die Weiber kleiden sich auf eine ziemlich ähnliche Weise; sie zieren dabey ihre Haare mit Pelzstücken von der Haut des Vielfrasses. Dieses Thieres Haut wird hier überhaupt sehr geschätzt, so daß beyde Geschlechter sich prächtig ausstaffirt zu haben glauben, wenn sie nur etwas davon an ihrem Leibe tragen. Ihrer Meynung nach sind die Engel in Vielfraßhäute gekleidet.

Aus den Bärfellen machen sie vortrefliche warme Matratzen und Bettdecken, desgleichen Mützen, Handschuhe und Halsbänder für die Hunde, vermittelst welcher diese an die Schlitten befestigt werden. Das Bärenfleisch und besonders ihr Fett sind hier grosse Leckerbissen.

Fische

Fische sind die Hauptnahrung der Kamtschadalen, die nie hoffen dürfen einen beträchtlichen Theil ihres Unterhaltes vom Getreide oder Hornvieh zu ziehn. Obgleich der Boden gute und nahrhafte Wurzeln hervorbringt, so sind diese doch allein nicht hinreichend. Mit einem Wort, Fisch kann hier mit viel grösserm Recht der Staab des Lebens genannt werden, als Brod in andern Ländern; da es augenscheinlich ist, daß weder die Einwohner, noch die Hunde, die einzigen Hausthiere, die sie haben, ohne diese Nahrung würden existiren können.

Die Wallfische dienen ihnen zu mannigfaltigem Gebrauch. Aus der Haut machen sie Sohlen zu ihren Schuhen und Riemen mancherley Arten. Das Fleisch essen sie, und das Fett wird sorgfältig aufbewahrt, sowohl für die Küche, als für ihre Lampen. Die Maulhaare dieses Thieres sind die besten Materialien um die Säume ihrer Canoes zusammenzunähen; sie verfertigen auch davon Netze, andere Fische damit zu fangen, und mit den Maulknochen beschlagen sie ihre Schlitten, auch machen sie daraus Messer; ja ehmals machten sie aus diesen Knochen Ketten, um ihre Hunde daran zu befestigen, jetzo aber sind solche von Eisen. Die Gedärme reinigen sie, sodann werden sie getrocknet und aufgeblasen; in diesen Blasen wird ihr Oel und Fett aufbehalten. Aus den Nerven und Adern, die stark und dabey schlüpfrig sind, machen sie Schnarren, so daß kein Theil des Wallfisches ungenutzt bleibt.

Es ist merkwürdig, daß die Kamtschadalen die kleinen Fortschritte, die sie bisher sowohl in den Wissenschaften, als

in den Künsten gemacht haben, dankbarlich den Bären zuschreiben. Sie gestehen, daß sie ihnen alle ihre Arzneywissenschaft und Chirurgie zu verdanken haben; daß durch die Beobachtung, mit welchen Kräutern diese Thiere ihre Wunden reiben, wenn sie verwundet, und wie sie sich betragen, wenn sie krank und hinfallend sind, sie fast alle jetzt üblichen Arzneymittel kennen gelernt haben, sowohl die innerlichen, als die äusserlichen. Was aber am ausserordentlichsten ist, so erkennen sie die Bären gleichfalls für ihre Tanzmeister. Der Augenschein setzt dieses in der That ausser allen Zweifel; denn der Bärentanz der Kamtschadalen ist eine genaue Nachahmung von allen diesem Thier eigenthümlichen Stellungen und Geberden, in dessen verschiedenen Functionen; und dieses ist die Grundlage aller ihrer andern Tänze, und worauf sie sich am meisten zu Gute thun.

Zu den Nachrichten von Kamtschatka fügt Capitain King einen kurzen Bericht von zwey bis jetzt noch sehr unbekannten Völkern, den Korekis und Tschutskis, die nach Norden und Süden von dieser Halbinsel wohnen, desgleichen von den kuriliſchen Inseln.

Die Kette von Inseln, die vom südlichen Vorgebirge von Kamtschatka nach Japan zu liegen, und sich vom 51sten bis zum 45sten Grad der Breite erstrecken, werden die kurilischen Inseln genannt. Sie erhielten diesen Namen von den Einwohnern der Nachbarschaft von Lopatka, welche, da sie selbst Kurilen waren, als sie solche zuerst kennen lernten, diese Inseln nach ihrer Völkerschaft benannten. Es sind deren zwey und zwanzig, ohne die ganz kleinen zu rechnen. Die

nördlichste

nördlichste derselben, Schumska genannt, ist nur drey Seemeilen von dem Vorgebirge Lopatka entfernt, und deren Bewohner sind eine vermischte Race von Eingebohrnen und Kamtschadalen. Die südlichste, Paramusir, ist viel grösser, als Schumska, und hat ihre Einwohner unvermischt behalten. Ihre Vorfahren sind, einer Tradition zufolge, aus einer andern weiter nach Süden gelegenen Insel gekommen, die Onecutan heißt. Diese beyden Inseln wurden zuerst 1713 von den Russen besucht, und zu gleicher Zeit unter ihre Botmässigkeit gebracht. Die andern wurden nach und nach zinsbar gemacht bis nach Uscheschir. Der würdige Pastor von Paratunca, einem Ostrog in Kamtschatka, der ihr Missionarius ist, und sie alle drey Jahre einmal besucht, sprach von diesen Insulanern mit den größten Lobsprüchen, und schilderte sie als ein freundschaftliches, gastfreyes und großmüthiges Volk, daß ihre kamtschadalische Nachbarn sowohl in der Bildung des Körpers, als Gelehrigkeit und schnellem Verstande übertrift. Die Insel Urup aber ist den russischen Nachrichten zufolge die einzige, die einen guten Hafen für schwer beladene Schiffe hat. Hinter dieser liegt Nadigeda, die von einer sehr haarigten Menschenrace bewohnt wird, deren Eingebohrnen eben so wie die zu Urup in einer gänzlichen Unabhängigkeit leben.

Etwas weiter nach Westen zu liegt eine Gruppe von Inseln, die von den Japanern Jeso genannt werden, ein Name, der von ihnen der ganzen Kette Inseln zwischen Kamtschatka und Japan gegeben wird. Die südlichste derselben, Matmal, ist schon lange den Japanern unterwürfig, die sie auch befestigt haben, und eine Besatzung darin unterhalten.

Die zwey Inseln aber Kunachir und Zellany, desgleichen die drey weiter nach Norden gelegenen, die drey Schwestern genannt, sind völlig unabhängig.

Zwischen diesen Inseln und den kurilischen wird ein Tauschhandel getrieben, bey welchem die letztern Felle, getrocknete Fische und Oel zu Markte bringen, und dagegen Seide, Baumwolle, Eisen, und japanisches Hausgeräthe eintauschen.

Die Einwohner aller der russischen Herrschaft unterworfenen Inseln sind jetzo sämtlich zum Christenthum bekehrt worden. Wahrscheinlich ist der Zeitpunct nicht mehr ferne, wo ein freundschaftliches gemeinnütziges Verkehr zwischen Kamtschatka und dieser ganzen Kette von Inseln statt finden wird, das nachher eine Gemeinschaft mit Japan selbst verursachen würde. Ein ausserordentlicher Vorfall, wodurch mehrere Russen die japanische Sprache lernten, da ein Schif dieser Nation an den kamtschadalischen Küsten strandete, scheint dieses Verkehr erleichtern zu wollen.

Dieses Schif war von Satsma, einem japanischen Hafen, und segelte nach einen andern Hafen dieser berühmten Insel, Namens Azaka; es war mit Reiß, Baumwolle und Seide beladen. Der Wind war anfangs günstig, veränderte sich aber bald, ein Sturm trieb das Schif ins hohe Meer, und riß Masten und Steuerruder in den Abgrund. Nachdem er sich gelegt hatte, wußte nicht ein einziger von dem Schiffsvolk, das aus siebzehn Mann bestand, wo sie wären, oder welchen Lauf sie nehmen müßten. Nachdem sie sechs

Monat

Monat *) in dieser Lage zugebracht hatten, wurden sie ohnweit dem Vorgebirge Lopatka ans Ufer getrieben. Sie warfen Anker, und brachten alles ans Land was zu ihrer Nothdurft erforderlich war. Hiernächst errichteten sie ein Zelt, worin sie schon drey und zwanzig Tage gewohnt hatten, ohne ein menschliches Wesen zu sehn, als der Zufall einen Cosakenofficier, Namens Chinnicoff, nebst einigen Kamtschadalen zu ihrer Wohnung führte. Die armen Japaner, vor Freuden ausser sich bey dem Anblick menschlicher Geschöpfe, zeigten ihnen durch die bedeutendsten Geberden ihre Freundschaft und Zuneigung, und bestätigten sie durch Geschenke von seidnen Zeuchen, Säbeln und überhaupt von den besten Artikeln, die sie auf ihrem Schif hatten. Der treulose Chinnicoff erwiederte diese Höflichkeit durch Bezeugung seines guten Willens, und nachdem er bey ihnen lange genung geblieben war, um diejenigen Beobachtungen zu machen, die sein schändliches Vorhaben erforderte, so entfernte er sich in der Nacht. Da die Japaner fanden, daß ihre besuchenden Freunde nicht wieder zurückkamen, so wußten sie nicht was sie anfangen solten. In der Verzweiflung bemanuten sie ihr Boot, und ruderten längst der Küste um Menschenwohnungen zu suchen. Diese fanden sie nicht, wohl aber ihr eigen Schif, das mittlerweile ans Land getrieben worden war, und nun von Chinnicoff und

*) Sechs Monat ist wahrscheinlich ein Druckfehler im Original, aus Gründen vermuthet, die jedem einleuchten müssen, der nur die geringsten Begriffe von der Schifarth hat.

A. d. H.

seinen Spießgesellen geplündert wurde; ja das Schif selbst rissen sie in Stücken, um das daran befindliche Eisen zu bekommen. Dieser traurige Anblick bestimmte sie ihren Lauf fortzusetzen. Chinnicoff befahl hierauf seinen Leuten sie einzuholen und umzubringen. Die unglücklichen Japaner, die sich verfolgt sahen und nicht entrinnen konnten, sprangen theils in die See, theils blieben sie im Boot und baten um ihr Leben, jedoch vergebens. Sie wurden alle ermordet bis auf zwey, und zwar mit eben den Säbeln, womit sie wenig Tage zuvor diese Unmenschen beschenkt hatten. Einer von den zwey überlebenden war ein Knabe von eilf Jahren, Namens Gowga, der seinen Vater, der Schifssteuermann war, begleitet hatte, um die Navigation zu lernen, der andre war ein Mann von mittlern Jahren, Namens Sosa, der die Stelle als Supercargo auf dem Schif bekleidete.

Chinnicoff wurde bald nachher für sein Verbrechen bestraft, und die beyden Japaner nach Petersburg geführt, wo man ihnen gehörigen Unterricht ertheilte, und sodann mehrere junge Russen ihnen zugesellte, um die japanische Sprache zu erlernen. Es war im Jahr 1730, daß sie auf die Küste von Kamtschatka geworfen wurden. Der Knabe überlebte die Abwesenheit von seinem Vaterlande fünf, der andre aber sechs Jahr. Ihre Bildnisse befinden sich im kayserlichen Pallast zu Petersburg.

Das Land der Korecki wird von zwei verschiedenen Nationen bewohnt, die wandernden und angesessenen Koriaken. Die erstern irren in dem nordlichsten Theil des Isthmus von Kamtschatka herum, desgleichen an der ganzen Küste des östlichen Oceans, und von da wandern sie nach dem Anadirfluß.

Die

Die seßhaften Koriaken sind den Kamtschadalen sehr ähnlich, und gleich ihnen ist die Fischerey fast ihre einzige Nahrung. Ihre Kleidung und Wohnungen sind auch von gleicher Art. Sie sind den Russen zinsbar, und gehören zu dem ingigaschen District.

Die wandernden Koriaken beschäftigen sich gänzlich mit Weidung ihrer Rennthiere, von welchen sie eine ungeheure Menge besitzen. Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein einziges Oberhaupt davon eine Heerde von 4000 auch 5000 Stück hat. Sie leben durchaus von dem Fleisch dieser Thiere, und verachten Fischnahrung. Keine Balagans sieht man bey ihnen; ihre Wohnungen sind den Jourts in Kamtschatka ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß solche mit rohen Rennthierhäuten im Winter, und mit zubereiteten im Sommer bedeckt sind. Ihre Schlitten werden auch von diesen Thieren und nie von Hunden gezogen. Die Zugrennthiere weiden mit den andern zusammen, und hat man sie nöthig, so ist ein gewisses Geschrey dazu hinreichend. So bald sie dieses hören, verlassen sie so gleich die übrige Heerde, und stellen sich ein.

Die beyden Völkerschaften der Koriaken, desgleichen die Tschutski sprechen einerley Sprache, allein in verschiedenen Dialecten. Jedoch hat sie mit der kamtschadalischen nicht die geringste Aehnlichkeit.

Das Land der Tschutski wird gegen Süden von dem Anadir begränzt, und erstreckt sich längst der Küste nach Tschutskoi Noß. Eben so wie bey den wandernden Koriaken ist ihre vornehmste Sorgfalt auf ihre Rennthiere gerichtet, die

auch in ihrem Lande in grosser Menge sind, sowohl zahme als wilde. Dieses Volk ist eine starkgeformte, kühne, und kriegerische Menschenrace. Sie sind besonders beyden benachbarten Nationen der Koriaken fürchterlich, die auch oft die Wirkungen ihrer verheerenden Einfälle fühlen. Die Russen haben schon seit vielen Jahren alle nur mögliche Bemühungen angewandt sie unter ihre Herrschaft zu bringen, sie haben aber ihren Endzweck noch nicht erreichen können, sondern bey den wiederholten fruchtlosen Versuchen eine grosse Menge Menschen verlohren.

III.

Aus der geheimen Geschichte einer theologischen Facultät in Churſachsen.

Ein Wink für Obercuratoren der Academien.

Für einen Wörterstreit, wovon sie nichts verstehn,
Wo Glaubenszweytracht herrscht, stehn Brüder wider Brüder,
Das Reich zerstört sich selbst, und frisset seine Glieder:
Für ihres Gottes Ruhm gilt Meineyd und Verrath;
Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that!

Haller, über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.

Die Feindseligkeiten, der Groll und die Verfolgung, womit ein paar wittenbergische Lehrer der Gottesgelehrsamkeit und Bothen des Evangeliums des Friedens,

zwey

zwey ganze Jahrzehnde durch *) einander begegnet und wechſelsweiſe, zum Aergerniß der ganzen chriſtlichen Welt, zu unterdrücken geſtrebt haben, dürften in den Jahrbüchern der proteſtantiſchen Academien nicht leicht ein ähnliches Beyſpiel finden. So wohl die Art, wie ſie geführt worden ſind, als die endliche Beylegung derſelben, welche doch immer nur ein bloſſes Palliativ geweſen zu ſeyn ſcheinet, haben beyde ſo viel Beſonderes, daß uns, ein Wort von dieſen Ereigniſſen zu ſagen, erlaubt ſeyn wird.

Wie bey allen Streitigkeiten, ſo gab es auch hier, öffentliche und geheime Urſachen, wovon jene dem Handel einen gefälligen Anſtrich leihen mußten, dieſe die gehäſſigen Abſichten in ſich hielten, aus welchen man einander zu Leibe wolte.

Die vor den Augen der theologiſchproteſtantiſchen Welt *qua doctrinalia* geführte Controvers, welches hier die Cauſſa publica war, lief auf einen bloſſen Lehrtropus und einige recht ſcholaſtiſchthomiſtiſche Quäſtiones hinaus, die noch dazu der friedfertige und ſanftmüthige Dr. Hülſemann in ſeinem Breviario kurz und gründlich beantwortet und abgefertiget hat. Kaum kann man ſich erwehren, an den wichtigen Streit über die Formeln: bewahrt das Feuer und das Licht, und verwahrt das Feuer und das Licht — zu denken, wenn man unter jenen ſieben und zwanzig ſtrittigen Fragen, zum Beyſpiel folgende lieſet:

*) In den Jahren 1660 — 1670 — 1680.

Quäst. 5. Rechtfertiget uns Gott, in wie fern er Gott ist, oder in wie fern er eine Person der Dreyeinigkeit, oder endlich, in wie fern er gerecht und erbarmend ist?

oder:

Quäst. 25. Ist Paulus nicht ehe zum Evangelio bekehrt worden, als bis er die Stimme vom Himmel hörte: Saul! Saul!

Doch wir müssen die beyden Kämpfer unsern Lesern näher bekannt machen. D. Johann Meißner war Senior und Professor der Theologie, und hatte der Universität keinen geringen Namen zugezogen. So bald aber, als D. Abraham Calov nach Wittenberg beruffen und Professor primarius ward, auch überdem die Gunst des Dresdner Hofes und einen vorzüglichen Zulauf der Studiosen zu erhalten wußte, bezeugte D. Meißner sogleich einen heftigen Unwillen wider ihn, und kam Anfangs gar selten, hernach aber gar nicht dahin, wo D. Calov anzutreffen war, oder was zu verrichten hatte; ganz in der Art, wie die beyden Champions in der Nachtwächterstube beym Gellert. — Kaum daß sie sich im Consistorio sahen, oder wo sie sonst beysammen sitzen mußten. D. Meißner hielt es von nun an in theologischen Streithändeln mit allen denen, welche dem D. Calov in einem und dem andern Dinge zuwider waren, oder sonst von ihm abgiengen. So widersprach ihm auch D. Meißner bey aller Gelegenheit im Votiren, im Consistorio, beym Decanate, in der Facultät, und sonsten. — Wie mancher gutartige, schuldlose Sebaldus Nothanker mag sich zwischen zwey

so

ſo mächtigen Feuern ſein dürftiges Candidatenkleid, unverſchuldeterweiſe, verbrannt, oder doch wenigſtens verſengt haben! — Hingegen ließ auch D. Calov keine Gelegenheit vorbey, von D. Meißnern zu diſſentiren, war des Seniorats halber übel auf ihn zu ſprechen, und ſtellte ſich ungebärdig, daß D. Meißner den friedliebenden Helmſtädtern *) und dem Unlousbothen Duräus in vielen Stücken öffentlich beytrat, dieſer Männer Lehrart und Handlungsweſen pro Cathedra und ſonſt rechtſprach, oder doch auf alle Art und Weiſe zu entſchuldigen ſuchte. —

Es iſt leicht zu erachten, daß die chriſtlichen Ehegattinnen der beyden Apoſtel des Friedens es an nichts werden haben fehlen laſſen, um den Streit, zum Vortheil ihrer ſelbſt und ihrer rechtgläubigen Familien, immer lebhaft zu erhalten. Inſonderheit aber brach das Feuer in lichte Lohe aus, als D. Meißner dem Herrn D. Calovio, als Generalſuperintendenten, ins Amt gegriffen hatte. Dies wolte D. Calov, wie billig, nicht leiden, ſondern ſchrieb nach

*) Wider ſie ſchrieb D. Calov vorzüglich ſeine ſynkretiſtiſche Geſchichte, welche dem frommen D. Spener ſo anſtößig war. Der gutdenkende Churfürſt von Sachſen hatte zur Vermeidung alles Aergerniſſes und gegenſeitiger Erbitterung die meiſten Exemplare davon aufkaufen und bey Seite ſchaffen laſſen, damit nicht neue Zerrüttung in der Kirche entſtünde. Der damalige churſächſiſche Abgeſandte nach Frankfurt, Schott, erzählte dies ſeinem Freunde, Horbius, in Regenſpurg. Des letztern Brief befindet ſich in Joachim Friedrich Fellers *Monumentis variis ineditis* (Ienae 1716. 4.) pag. 369.

Dresden, beschwerte sich heftig, und klagte D. Meißnern hart an. Um besser, wenigstens unter einem bessern Schein des Rechten und der Sache Gottes, durchzudringen, gab er einige Sätze und Schriften wider D. Meißnern bey Hofe ein, und suchte zu beweisen, daß D. Meißner in vielen Fundamentalartikeln von der reinen Lehre abgehe, und es mit den verdammlichen Synkretisten halte. D. Meißner verantwortete sich seiner Seits wieder mit vieler Heftigkeit, und berief sich in seinen Schutzschriften auf die günstigen Zeugnisse auswärtiger Theologen, welche von seiner Meynung waren.

Nach diesen Vorfällen ward der Streit nur noch hitziger. Nun griffen sie, einer den andern, in Collegien und auf den Kanzeln namentlich an. Sonntäge, Buß- Bet- und Fasttäge wurden von nun an dazu angewendet, anstatt Unterricht, Aufklärung und christliche Sittenlehre zu predigen, den Collegen hervorzukriegen, und die armen Heerden für dem Wolf unter den Schaafen und für der überhandnehmenden Gangräne mit beständiger Unterlaufung der gehässigsten Anspielungen zu warnen. Vergeblich bemühten sich ihre Collegen, den Frieden wieder herzustellen; D. Meißner war unerbittlich. *)

Umsonst legte sich der Dresdner Hof, und an demselben der hochpreißliche geheimde Rath; umsonst das hoch-

*) D. Deutschmann, der absonderlich zum Frieden rieth, schrieb in einem noch in der Handschrift vorhandenen Voto: Ich bitte gleichfalls um Frieden, will mit Gottes Hülfe alle Verdrüßlichkeit — vertragen; man schonet weder der Collegen, noch der heiligen Stelle,

hochlöbliche Oberconſiſtorium darein, und ſchickten ernſtliche Befehle nach Wittenberg. Vergeblich wurde eine Commißion zur Unterſuchung, auf weſſen Seite das Recht wäre, unter Autorität des Hofes niedergeſetzt. Weder D. Calov, noch D. Meißner wolten beyde ein Haar breit von ihren Sätzen nachgeben. Umſonſt wurden die Gutachten dreyer theologiſchen Facultäten zu Leipzig, Gießen, und Strasburg eingeholt, welche vieles an D. Meißners Sätzen tadelten. Nichts konnte D. Meißnern zur Unterſchrift der cenſirten Theſium im Ernſte bringen. Es ergiengen ſcharfe Befehle aufs neue; aber D. Meißner weigerte ſich beſtändig, zu unterſchreiben, machte Einwendungen über Einwendungen, und verfiel, wo er nicht weiter kommen konnte, auf die gehäßigſten Perſonalien und theologiſche Chicanen.

Der Churfürſt, der keinen von beyden gern verliehren wolte, entſchloß ſich endlich, in eigener hoher Perſon ſelbſt nach Wittenberg zu kommen. Hier ließ er einen nach dem andern ſeparatim zu ſich laden, ſprach ihnen freundlich zu, ſchenkte dem D. Calovio — eine Equipage, D. Meißnern aber gab er ein — Aequivalent an Gelde, und beyde — ſchwiegen!

Stelle, noch der Buß- Bet- und Faſttäge. Man ſchimpfet Leute, die Freundſchaft zu uns ſuchen, ehe man ſie höret, die ſich gar wohl hernach halten, und ſo wohl von Profeſſoribus, als Studioſis gelobt werden. . .

IV. Abſchied

IV.

Abschied von meinem Almanach, 1783, am 31. December.

So gehe hin, Du Kind Lichtenbergs und Chodowiezki, zu Deinen Brüdern und Halbbrüdern, in einfachem oder marmorirten Gewande mit goldgleißendem Saume! Morgen werd' ich Dich nicht mehr in meiner Rocktasche mit mir umher tragen; morgen, wo ich Gönnern und Nichtgönnern wünschen soll, worüber die Götter die Stirne runzeln, und den Olymp mit verneinendem Fußtritte stampfen werden. Du warst ein ganzes Jahr hindurch der treue Gefährte von mir auf meinen Reisen und Tagfahrten; mit dir wandelte ich in die Antichambre der Grossen und in die Halbantichambern der Gelehrten und Genie. Von Gedanken verlassen und kalt für Warten der Dinge stand ich da, und wünschte oft, in der Angst, einen dreyzehnten Monat oder einen Be-adar in dich hinein, um dem Antichambrenarr ein Räumlein beym Grabe seiner Brüder *) anzuweisen. Nun bist du deiner beschwerlichen Frohn' entlassen; ich aber, dein Herr und Meister, werde sie tragen, werde unter ihr seufzen, bis mir ein günstiger Stern den kleinen eigenthümlichen Winkel Erde bezeichnet haben wird, in welchem ich mit den weisen Männern

*) Es war der Almanac de Goettingue pour l'année 1783, der diese geweihte Gallerie aufstellte.

Männern des Alterthums, und unter den wenigen Klugen der neuern Zeit, des beschaulichen Lebens genieſſen werde. Dann suche ich auch dich wieder hervor, und enträthsele, den Geliebten meines Herzens, jene geheimnißvollen Chiffern, womit ich den Werth und Unwerth so mancher That bezeichnete, um für mich eben so viel Stichwörter zur Rolle des Lebens zu haben. Du und zehen deiner Brüder sollen alsdann auftreten und wider mich zeugen, wo ich ein Thor, wo ich ein Unweiser, wo ich ein Pflichtvergeſſener, ein Diener der Leidenschaften, wo ein Halbmensch, wo ich ein — Thier war. Wohl euch, ihr weisen Köpfe, mit steifgetragenen Nacken und schöngewölbten Augbraunen! Ihr kennet keine Ungleichheit eurer Charactere; wohlgestaltet, wie der Filigram eurer moralischen Bücher, sittenrichtert ihr den armen Verlaſſenen, mit welchem das Schickſal sein Spiel treibt, ihn gefährlichen Wirbeln Preiß giebt und seiner spottet. Ruhet indeß verschwiegen, ihr hieroglyphische Almanache! In einer Stunde des Himmels, wo sich meine Vernunft und mein ätherischer Sinn voll göttlicher Erhabenheit fühlen, in einer solchen auserwählten Stunde will ich der Richter meiner Thaten seyn, mir nichts vergeben, und euer übereinstimmendes Zeugniß ehren. Dann aber, wenn die Verdammungswagschaale tief sinkt, dann solt Ihr, wie die seligen Geister in der tröstenden Einbildungskraft eines hinsterbenden frommen Knaben, um die beſſere Wagschale herumtreten, und alles hineinlegen, was Tugend und unverdorbene Natur durch mich, ihren geringsten Diener, verrichtet haben; und ich, — ich will mit der Billigkeit eines Sokrates mich auch von der Seite sehen, welche dem wärmenden Lichte der schöpferischen Gott-

heit mich nähert, der Gottheit, die Vollkommenheiten mit Unvollkommenheiten, so wie Feuer und Frost in einer gesunden wohlabgewogenen Mischung zu verbinden wußte, um innigst das Wohl des Ganzen zu cementiren. Ich selbst will das Protokoll über Eure Aussagen gewissenhaft führen, und, am Abend meines Raupenstandes, Zeugenverhör und Richterspruch durch den Griffel einer verstellungslosen Philosophie der treuen Verwahrung meines Kindes aushändigen.

Ich kann mich von Dir nicht trennen, Du, mein lieber Gefährte, ohne die sanfte Wehmuth ganz in mich zu verweinen, welche ich bey jeder beraubenden Trennung empfinde. Die Federspule, womit ich diesen Abschied an Dich schreibe, und welche so abgenutzt ist, daß ich morgen keinen Wunsch mit ihr unterzeichnen werde, selbst dieses Werkzeug geht mir nahe, daß ich mich von ihm scheiden soll. . . . Du hast zwar einen arabischen Namen und ein gallisches Kleid; aber ich kann nicht sagen, daß ich Dich um den ersten beneidete, oder um des andern willen verspottete. Du weißt, Namen und Kleider sind Dinge, welche blos zu unsrer Convenienz dienen, und welche ich allein nach dieser Regel gebrauche. Dein goldener Schnitt hat einem grossen Kopfe Veranlassung zu einem Spottepigramme gegeben; wie wohl Du mir selbst zu bedenken giebst, es züchtige nur die Schänder der Musenalmanache. Rauntest Du mir nicht ins Ohr, Du sähest die Musenalmanache mit einem so verdrüßlichen Auge an, als Kinder der ersten Ehe ihre Stiefgeschwister? Musen, sprachst Du, sind Göttinnen, und bedürfen keiner Almanache! Urania, unter Rechenbreten, Quadranten

ten und Himmelskugeln vergraben, ist nie zur Würde einer Calendermacherin herabgesunken! . . . . . Aergere Dich nicht, lieber kleiner Almanach; unsrer Musen und Musensöhne ist so viel, daß sie auf zahllosen Parnassen nicht mehr Platz haben würden; verzeihe es ihnen, daß sie sich in die Almanache und Taschenbücher verstecken, und den Commandostab eines buchhändlerischen Apollo respectiren; Du bist zu deutlich von der Schädlichkeit der Monopole aller Art überzeugt, als daß Du ihnen diese Schleichwege des poetischen Handels mißgönnen solltest. . . . . Dein goldener Schnitt, um noch einmal seiner zu erwähnen, ist freylich eine verführerische Sache! Noch besinne ich mich auf Dein schalkhaftes Lächeln, dessen Du Dich, meiner strafenden Miene ohngeachtet, nicht erwehren konntest, als ein wohlgemästeter Landjunker in seiner Dorf- und Erbschenke, wo ich mit Dir des Abends abtreten mußte, Dich für ein katholisches Abendsegenbuch ansah. Zwar wurdest Du anfangs unwillig, als ich Dich heraus nahm, um auf Dein Pergament die Commissorialauslagen für einen gnädigen Herrn einzutragen, welche er mir nie wieder erstatten wird; aber Dein Unwille löste sich in ein allerliebstes Gelächter auf, als der wohlerzogene Hasenjäger über Dich hereinblickte, und gelehrigwitzig, mich, Deinen Besitzer fragte: Ob denn der Herr seiner Hunde und Hasen einen lateinischen Abendsegen erhöre:

Dein Inneres, welch mikrokosmisches Bild des grossen Wohnhauses, das wir gemeinschaftlich bezogen haben! In Deinem kleinen Umfange befinden sich Apostel und Regenten, welche sich so selten vertragen, freylich beysammen. Grosse

Herren schmiegen sich in aller Eintracht und Liebe an ihre Gemahlinnen, und die ärgerhafte Chronik ihres Seray *) kränkt und beunruhiget hier nicht ihre rechtmäßigen Hälften. Selbst der Tyran des schwarzen Meeres und der Thracischen Ochsenfurt trauret hier, verwaist, ohne Weiber und Kinder; indes, vielleicht am Abend dieses Tages, aus seinem wollüstigen Harem, die schöne Griechin, einbalsamirt und gebadet, die weiche Decke zu seinen Füssen öfnet, und leise, aus der Hand des Eunuchen, zu ihm auf sein seidenes Lager schlüpft. . . . .
Volle Monden und Sabbate, Märtyrer und Schwärmer, gebenedeyte Heilige und canonisirte Undinge **) durchkreuzen sich in Dir. Widder und Stierhörner stehen bedeutend neben den Wassermännern und trotzigen Steinböcken, welche sich über den Anblick der Zwillinge und Jungfrauen verwundern. Päbste und Reformatoren, Ketzer und Rechtgläubige wandeln mit einander ihre Monate dahin, ohne sich in den Weg zu treten, oder die Augen mit Bannstrahlen zu blenden.

Du bist der einzige Mittelpunct, in welchem flüchtige Mädchen, verliebte Damen und buhlende Wittwen, trockene Geometer und Astronome, mit Stirnen, wie das Firmament gewölbt, Finanziers und Einnehmer, dickbäuchigt, wie ihre Renten- und Steuerbücher, Schulmeister und Virtuosen, Minister und Dorfpfarren zusammentreffen. Mit Hülfe Deiner

bestimmen,

*) Bekannter, und nach der Grammaire: Serail.

**) Wer kennet nicht den St. Viar aus Brydone's 28sten Briefe seiner Tour through Sicily et Malta?

bestimmen, am Mardi gras der kopfdrehende Höfling seine knöcherne Moitie, der Geistliche seine Bußtexte, und der Corsär seine Prisen. Indeß ein andrer Bartold Feind mit spähendem Blicke die Sonn- und Mondfinsternisse, die gedritten und gevierten Scheine berechnet, und seine Calcüle auf Horizonte der Oerter überträgt, kunstrichtert eine aufblühende Coquette den Chip-hat, oder die noble Impertinence eines zur Mode aufgestellten Kopfes. Aengstlich und mit beklemmender Bangigkeit ziffern Schüler und Diaconen die Tage ihrer Examen und Colloquien zusammen, an welchen sie die Beweise ihrer Fähigkeiten von verstohlnen Blättern gaunerisch ablesen, oder den Stein, welchen sie zum Reiche Gottes behauen haben, der öffentlichen Prüfung ausstellen sollen. Mit einem tiefen Seufzer hängt der bekümmerte Bürger und Landmann einen Deiner Halbbrüder an den verrosteten Nagel auf, und klaubt mit schweißtriefender Hand die letzten Groschen zusammen, womit er die Auflagen und Steuern, welche mit ihm aus seinem armseligen Napfe essen, entrichten, und seine Placker zufrieden stellen soll. . . . Lustlächelnd und backenkneipend berechnen, nach Deinen Revolutionen, junge mercurialische Männer ihren Tod und Grab ahndenden Weibern die ungekannte Peripetie ihrer hofnungsvollen Unterleiber, indem sie ihnen gefällig die gesenkte Stirne halten, welche sich unter einer niedlichen Dormeuse über den Arm der Ottomane in ein kupfernes Crachoir herüberbeugt. Eine unglückliche Verführte, von der schwarzen Bosheit eines teuflischen Liebhabers betrogen, sieht in Deinen Monaten den schrecklichen Tag vorher, an welchem ihre unwillkührliche Hand aus dem beweinten Geschenke der gemißbrauchten Natur vielleicht ein

Opfer mütterlicher Verführung machen, und ihr den schandbaren Tod des Blutgerüstes bereiten wird. . . . . Doch ich müßte so viel Papier verwenden, als zu der ganzen Summe von Almanachen gebraucht wird, wenn ich die vielfache Anwendung, welche von Dir gemacht werden kann, nur nomenklatorisch erzählen wolte. Deine Gemeinnützigkeit können selbst Deine geschworne Hasser nicht abläugnen! Doch stehet die Ehre, welche man Dir erweißt, in keinem Verhältnisse mit der Allgemeinheit Deines Nutzen. Völker der alten Zeit haben Dich auf marmorne Tafeln, auf Erz und köstliche Metalle gegründet; neuere Zeiten gönnen Dir kaum eine Hand voll schmutzigen Druckpapieres und übelriechender Schwärze zu den Bestandtheilen Deiner Existenz. Kürze und Nachdruck war die Sprache der alten Fasten, *) und nur die Namen des Verdienstes fanden in ihnen einen Platz; feile und darbende Federn sind es, welche in den Tagen der Aufklärung Dich mit armseligen Geschichten, mit Welthändeln und Nativitäten beschmitzen. Doch dieses Schicksal trift nur diejenigen Deiner Halbbrüder, welche das Siegel des Zweygroschenstückes an ihrer Stirne tragen, und, wie Du, einen Nemtartikel landesherrlicher Gefälle ausmachen. Kluge Leute haben Dich zu einem Werkzeuge der populären Aufklärung vorbereiten wollen; aber Du bist wohl selbst der Meynung, daß man Dich aus Landescassen aufkaufen und an den unvermögenden Theil verschenken müsse. Welch eine Ursache zum gerechten Stolze würde es für Dich seyn, erprobte Gesundheitsräthe unter Haus-

*) Für die nichtlateinischen Leser steht es da, daß Fasti gemeynt sind, d. i. römische Zeitbücher.

Hausväter und Hausmütter, anwendbare Regeln der Oeconomie, Vorschriften einer fruchtbaren Erziehung für den Bürger und Landmann, nothwendige und belehrende Kenntnisse unter den ganzen Haufen haben verbreiten helfen! Freue Dich nicht vergeblich, lieber kleiner Almanach; Fürsten und Herren bedürfen der Gaukler, Castraten und Kebsweiber zu viel, als daß sie an diese kaufbare Aufklärungsmittel Summen verliehren könnten!

Ueberhaupt ist Dein Schicksal wie das Schicksal unsrer aufrichtigsten Freunde; man findet bald einen Weg, ihrer los zu werden, wenn man es seyn will; und Du, wenn der erste Jänner eines neuen Jahres von gehörnten und ungehörnten Bläsern erschollen ist, wirst alsdenn ins Fach der überjährigen Calender und verfallenen Obligationen dahin geworfen, an denen man sich so wenig erbauen will, als an trillerischen Brennholzscheiten und Gottholdischen Andachten. Dein goldner Schnitt ist von hundert Händen abgegriffen, das Email Deiner Deckel vom Schweisse der würdigen und unwürdigen Befingerer unscheinbar gemacht, Blätter und Lagen stehen, wie ausgerenkte Glieder, über andre hervor, Dein Pergament ist von unreifen Einfällen, von Debet und Credit voll geschrieben, unter welchen Inpromtu, Citationen aus Pandekten, Universalhistorien und Isagogen und nie bezahlte Spielschulden hervorschimmern. Siehe da das verlohrne Mädchen, welches am Ende des Jahres für uns ihre Reize verlohren hat, und das wir am Anfange mit dem Weihrauch seidener Neujahrwünsche ersticken wolten! . . . Nicht so ich, ich Dein alter, unveränderlicher

Freund; wenn ich Dich morgen in eine Schieblade meines Sekretär bey Seite lege, so geschieht es darum, weil ich Deiner treuen Dienste hinlänglich genossen habe, und Dich nun, aus Dankbarkeit und Hochachtung, wie einen Professor emeritus, in Dein Museum einschränke, ohne Dich den Ratten und Mäusen zu überlassen, welche nicht selten reichlicher versorgt sind, als der ausgediente Mann. Meine Gesinnungen gegen Dich kennest Du also zur Gnüge; und Du müßtest sehr vergeßlich seyn, wenn Du nicht der häufigen Liebkosungen Dich erinnern wolltest, als ich den Wunsch äusserte, daß in den größten Bedürfnissen meines Lebens, ich, neben meinem Sophocles und Horaz, nur noch den jährlichen Gulden für Dich, Chodowiezki und Lichtenberg erschwingen möchte.

Geschrieben am Rhein, als Frost
aus Wasser Brücken baute.

Dein wohlaffectionirter

Tristram.

V.

Historische Nachrichten von Kentucke, einer neuen ohnweit Virginien angelegten Colonie.

James Bride, ein Engländer und Einwohner von Carolina, entdeckte 1754 zuerst dieses Land, da er mit einigen andern Landsleuten den Ohio herabschifte; er landete bey der Mündung des Flusses Kentucke, und bezeichnete allda drey Bäume mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, mit dem Datum und der Jahrszahl; diese Inschriften sind noch jetzo vorhanden. Unsre Reisenden untersuchten das Land, und kamen in ihre Wohnörter mit der angenehmen Neuigkeit zurück, einen der schönsten Erdstriche in Nordamerica entdeckt zu haben. Da bald nachher der Krieg in diesem Welttheil ausbrach, wurde diese Entdeckung vernachläßigt, und endlich vergessen, bis 1767 John Finley nebst noch einigen andern, durch den Handel mit den Wilden angelockt, in diese fruchtbare Region glücklich eindrangen, die man jetzo Kentucke nennt. Es entstand ein Streit zwischen den Kaufleuten und den Landeseingebohrnen, wodurch die erstern genöthigt wurden sich zu entfernen. Finley kehrte nach Nordcarolina zurück, und gab dem Obersten Boon und einigen andern angesehenen Personen von seiner Entdeckung Nachricht, die sie als sehr wichtig ansahen, und daher 1769 beschlossen, dahin eine Reise zu unternehmen, um das Land näher kennen zu

lernen. Nach einem langen und sehr beschwerlichen Zuge durch wilde und gebirgichte Gegenden, langten sie endlich an den Gränzen von Kentucke an, und entdeckten von dem Gipfel eines Hügels mit angenehmen Erstaunen das vortrefliche Land. Sie schlugen hier ihren Wohnsitz auf, und fanden Lebensmittel in Menge, besonders Wildpret. Boon und Finley durchstrichen das Land, das alle ihre Erwartungen überstieg. Diese glücklichen Aspecten aber verändetten sich bald; die Wilden fielen über sie her, plünderten sie, und mordeten nach und nach den ganzen Haufen, so daß niemand als der Oberst Boon übrig blieb, der sich in einer Wüste bis 1771 aufhielt, und sodann zurückkehrte.

Man konnte aber Kentucke nicht vergessen, daher kauften der General Lewis und der Doctor Walker aus Virginien von den sogenannten sechs Nationen die am nordlichen Ufer des Flusses Kentucke gelegenen Ländereyen; hiezu wurde noch ein ansehnlicher Erdstrich gefügt, den der Oberste Donalson von den Wilden für 500 Pf. St. in baaren Gelde erstand, und 1775 schloß der Oberste Henderson mit den Irokesen in Wataga einen Vertrag, vermöge welchem er von ihnen auch die am südlichen Ufer des Flusses liegenden Ländereyen für 6000 Pf. St. in baaren Gelde kaufte.

Dieser Kauf beunruhigte den Staat von Virginien, der von Donalson bereits die von ihm erstandenen Ländereyen wieder erhandelt hatte, und nun dem Obersten Henderson das Recht streitig machte, als eine Privatperson und Einwohner von Carolina, unter seinem eignen Namen ein so grosses Land zu besitzen. Es kam jedoch zu einem Vergleich, worin

man

man ihm einen Erdstrich von 200,000 Morgen Landes an der Mündung des grünen Flusses bewilligte; auch der Staat von Nordcarolina räumte ihm eben so viel Land in den Thälern von Powel ein.

Dieses Land war seit langer Zeit der Zankapfel einiger wilden Völkerschaften; da aber ihre Ansprüche, wenn sie deren wirklich hatten, unmöglich gründlich untersucht werden konnten, so war dieser fruchtbare Erdstrich beständig ein Kriegstheater, daher man ihn auch in indianischer Sprache das Blutland nannte. Diese zweifelhafte Hofnung aller Partheyen zum endlichen Besitz zu gelangen, vermochte sie zum Verkauf des Landes; ohngeachtet aber der dabey erlangten Vortheile, haben sie doch nie aufgehört, die neuen Colonisten zu beunruhigen.

Das Land Kentucke liegt unter dem 38sten Grad der nordlichen Breite und dem 85sten der Länge. Es gränzt nach Norden an den grossen Sandy-Creek, nach Westen an den Ohio, nach Süden an Nordcarolina, und nach Osten zu an die cumberlandischen Gebirge. Die Länge desselben ist 250 englische Meilen, und die Breite ungefähr 200 Meilen. Es ist jetzo in drey Grafschaften abgetheilt, Lincoln, la Fayette und Jefferson. Man hat hier schon acht Städte oder vielmehr Flecken erbaut, und noch viel mehr will man anlegen. In der Grafschaft Jefferson liegen Louisville und Beardstown; in Lincoln Harrodsburg, Danville und Boonsborough; und in la Fayette Lexington, Leestown und Greenville. In diesen Städten hat man grosse Niederlagen von Toback angelegt.

Das Land ist hier im Ueberfluß und vortreflich, so wie auch der Caste. Die Felder sind mit Fruchtbäumen, Blumen und Pflanzen bedeckt. Das Erdreich ist ferner sehr fruchtbar an Waizen, Hanf, Flachs, Baumwolle u. s. w. Man hat auch viele Eisen- und Bleygruben entdeckt, allein zur Zeit noch keine Gold- und Silberminen. Hiezu kommt eine Menge von Fischen, Vögeln, und vierfüßigen Thieren aller Arten.

Die Anzahl der Einwohner beträgt jetzo schon an 12,000 Seelen; so sehr ist in wenig Jahren diese Colonie angewachsen, die sich noch täglich durch neue Ankömmlinge vermehrt. Der Character des Volks zeigt Dienstfertigkeit, Höflichkeit, Gastfreyheit und Menschenliebe, so sehr die Menschen von so mannigfaltigen Nationen auch in ihren Sitten, Gebräuchen und Gottesdienstarten verschieden sind. Da die Einwohner mit dem Staat von Virginien verbunden sind, so haben sie auch mit demselben einerley Gesetze, die genau befolgt und in Ehren gehalten werden. Man hat Schulen zur Erziehung der Kinder, ja sogar ein Collegium angelegt, das eine schöne Bibliothek und liegende Gründe besitzt.

Die Anabaptisten waren die ersten, die einen öffentlichen Gottesdienst in Kentucke gründeten; ihnen folgten die Presbyterianer; sonst sind keine andre religiöse Societäten vorhanden; so zahlreich auch die Anhänger verschiedener Secten sind.

Abentheuer des Obersten Daniel Boon in Kentucke, von ihm selbst beschrieben.

Die Neuglerde ist dem Geist des Menschen natürlich, und interessante Gegenstände haben einen mächtigen Einfluß auf unsre Neigungen. Ob nun dieser Einfluß mit Zulassung oder auf Befehl der Vorsehung wirkt, persönliche oder gesellige Absichten zum Grunde hat; genung der geheimnißvolle Wille des Himmels wird immer zu seiner Zeit kenntbar. Wir sehen also, daß das Erdreich von Kentucke, das noch kürzlich eine scheusliche Wüste, und die Wohnung wilder Thiere war, jetzt in ein fruchtbares Land verwandelt worden ist. Dieser von der Natur so begünstigte Erdraum wurde zum Sitz der Cultur in einer Epoche umgebildet, die in der Geschichte ohne Beyspiel ist, nämlich mitten unter den Verheerungen des Kriegs, und allem Nachtheil der Emigration in einem so sehr entfernten Lande. In dieser Weltgegend, wo die Hand der Gewalt das Blut der Unschuldigen vergoß; wo das gräßliche Geschrey der Wilden und das Wehklagen der Unglücklichen in unsern Ohren tönte, hören wir jetzt Dank- und Jubellieder zum Allmächtigen erschallen. Da wo man nichts als elende Wigwams (Hütten der Wilden) wahrnahm, sehen wir jetzt Städte hervorsteigen, die wahrscheinlich dereinst um Ruhm mit den größten Städten der Welt wetteifern werden. Mit einem Wort, wir sehen Kentucke, dieses schöne an den fruchtbaren Ufern des Ohio gelegene Land, mit Glanz aus seiner ehmaligen Dunkelheit hervorgehn, und schon jetzt allen andern Provinzen der americanischen Hemlsphäre gleich kommen.

Dieses Etablissement verdient wohl einen Platz in der Geschichte. Ich habe selbst an verschiedenen denkwürdigen Vorfällen Theil gehabt, die hier geschehn sind; ich will daher in der Kürze meine Abentheuer erzählen, und von den Begebenheiten, die ich selbst gesehn, Nachricht ertheilen.

Es war der erste May 1769, als ich auf eine Zeitlang meinem häuslichen Glück entsagte, meine Familie und meine ruhige Wohnung am Fluß Yadkin in Nordcarolina verließ, um die americanischen Wüsten zu durchirren, und das Land Kentucke aufzusuchen, in Begleitung von John Finley, John Stewart, Joseph Holden, James Monay und William Cool. Wir zogen muthig fort, und erreichten nach einem langen und sehr mühsamen Marsch durch Wüsteneyen und Gebirge den 7. Junius das Ufer des rothen Flusses, wo Finley ehedem mit den Wilden Handel gepflogen hatte. Wir betrachteten von dem Gipfel eines Hügels die schönen Ebenen von Kentucke mit grossem Vergnügen. Das Wetter war einige Tage lang ausserordentlich schlecht, und diente zum Vorspiel der Unglücksfälle, die uns erwarteten. Wir liessen uns an diesem Orte nieder, bauten eine Hütte, um uns wider die üble Witterung zu schützen, und fiengen endlich an das Land zu durchstreichen. Allenthalben fanden wir eine grosse Menge wilder Thiere aller Arten, die in diesen ungeheuren Wäldern umher irrten, und keine Furcht zeigten, weil sie noch nie die Gewalt der Menschen erfahren hatten. Hier jagten wir mit glücklichem Erfolg bis zum 22sten December.

An diesem Tage hatten Stewart und ich eine sehr angenehme Jagd gemacht, allein das Glück veränderte die Scene

gegen

gegen Abend. Wir waren durch einen grossen Wald gegangen, in welchem sich Tausende von Bäumen befanden, theils mit Blumen geziert, theils mit Früchten bedeckt. Die Natur verschwendete hier ihre Annehmlichkeiten und Wunder; sie zeigte ihre Schätze und Industrie in einer Mannigfaltigkeit von Blumen und Früchten, von prächtigen Farben, von eleganten Formen und wollustathmenden Gerüchen; hiezu kam noch der vergnügende Anblick unzähliger Thiere, die sich unaufhörlich unsern Augen darstellten. Der Tag neigte sich, und wir befanden uns nahe am Fluß Kentucke, als auf einmal ein Haufen Indianer erschien, die aus einem Dickigt hervorbrachen, uns umringten, und zu Gefangenen machten. Unsre unglückliche Stunde war gekommen. Die Wilden raubten uns alles was wir hatten, und liessen uns sieben Tage lang nicht aus den Augen, wobey wir auf ihre Weise lebten. Während dieser ganzen Zeit hatten wir keine Gelegenheit zu entrinnen, wir suchten sie auch nicht, daher man endlich keinen Verdacht mehr gegen uns zeigte. In der Nacht des siebenden Tages aber, da wir uns in einem dicken Wald von Zuckerrohr befanden, und neben einem grossen Feuer gestreckt lagen, als der Schlaf die Wilden überfallen hatte, meine traurige Lage aber mir nicht zu schlafen erlaubte, so weckte ich ganz leise meinen Unglückskameraden. Die Gelegenheit war günstig; wir eilten fort, und richteten unsern Lauf nach unserer Hütte; allein wir fanden sie geplündert, und keinen mehr von unsern Reisegesellschaftern, die sämtlich davon geflohen waren. Während dieser Zeit irrten mein Bruder Boon und ein anderer Reisender, der nach uns in Kentucke angelangt war, in den Wäldern herum, um uns wo möglich aufzusuchen;

chen; zufälligerweise fanden sie uns. Ohngeachtet des Verlusts unserer Reisegefährten, ohngeachtet der traurigen und gefährlichen Lage worin wir waren, umringt von feindlichen Wilden und ohne Hofnung besserer Aussichten, verursachte uns doch diese so glückliche Vereinigung in den Wüsteneyen die lebhafteste Freude.

Bald hernach wurde Stewart von den Wilden erschossen, und der mit meinem Bruder gekommene Reisende suchte den Rückweg. Nunmehr befanden wir uns in einer verzweifelungsvollen Lage, stündlich ausgesetzt von den Wilden umgebracht, oder von wilden Thieren zerrissen zu werden. Wir waren jetzt die einzigen weissen Menschen im ganzen Lande.

In diesem Zustande, in fürchterlichen Wüsten gleichsam begraben, einige hundert Meilen von unsern Familien entfernt, waren wir doch noch glücklich, und zwar in dem Maasse, daß ich glaube wenig Menschen können sich davon einen Begrif machen. „Du siehst jetzo, sagte ich oft zu meinem Bruder, wie wenig „die Natur zu ihrer Befriedigung verlangt. Das Glück, der „Gefährte der Freude, findet sich mehr in unserm eigenen „Herzen, als im Genuß äusserlicher Dinge.“ Ich glaube fest, daß nur ein wenig Philosophie erforderlich ist, um einen Menschen glücklich zu machen, in welchem Zustande er sich auch befinden mag. Man muß sich gänzlich dem Willen der Vorsehung überlassen. In solcher Gemüthsverfassung findet man ein Vergnügen auf einen mit Dornen bedeckten Pfade zu wandeln.

Wir blieben indessen nicht müssig; alle Tage giengen wir auf die Jagd, auch baueten wir uns eine kleine Hütte,

um uns gegen die Kälte zu schützen. So lebten wir den Winter über ruhig. Den 1. May 1770 trat mein Bruder zu meinem grossen Leidwesen den Rückweg nach Hause an, um Pferde und Munition zu holen. Er ließ mich nun ganz allein, ohne Brod, ohne Salz, ohne Gesellschaft irgend eines vernünftigen Wesens, nicht einmal eines Hundes. Ich bekenne es, daß ich es nie nöthiger hatte, meine ganze Philosophie und meinen Muth zu Hülfe zu rufen. Einige Tage lang war ich untröstlich. Der Gedanke an ein geliebtes Weib und Kinder, an ihrer Unruhe wegen meiner Abwesenheit, und an meine schreckliche Lage, machten einen tiefen Eindruck auf mein Herz. Tausend fürchterliche Gegenstände stellten sich meiner Einbildungskraft dar, und würden gewiß bey mir die stärkste Melancholie erzeugt haben, wenn ich mich ihnen länger überlassen hätte.

Eines Tages durchstrich ich die benachbarte Gegend; die Verschiedenheit und Schönheit der Natur, die ich in der angenehmsten Jahreszeit sahe, verjagte alle traurige Gedanken aus meiner Seele. Der Tag neigte sich, kein Wind wehete, und kein Lüftgen regte sich. Ich bestieg den Gipfel eines Hügels, und weidete meine Augen an der herrlichen Aussicht über ungeheure Ebenen in der reizendsten Landschaft, die ich zu meinen Füssen sah. In der Entfernung erblickte ich den prächtigen Ohiofluß, dessen Gewässer in majestätischer Stille dahinströmten, und die westlichen Gränzen von Kentucke bezeichneten; noch weiter hin sahe ich Gebirge, die ihre stolzen Gipfel in die Wolken streckten. Ich konnte dieses prächtige Schauspiel nicht verlassen, und fühlte mich glücklich. Ich zündete ein

Feuer nahe bey einer Wasserquelle an, und röstete eine Hirschkeule, die ich bey mir hatte. Die Nacht bedeckte bald die ganze Hemisphäre. Ich war müde von meinem Marsch und schlief sehr sanft, bis mich die Sonne aufweckte. Nun stand ich auf, setzte meine Reise fort, und durchwanderte in wenig Tagen eine ansehnliche Strecke Landes, beständig mit so viel Vergnügen, als den ersten Tag. Ich kehrte nachher wieder nach meiner Hütte zurück, die in meiner Abwesenheit nichts gelitten hatte, so häufig auch die Wilden herumstrichen, und sie bisweilen besuchten; jedoch glücklicherweise immer, wenn ich nicht anwesend war. Das Heulen der Wölfe in der Nacht, und bey Tage das Geschrey andrer Arten von Thieren, die diese Wälder bewohnten, liessen mir wenig Ruhe.

Ich befand mich also im Ueberfluß bey meiner grossen Dürftigkeit, und war glücklich mitten unter den größten Gefahren, und in der allernachtheiligsten Lage. Bey so mannigfaltigen Gegenständen und Empfindungen war es unmöglich mich der Melancholie zu ergeben. Nein! die volkreichsten Städte mit allen Reichthümern des Handels, der Industrie und den prächtigsten Gebäuden, könnten nie meinem Herzen so viel Vergnügen verschaffen, als die simpeln Schönheiten der Natur, die ich in diesen Wildnissen fand.

So durchlebte ich meine Zeit bis zum 27sten Julius, da mein Bruder zu meiner grossen Freude sich wieder einstellte, wie wir abgeredet hatten. Wir verliessen bald hernach unsern Aufenthalt, und durchstrichen den Theil von Kentucke, der an dem Fluß Cumberland liegt, bis zum März 1771. Endlich beschloß ich zu meiner Familie wieder zurückzukehren, und sie so

bald

bald es mir nur möglich seyn würde selbst mit Gefahr meines Lebens nach Kentucke zu führen, das ich wie ein zweites Paradieß betrachtete.

Ich langte glücklich zu Hause an, und fand die Meinigen alle gesund. Ich verkaufte mein kleines Landgut, und alles was wir nicht mitnehmen konnten. Den 25. September 1773 nahm ich von meinen Freunden Abschied, und machte mich auf die Reise nach Kentucke, in Begleitung von meiner Familie und fünf andern Personen, wozu im Thale Powel noch vierzig andere Menschen kamen. Diesem guten Anfange folgten bald die schrecklichsten Unfälle. Den 10ten October überfiel uns ein Trupp Wilden, die sechs von den Unsrigen tödteten, und einen verwundeten. Mein ältester Sohn verlohr dabey sein hofnungsvolles Leben. Ob wir uns gleich gut vertheidigt, und die Feinde zurückgeschlagen hatten, so hatte doch dieser unglückliche Angrif unser Vieh zerstreut, und uns in die größte Noth versetzt. Unsre Reisegesellschaft hatte so sehr den Muth verlohren, daß wir vierzig englische Meilen weit zurückglengen, um ein an dem Fluß Clench gelegenes Etablissement zu erreichen. Wir hatten bereits die Gebirge von Powel und von Walden passirt, und näherten uns schon dem Fluß Cumberland, als uns dieses Unglück befiel.

Ich blieb mit meiner Familie hier am Clench bis zum 6ten Junius 1774, da Lord Dunmore, Gouverneur von Virginien, mir antrug nach dem Ohiofall zu gehen, um die Anführung einer Anzahl Feldmesser zu übernehmen, die der Gouverneur hier versammlet hatte, und nach Kentucke

bestimmt waren. Ich nahm den Vorschlag ohne Bedenken an, und in zwey und sechszig Tagen hatten wir unsre Mission geendigt, während welcher Zeit wir mit unsäglicher Mühe und Strapatzen 800 englische Meilen marschirten.

Nach dieser Expedition gieng ich nach Hause, erhielt aber bald einen andern Auftrag, nämlich das Commando der Truppen zu übernehmen, die wider die Schavenesen zu Felde zogen. Nach geendigtem Kriege wurden die Soldaten in Forts verlegt, und ich war müssig. In dieser Lage ersuchten mich einige Einwohner in Nordcarolina, die im Begrif standen von den Irokesen am Fluß Kentucke gelegene Ländereyen zu kaufen, dem Vergleich in Wataga beyzuwohnen. Dieser solte im März 1775 gehalten werden, um mit den Wilden den Kaufpreiß und die Gränzen des Landes zu bestimmen. Ich gab ihrem Ansuchen Gehör, und übernahm einen Weg zu bezeichnen, der von dem bewohnten Theil von Virginien durch die Wildnisse bis Kentucke führen solte.

Ich versammlete sogleich eine Anzahl kühner und wohlbewafneter Männer, und trat mit ihnen den Marsch an. Wir kamen glücklich bis 15 englische Meilen von dem Ort, wo jetzo Boonsborough liegt; hier aber wurden wir von den Wilden angefallen, die uns zwey Mann tödteten und einige verwundeten. Ob wir gleich geringer an der Zahl waren, so wichen wir doch nicht zurück. Dieses geschah den 20sten März 1775. Drey Tage darauf erfolgte ein neuer Angrif, der uns abermals einige Todte und Verwundete kostete; sodann aber gelangten wir ohne fernern Widerstand an den Fluß Kentucke, wo wir den ersten May anfiengen das Fort Boonsborough zu

erbauen.

erbauen. Den 4ten Tag nach unsrer Ankunft allhier schossen uns die Wilden noch einen Mann todt, nachher aber liessen sie uns in Ruhe. Wir setzten indessen unsre Arbeit am Fort unabläßig bis zum 14ten Junius fort, da denn das Werk geendigt war, und ich zu meiner Familie an der Clench zurückkehrte. Bald hernach brachte ich auch diese nach Boonsborough, wo wir glücklich ankamen; meine Frau und meine Tochter waren die ersten weissen Frauenspersonen, die je die Ufer des Kentucke betreten hatten.

Den 14ten Julius 1776 wurden zwey Töchter des Obersten Calaway und die Meinige von den Wilden nahe beym Fort überfallen und weggeschleppt. Ich rafte in der Eil acht Mann zusammen, und verfolgte sie bis zum 16ten, da ich sie antraf, zwey von ihnen erlegte, und unsre drey lieben Gefangenen wieder befreyete. Die Wilden setzten inzwischen ihre Ueberfälle beständig fort, und richteten sehr viel Schaden an. Dies war ein grosses Unglück für eine neue Colonie, denn der arme Ackersmann wurde erschossen, während er für den Unterhalt seiner Familie arbeitete; auch der größte Theil des Viehes wurde erlegt oder geraubt. Die Wilden setzten diese Feindseligkeiten bis zum 15ten April 1777 fort, da sie ungefähr 100 an der Zahl einen Angrif auf Boonsborough wagten, einen Mann tödteten, und vier verwundeten. Sie zogen sich mit Verlust zurück, und erneuerten den 4ten Junius abermals ihren Angrif, den sie 48 Stunden lang fortsetzten, endlich aber die Belagerung aufhoben, und mit ihren Todten davon giengen.

Die Wilden vertheilten sich nun in Haufen, um an mehrern Orten zugleich Anfälle zu thun. Den 19ten Junius

wurde das Fort des Obersten Logan von 200 Wilden berennt; sie verheerten alles rund herum, und trieben die nur aus funfzehn Mann bestehende Besatzung aufs äusserste. Das Fort des Obersten Harrod war mit 66 Mann, und das von Boonsborough nur mit 22 besetzt; keine andre Forts, und auch keine andere weissen Menschen waren mehr im Lande bis zum Ohiofall, der in einer beträchtlichen Entfernung ist. Mit dieser Handvoll Leute mußten wir den zahlreichen Feinden Widerstand thun, die allenthalben zerstreut und beschäftigt waren, alles Uebel zu vollziehn, das ihre wilde Barbarey nur ausbrüten konnte.

Wir erhielten endlich aus Nordcarolina eine Verstärkung von 55 Mann, und den 20sten August langte der Oberst Bowman aus Virginien mit 100 Mann an. Nun vermehrten wir unsre Festungswerke unter täglichen Scharmützeln mit den Wilden. Diese erkannten endlich aus Erfahrung die Uebermacht des langen Messers, (ein Name, den sie den Virginiern geben) da sie fast bey allen Gefechten den Kürzern zogen; sie waren daher bloß bedacht, uns heimlich alles nur mögliche Uebel zuzufügen.

Als ich mich den 7ten Februar 1778 auf der Jagd befand, wurde ich von einem Haufen, der aus 102 Wilden bestund, umringt; sie hatten zwey Franzosen bey sich, und waren im Begrif das Fort Boonsborough anzugreifen, der Hauptgegenstand ihrer Wünsche. Sie nahmen mich gefangen, und führten mich zu den Salzquellen, wo sich vier und zwanzig von meinen Leuten befanden. Da ich sahe, daß es ihnen unmöglich war zu entkommen, so fieng ich mit den Wilden an

in

in einiger Entfernung zu capituliren, und schickte sodann den Meinigen Befehl zu, keinen Widerstand zu thun, sondern sich zu ergeben.

Die vortheilhaften Bedingungen, die mir die Wilden in meiner Capitulation zugesagt hatten, wurden genau gehalten, und wir giengen alle mit ihnen als Gefangene nach dem alten Chelicothe, dem vornehmsten Flecken der Wilden. Hier langten wir den 18. Februar nach einen höchstermüdenden Marsch in einem entsetzlichen Wetter an, und wurden ziemlich wohl für Gefangene behandelt, die sich in den Händen der Wilden befanden. Den 10ten März wurde ich nebst zehn von den Gefangenen durch vierzig Wilde nach Detroit geführt, wo wir den 30sten ankamen, und ohngeachtet unsrer politischen Verhältnisse als Americaner, von dem dasigen brittischen Gouverneur Hamilton mit grosser Menschlichkeit aufgenommen wurden.

Die Wilden hatten mich auf dem Marsch vorzüglich wohl behandelt, und ihre Neigung zu mir war so stark, daß sie es rund abschlugen mich bey den andern in Detroit zurückzulassen, obgleich der Gouverneur ihnen für mich ein Lösegeld von 100 Pf. St. anbot, in der Absicht mich nach Hause zu schicken. Einige Engländer, durch mein Unglück gerührt und von Mitleiden durchdrungen, boten mir großmüthig ihre Börsen an; ich schlug es aber mit dankbarem Herzen aus, und sagte ihnen, daß ich nie glaubte in Stand zu kommen eine solche Großmuth wieder gut machen zu können.

Meine zehn Unglücksgefährten blieben nun als Gefangene der Engländer in Detroit zurück, und ich gieng mit den

Wilden den 10ten April wieder fort. Wir nahmen den vorigen Weg nach Chelicothe, wo wir den 26sten ankamen. Ich lebte hier auf eine nicht unangenehme Weise; ich wurde nach indianischer Sitte in einer Familie als Sohn aufgenommen, und von meinen neuen Anverwandten, Eltern, Brüdern, Schwestern und Freunden zärtlich geliebt. Ich gieng auch mit ihnen auf eine sehr vertraute Art um, und zeigte mich so aufgeräumt und zufrieden, als es mir nur immer möglich war. Hiedurch erwarb ich mir ihr Vertrauen völlig. Oft gieng ich mit ihnen auf die Jagd und erhielt ihren Beyfall wegen meiner Thätigkeit und Geschicklichkeit im Schiessen. Dennoch war ich aufmerksam nicht viele von den Wilden hierin zu übertreffen, weil sie über diesen Punct ausserordentlich eifersüchtig sind. Es war mir leicht in ihren Gesichtern und Geberden den lebhaftesten Ausdruck der Freude zu bemerken, wenn sie mich übertrafen, und Unwillen, wenn das Gegentheil geschah. Der König der Schawanesen wolte mich kennen lernen, und behandelte mich mit einer Art von Verehrung und herzlicher Freundschaft; auch erlaubte er mir oft ganz allein auf die Jagd zu gehn. Ich kam fast immer mit der Beute von Thieren zurück, und sodann gab ich ihm etwas davon, als einen ihm schuldigen Tribut. Meine Wohnung und Mahlzeiten hatte ich ganz mit ihnen gemein, zwar nicht so wie ich es wünschte, allein die Noth macht alles erträglich.

Ich dachte jedoch auf Mittel zu entkommen, allein ich hütete mich sorgfältig ihnen die geringste Gelegenheit zum Verdacht zu geben, und blieb in Chelicothe bis zum folgenden Junius, da ich denn mit ihnen nach den Salzquellen von

Sciotha

Sciotha gieng, wo wir zehn Tage blieben um Salz zu machen. Als wir wieder nach Chelicothe zurückkamen, erschrack ich 405 Wilde, den Kern ihrer Krieger versammlet zu finden, die sich auf eine fürchterliche Weise bemahlt und bewafnet hatten, um auf Boonsborough loszugehn. Nunmehr beschloß ich nicht länger meine Flucht zu verschieben. Ich gieng heimlich davon, und nach einem viertägigen Marsch, auf welchem ich nur eine einzige Mahlzeit gemacht, und 106 englische Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich Boonsborough glücklich.

Hier fand ich unsre Festungswerke in dem elendesten Zustande, allein wir legten sogleich Hand an sie auszubessern, so daß in zehn Tagen die Arbeit vollendet war, ohne etwas von den Wilden zu hören. Endlich erfuhren wir durch einen andern Gefangenen, der ihnen auch entronnen war, daß die Feinde wegen meiner Flucht die Expedition drey Wochen weiter ausgesetzt hätten. Die Wilden beobachteten mittlerweile unsre Bewegungen, und waren wegen der Vergrösserung unserer Festungswerke sehr beunruhigt; sie versammleten oft ihre Oberhäupter, und zeigten bey ihren Berathschlagungen mehr Behutsamkeit wie gewöhnlich; democh waren sie fest entschlossen alle Weissen in Kentucke zu vertilgen. Wir liessen uns durch ihre Bewegungen nicht schrecken, sondern gaben ihnen oft Beweise von unserm Muth.

Endlich erschienen sie an der Zahl 444 unter der Anführung des Capitain Duquesne, eilf andrer Franzosen, und einiger wilden Oberhäupter. Sie rückten gegen unser Fort an mit brittischen und französischen Fahnen, und forderten mich

im Namen Sr. brittannischen Majestät zur Uebergabe auf. Ich verlangte hierauf zwey Tage Bedenkzeit, die mir auch zugestanden wurden.

Meine Lage war sehr critisch. Unsre Besatzung war nur geringe, die Feinde hingegen zahlreich und unerbittlich. Der Tod war jedoch der Gefangenschaft vorzuziehn, die uns unfehlbar erwartete, daher beschlossen wir uns aufs äusserste zu vertheidigen, und brachten unser Vieh ins Innerste des Forts. Ich ließ den Wilden unsern Entschluß melden, und sprach selbst mit dem Anführer, wobey ich ihrer grossen Anstalten spottete, und ihnen für die uns bewilligte Zeit dankte, die wir wohl genutzt hatten. Wahrscheinlich flößte ihnen diese Antwort einige Furcht ein, daher sie zur List ihre Zuflucht nahmen, und erklärten, daß sie von dem Gouverneur Hamilton Befehl erhalten, uns zu Gefangenen zu machen, aber nicht uns umzubringen; wenn wir also mit ihnen in Unterhandlung treten, und aus dem Fort herauskommen wolten, so würden sie sich zurückziehn. Diesen Antrag giengen wir ein.

Der Vergleich wurde sechzig Ruthen weit vom Fort geschlossen, weil wir den Wilden nicht traueten. Sie sagten uns, daß ihre Gewohnheit sey zum Zeichen ihrer neuen Freundschaft die Hände der Weissen zu ergreifen, und sie zu halten. Wir widersetzten uns dieser Ceremonie nicht, allein wir wurden bald überzeugt, daß ihre Absicht war uns gefangen zu nehmen. Ob wir gleich von einigen hundert Wilden umringt waren, so schlugen wir uns doch durch, und erreichten glücklich das Fort, wobey nur einer von uns verwundet wurde.

Nunmehr

Nunmehr griffen sie das Fort von allen Seiten an, und fuhren damit neun Tage lang fort; sodann fiengen sie an es zu unterminiren. Wir machten aber eine Gegenmine, da sie denn ihr Vorhaben aufgaben, und den 20sten August die Belagerung völlig aufhoben. Sie hatte uns zwey Todte und vier Verwundete nebst einer Anzahl Vieh gekostet; die Feinde aber hatten 37 Todte und eine grosse Menge Verwundete. Die auf uns abgeschossenen Kugeln aus ihren Gewehren, die wir sorgfältig auflasen, wogen zusammen 125 Pfund, ohne die verlohrnen zu rechnen.

Der Oberst Bowman nahm im Julius 1779 eine Expedition gegen die Schawanesen von Chelicothe vor. Er hatte 160 Mann bey sich, mit denen er den Wilden ein Treffen lieferte, allein zum Rückzug gezwungen wurde. Die wüthenden Feinde verfolgten ihn, und es wäre übel abgelaufen, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, eine Anzahl Soldaten die Bagagepferde besteigen zu lassen, und so über die Wilden herzufallen, die nun alle davon flohen.

Im Junius 1780 versammleten sich 600 Wilde und Canadier, unter Anführung des Obersten Bird, und griffen mit sechs Feldstücken die Posten von Riddle und Martin am Fluß Licking an. Die Expedition wurde so heimlich gehalten, daß die Einwohner nicht die geringste Nachricht davon erhielten, und daher keine Anstalten zur Vertheidigung gemacht hatten; sie ergaben sich also den Wilden, die gleich einige Männer und Weiber niedermachten, und alle andre nebst der Bagage wegschleppten. Sie zwungen sie zum Marschiren, sie mochten noch so unvermögend seyn. Die nicht fortkommen konnten,

wurden unbarmherzig niedergemacht. Die schwachen Weiber und zarten Kinder fielen besonders als Opfer ihrer Grausamkeit.

Meine Frau, die während meiner Gefangenschaft bey den Wilden nichts von mir hörte, und mich todt glaubte, hatte sich mit ihrer Familie und allen unsern Haabseligkeiten aufgemacht, war durch die Wüsten gezogen, und endlich nach vielen überstandenen Gefahren glücklich bey ihrem Vater in Nordcarolina angelangt. Nunmehr führte ich sie wieder nach Boonsborough. Kaum aber hatten wir uns hier von neuem festgesetzt, als mein Bruder und ich auf einer kleinen Reise von den Wilden überfallen wurden; sie tödteten ihn und verfolgten mich drey Meilen weit, vermittelst der Spur eines ihrer Hunde; ich schoß aber den Hund todt und entkam. Der darauf folgende Winter war sehr strenge, und hielt die Wilden in ihren Hütten zurück.

Der Krieg wurde mit dem Frühling wieder fortgesetzt, und den 18ten August 1782 kam es zu einem sehr hitzigen Treffen, wobey wir 173 Mann stark waren, allein dennoch durch die weit grössere Anzahl der Feinde geschlagen wurden, und 67 Mann verlohren; unter diesen waren sieben Gefangene, von denen vier auf die grausamste Art zu Tode gemartert wurden. Dieser unglückliche Tag machte viel Witwen. Nachdem wir einige Verstärkung erhalten, marschirten wir wieder nach dem Schlachtfelde, um die Todten zu begraben, fanden aber die Leichname sehr zerstreuet und erschreckilch verstümmelt. Einige waren von wilden Thieren zerrissen und gefressen, andre lagen am Ufer von Fischen zernagt; alle aber in einem

solchen Zustande, daß wir keinen Körper vom andern unterscheiden konnten.

Um dieses Unglück zu rächen, suchten wir die Wilden in ihren Wohnörtern auf, die wir bey unsrer Annäherung leer fanden. Wir legten fünf ihrer Städte in die Asche, worunter auch Chelicothe war, und verheerten das Land von Grund aus. Dieses schlug ihren Muth ganz nieder; sie begnügten sich nun heimlich den Colonisten an den Gränzörtern allen nur möglichen Schaden zu thun. Allein auch dieses hörte mit dem Frieden auf, der zwischen Großbritannien und den americanischen Staaten geschlossen wurde. Die Wilden hielten nun grosse Versammlungen, fast alle Völkerschaften schienen den Frieden zu wünschen, und sandten deshalb Abgeordnete an den General Clark, der am Ohiofall commandirte, und mit ihnen auch einen Vergleich schloß.

Geschrieben in der Grafschaft la Fayette. Kentucke.

Daniel Boon.

VI.

Liebe und Verzweiflung.

Die folgende sehr interessante Geschichte ist ein Auszug aus einem ganz neuerlich in England erschienenen Werk, betitelt: Die Liebe in einer Hütte von Walwyn, dem Verfasser des Buchs: Die Irrthümer der Natur. Die Begebenheit soll sich wirklich zugetragen haben.

Stella bemerkte aus ihrem Fenster ein junges wohlgebildetes Mädchen, die nach der Wohnung des Herrn Hartley frug; sie vermuthete, daß es vielleicht eine Botschaft von ihrem Vater seyn könnte, und lief daher geschwinde nach der Thür, um sich nach ihrem Auftrag zu erkundigen.

Das junge Mädchen fragte, ob der Lieutenant Theodor nicht hier sey. Stella antwortete mit ja, und fügte hinzu: „Habt ihr etwas von meinem Vater auszurichten, so „sagt es?“

„Nein,“ antwortete das Mädchen mit so viel Bestürzung als scheinbarer Einfalt. „Nein, Madame, ich habe kei„nen Auftrag von irgend einem Vater, auch bey keinem Va„ter etwas zu suchen, nur mit dem Lieutenant habe ich zu „thun. Wenn er hier ist, so würden Sie mich ausserordent-

„lich

„lich verbinden, wenn Sie so gütig wären, ihm zu sagen, „daß Sally Jones ihn zu sprechen wünschte.“

Stelle gieng gleich, um die Bitte zu erfüllen.

Nichts war dem Erstaunen und der Verwirrung Theodors zu vergleichen, da er diesen Namen hörte. Er glaubte indessen, das einzige Mittel, seine unerlaubte Verbindung mit der armen Sally zu verbergen, wäre, geradezu zu leugnen, daß er eine solche Person kennte.

Stella kam und sagte dem Mädchen, daß sie sich in der Person irren müsse, weil der Lieutenant Theodor sie nicht kenne. Sally wolte eben antworten: „wäre dieses, so „würde ich nicht so elend seyn;“ allein die Furcht demjenigen zu schaden, der ihr immer noch theuer war, that ihrer Zunge Einhalt. Mit einer Gegenwart des Geistes und mit einer Großmuth, die ihr Ehre machte, sagte sie:

„Es kann seyn, Madame, daß ich mich irre. Ich „bitte um Verzeihung wegen der verursachten Mühe. Allein „Sally Jones sagte mir diesen Namen, um darnach zu „fragen.“

„Wie, erwiederte Stella, ich glaubte, daß ihr selbst „Sally Jones wäret?“

„Nein! Nein! rief die Unglückliche in grosser Verwir„rung. Ich sagte zwar, daß Sally Jones mit ihm sprechen „wolte, aber ich bin es nicht. Ich versichere es Ihnen, „Madame. Es ist ein armes junges Mädchen, die ein grau„samer Jüngling um ihre Tugend gebracht hat. Sally

„folgte

„folgte ihm von England hieher nach Schottland, und da sie „gehört hat, daß er in demselbigen Regiment des Lieutenant „Theodor diene, so bat sie mich, hier anzufragen, um zu wis„sen, wo sie ihn ausfinden könnte. Nein, Madame, ich bin „es nicht. Auf mein Wort, in Wahrheit, ich bin es nicht. „Der gütige Himmel behüte mich! Ich möchte nicht um „aller falschen Männer willen in der Christenheit in solcher „Lage seyn.“

Sally nahm Abschied von Stella, nachdem sie noch vorher wegen der Mühwaltung tausendmal um Vergebung gebeten hatte. Kaum aber war sie von dem Hause entfernt, als sie in eine Thränenfluth ausbrach. Die Tropfen fielen auf die Wangen eines liebenswürdigen Säuglings, den sie in ihren Armen hielt. Er lächelte.

„Du armer Kleiner! sagte sie, wie wenig denkst du „daran, daß dein Vater von uns nichts wissen will. Allein „wir wollen ihn nicht wieder beunruhigen. — Die Vorse„hung wird sich des Unschuldigen annehmen. — Du bist „nicht strafbar. — Ich würde dich mit mir nehmen — „aber du kannst noch glücklich werden. — Mein Looß ist „elend zu seyn, denn der falsche Theodor verstößt mich.“

Ihre Thränen, die angefangen hatten langsam zu rinnen, flossen nun wieder reichlich bey der Erinnerung seiner Grausamkeit. Das arme Kind, das sie in diesem jammernden Augenblick unaufhörlich küßte, hatte die Wangen ganz mit dem Perlentribut der Liebe, Sorgfalt und Zärtlichkeit bedeckt.

Der

Der Tag neigte sich nun zu Ende. Da sie in Ansehung ihres Schicksals entschlossen war, so gieng sie sofort nach einem bekannten Ort am Seeufer, wo die Meereswellen einen hangenden Felsen unten ausgehöhlt hatten. Diese Stelle hatte sie oft besucht, um hier ihren Kummer zu verseufzen, während daß sie das theure Pfand ihrer Uebereilung unter dem Herzen trug.

Sie langte am Ufer an, betrat die Felsenhöhle, und setzte sich auf den feuchten Sand nieder, da das Meer wegen der Ebbe sich etwas zurück gezogen hatte. Sie zog das Kind nackend aus, und wusch es am ganzen Leibe mit Seewasser, das sie in den Felsenspalten fand; sodann kleidete sie das Kind wieder an mit der bestmöglichsten Sorgfalt. Hierauf schnitt sie einige Locken von ihren schönen Haaren ab, machte davon einen Liebesknoten, legte ihn in einen Brief von Theodor geschrieben, und befestigte diesen an der Brust des Kindes unter den Kleidern. Da der Brief nicht unterzeichnet war, und also ihr Liebhaber hiedurch nicht entdeckt werden konnte, so glaubte sie, daß es ihn blos überzeugen solte, daß es sein Kind sey, wenn die Vorsehung es erhalten, und er es in dem gegenwärtigen Zustand sehen solte.

Nachdem nun der Säugling gehörig ausgerüstet war, so blieb ihr nun nichts übrig, als ihren gefaßten Entschluß zu vollziehn. Bevor sie aber das Kind der Fürsorge des Himmels übergab, legte sie es nochmals an die Brust, damit es noch den ganzen Theil der mütterlichen Kraft bekommen möchte, den ihr elender Zustand darzureichen im Stande war. Da

dieser letzte Zärtlichkeitsdienst vollbracht war, wickelte sie das Kind in ihre Enveloppe sorgfältig ein, denn es war nöthig, das arme Geschöpf wider die Feuchtigkeit des Sandes zu schützen, und sie brauchte keinen Putz weiter. Es war an der Brust eingeschlafen. Sie gab ihm einen sanften Kuß, bevor sie es auf die Erde legte. Schlafend lächelte es noch. Die Mutter, die niedergekniet war, um es desto behutsamer zu legen, blieb noch eine Zeitlang in dieser Stellung. Sie wünschte ihre Küsse immer zu wiederholen, fürchtete aber die Ruhe ihres theuren Kindes zu stören. Das Geschrey desselben würde die Schrecken ihrer scheidenden Existenz noch erhöht haben. Noch fuhr sie einige Minuten fort, kniend bey ihrem Kinde zu weinen. Endlich sprang sie auf und lief ins Meer. Schon war sie halb von den Wellen begraben, als sie ihr Kind schreyen hörte. Die Zärtlichkeit der Mutter fieng an über die Verzweiflung der Liebenden zu siegen. Sie that ihren fernern Bewegungen Einhalt, und war unentschlossen, ob sie dem ihre Qualen endigenden Element freye Gewalt lassen solte.

Hier sahe man ein Naturgemählde eines Raphaels würdig. Wäre er ein Zeuge dieser Stellung gewesen, ihr Kenner, sagt, würde er den Hang seines Gefühls, oder dem Zug seines Genies gefolgt seyn? Würde er die liebenswürdige Verzweiflende in seine Arme genommen, oder würde er in bewegungsloser Bewundrung das Gemählde angestaunt haben, das sich hier seinem vortrefflichen nachahmenden Pinsel darstellte? Ich hoffe, der Mensch würde über den Mahler gesiegt haben. Ihr Körper über die Tiefe schwebend, ihr Gesicht

ſicht voll Todesſchrecken, und doch auch voller Aufmerkſamkeit auf ihr ſchreyendes Kind, ihre Hände zuſammengefaltet, ihre Augen ſtarrend, das Blut in ihren Adern gehemmt, ihre Lippen todtenbleich, und die ganze Form überhaupt ſtellte gleichſam die Bildſäule der Verzweiflung von der Liebe umſchlungen dar. Endlich ſprang ſie zurück, lief zur Felſengrotte, und legte das Kind abermals auf das ſanfte Kiſſen, das die Natur für deſſen Beruhigung beſtimmt hatte. Sie gab dem Säugling ihre Bruſt, und noch einmal fiel er in Schlummer. Wäre ſie nicht feſt entſchloſſen geweſen, ſo würde dieſe Naturerſchütterung ihren ſchrecklichen Vorſatz völlig gehemmt haben. Allein ſie hatte ſich gänzlich dem Tode geweiht. Sie legte daher ihr Kind wieder an den vorigen Ort, näherte ſich dem Meer, und ohne mehr um ſich zu ſehn, ſtürzte ſie ſich in die Fluth.

VII.

Schreiben von Moses Mendelssohn an den Baron von Hirschen in Dresden.

Berlin, den 18ten October 1785.

Da alles, was diesen Weisen angeht, das Publicum interessirt, so verdient dieser Brief, zumal da er einen gemeinnützigen Gegenstand betrift, gewiß hier eine Stelle. Er wurde nur einige Monate vor seinem Tode geschrieben, und die Veranlassung dazu war folgende: Ein bey Eisleben lebender Gelehrter, Namens Schönemann, machte den Entwurf, eine Judenbibliothek herauszugeben, worin alle zum Besten dieses unterdrückten Volks herauskommende Schriften gesammlet, und der aus dem Verkauf des Werks entstehende Gewinn unter die armen Juden vertheilt werden solte. Er wandte sich an den B. v. H., um dieses Institut befördern zu helfen. Dieser grif die Sache eifrig an; da es ihm aber damit nicht recht glücken wolte, so beschloß er Mendelssohn, den er nicht anders als aus seinen Schriften kannte, aufzufordern, durch die reiche Judenschaft in Berlin dieses Vorhaben unterstützen zu lassen. Hier ist des Philosophen Antwort: *)

D. H.

*) Der Brief ist wörtlich nach dem Original abgedruckt, das der Herausgeber besizt.

Hochwohl-

Hochwohlgebohrner Herr!

Hochzuehrender Herr!

Die Zuschrift, womit Ew. Hochwohlgebohrn mich beehrt haben, beweist eben sowohl, daß die Wahrheit: Meine Nation kann wie jede andre zum Nutzen des Staats gebraucht werden; demjenigen, den kein Vorurtheil hierin blendet, sehr klar einleuchtet, als auch, daß das Vorurtheil wider meine Nation zu tiefe Wurzeln geschlagen, daß es leicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden könnte. Ich sage mit Stumpf und Stiel; denn es ist bey Vorurtheilen immer der Fall, daß der mindeste zurückgebliebene Theil Saamen wird, und ehe man sichs versiehet, stehet ein neuer Stamm wieder da. Jedem Vorurtheil muß daher oft und mit Nachdruck von den Schriftstellern begegnet werden, um den neuen Ausschuß in der ersten Blüthe zu ersticken. Nun ist zwar den forschenden Männern nicht viel daran gelegen, wer auch der Verfasser des Buches sey; er liest es, prüft die Gründe, und entsagt ihnen den Beyfall nicht, den sie verdienen. Aber bey Leuten vom gemeinen Schlage wirken die Gründe nur etwas, und das Mehreste muß die anerkannte Autorität des Schriftstellers und seine Uneigennützigkeit thun. Aus dieser Ursache habe ich es jederzeit mit grösserm Vergnügen gesehen, wann das Vorurtheil der Christen wider die Juden von einem christlichen als von einem jüdischen Schriftsteller bestritten wird; und aus dieser Ursache scheinen mir auch die Maaßregeln, die Herr Schönemann genommen hat, um den Verdacht der Eigennützigkeit zu vermeiden, dem Zwecke gemäß. Ich möchte aber unvorgreiflich rathen, den Schein vollends zu vermeiden.

Der Lohn, den der Buchhändler giebt, und die Pränumerationen bringen, ist nicht der einzige Gewinn, den ein Schriftsteller ziehen kann, der ein besonders Interesse begünstiget. Juden müssen sich also gar nicht einmischen, um die großmüthige Absicht zu befördern. So bald dies geschieht, so bald muß sie auch gemißdeutet und übel ausgelegt werden. Ew. Hochwohlgebohrn sehen also die Ursache, warum ich mich als ein Jude gar nicht damit befassen darf; aber es giebt noch eine andre, darum ich es nicht kann. Diese ist leider! meine schwächliche Gesundheit; und ich habe schon mehrere Geschäfte auf mich genommen, als mir meine gegenwärtigen Kräfte zu betreiben erlauben, und ich bin gezwungen, mir einen grossen Theil derselben zu entschlagen. Ich danke übrigens Ew. Hochwohlgebohrn für die großmüthige Absicht, und empfehle meine Nation zu Ihrer fernern Gewogenheit; ich aber bin in wahrer Hochachtung

Ew. Hochwohlgeborn

Moses Mendelssohn.

VIII.

Die verspottete Schauspielerin.

Eine irrländische Theateranecdote.

Vor einigen Jahren spielte Mrs. Dally, eine in Irrland beliebte Schauspielerin, auf dem Theater zu Dublin eine Favoritrolle. Die Versammlung war sehr mit ihrem Spiel zufrieden; nicht so drey Damen von Stande, die sich in der nächst am Theater gelegenen Loge befanden, und laut über die Schauspielerin spotteten. Sie trieben dieses so arg, und bedienten sich dabey so beleidigender Worte, daß, da keins derselben bey der armen Actrice verlohren gieng, sie nothwendig aus ihrer Fassung kommen mußte. Ihre Verlegenheit war sichtbar, sie stotterte, sie stockte, und endlich brach sie in einen Thränenstrom aus, verneigte sich und trat ab. Die drey unartigen Damen aber genossen ihren Triumpf nicht lange. Man rief von allen Seiten, daß das Stück fortgespielt werden solte. Unter diesem Toben trat ein junger irländischer Edelmann, der sich im Parterre befand, auf eine Bank, und zeigte seinen Vorsatz die Versammlung anzureden. Alles war nun stille, worauf der Redner anfieng: „Ich und meine neben mir sitzenden „Freunde werden nicht eher die Fortsetzung des Spiels gestat„ten, bis die drey besoffenen Kerls, die hier in der Theater„loge in Weibskleidern sitzen, das Haus verlassen haben.“

Dieser Vorschlag wurde mit lautem Beyfall aufgenommen, ein Hagel von Orangen, Aepfeln u. s. w. fiel auf die ausgezeichnete Loge, so daß die Spottdamen sich in der größten Geschwindigkeit retten mußten. Die gerächte Actrice erschien nunmehr unter Vivatgeschrey, und das Stück wurde ruhig geendigt.

In Deutschland wäre der Erfolg wahrscheinlich anders gewesen, denn nach unsern Theatersitten hätte man von Seiten der Schauspieler Unart mit Unart erwiedert. In allen gesitteten Ländern zeigen die dramatischen Künstler und Zunftgenossen nicht allein Achtung, sondern Ehrfurcht gegen das Publicum. Nichts ist gewöhnlicher als diese deutsche theatralische Unanständigkeit, die sowohl stehenden als herumziehenden Truppen eigen ist, und von den gutmüthigen Deutschen geduldet wird. Diese Sitte schreibt sich noch aus den Zeiten der Hanswurstiaden her, da unartiges Betragen, Zoten und Sottisen aller Art zur Belustigung der Zuschauer dienten. Insbesondre war der berüchtigte Hans Wurst Schuch hierin sehr stark, so daß er nicht selten die Versammlung durch Grobheiten mißhandelte! Den Ausländern ist dieses besonders auffallend. Ich befand mich vor einigen Jahren mit einem vornehmen Franzosen im Schauspielhause in Leipzig. P. . . . ein elender, naseweiser, und vom Publico verachteter Schauspieler, zeigte in einem Zwischenact seine Künste auf einem blasenden Instrument. Man wolte ihn nicht hören, und pochte mit den Stöcken, worauf sich P. . . . . ans Parterre wandte, und höhnisch sagte, er brauchte zu seiner Musik keine Pauken.

Diese

Diese Beleidigung wurde nicht geahndet, ja sie hatte die Wirkung, daß man ihn ruhig fortspielen ließ. Das Erstaunen des Franzosen war hiebey nicht geringe, und ich konnte gegen seine Bemerkung: Cela sent encore un peu la barbarie nichts Erhebliches einwenden.

v. A.

IX.

An das Publicum.

Die regelmäßige Erscheinung der Stücke dieses vierten Jahrgangs ist wahrscheinlich allen Lesern der Litteratur und Völkerkunge angenehm gewesen. Mit Anfang eines jeden Monats, der auf den Umschlag bezeichnet ist, wird allemal ein Stück in Leipzig fertig, so daß es noch vor Ablauf desselben sowohl in den südlichen, als den nordlichsten Provinzen Deutschlands ankommen kann. Mit dieser nun seit einem Jahre genau befolgten Ordnung wird man beständig fortfahren, daher ein regelloser Empfang der Journalstücke in entfernten Gegenden, weder dem Herausgeber, noch dem Verleger zugeschrieben werden muß. Verschiedene Interessenten stehen in dem Irrthum, als ob das Journal nicht complet sey, und einige Stücke vom dritten Jahrgang noch fehlten. Diesen dienet zur Nachricht, daß kein Stück fehlt, sondern nur die letztern des vorigen Jahrgangs in Dessau spät erschienen sind, und zwar der May

und Junius erst nachdem dem der August und September des neuen Verlags schon allgemein verbreitet waren. Diejenigen also, die das Journal noch nicht complet haben, können die fehlenden Stücke der drey ersten Jahrgänge bey der Verlagscasse für Gelehrte und Künstler in Dessau, oder durch deren Commißionairs, oder durch die Buchhandlung der Gelehrten, oder auch durch den Canal einer jeden Buchhandlung bekommen. Selbst der jetzige Verleger des Journals, Hr. Göschen in Leipzig, wird auf Ansuchen diese Complettirung willig besorgen. Noch dienet zur Nachricht, daß man um den häufigen Irrungen vorzubeugen, das nächste Stück nicht mit No. I. sondern mit No. VII. bezeichnen wird, und so soll bis zum December No. XII. fortgefahren werden.

d. H.

X. Vollstän-

X.

Vollständiges und in Rubriken nach den Materien geordnetes Register des vierten Jahrgangs.

I. Historische und litterarische Abhandlungen.

1. Ueber den Ursprung und die Fortschritte des Mönchslebens . . . I. Seite 1
2. Das Jahrhundert Theodosius des Grossen. Ein Beytrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche der Vorzeit, nach dem Französischen des P. de Montfaucon . . . II. 134
3. Zur Geschichte der Angelsachsen . III. 212
4. Ueber Gesetze, Sitten und Gebräuche der Franken . . . V. 381
5. Der Untergang der heidnischen Religion im römischen Reiche. Ein Fragment von Gibbons grosser Geschichte . . . VI. 535
6. Ueber die Germanier . . . I. 578
7. Ueber die Pflichten eines Lehrers, und den Unterschied von Schrift und Vortrag. Eine Rede von A. G. Meißner, gehalten beym Antritt seiner Professur in Prag, den 26. Nov. 1785. . III. 753
8. Buchhändlerrechtfertigung gegen die vorgebliche kayserliche Erklärung zu Gunsten des Nachdrucks, von M. Dyck. . . . III. 775

9. Gedanken eines Cosmopoliten über den deutschen Fürstenbund . . VI. Seite 1027

II. Litterarische Aufsätze vermischten Inhalts.

1. Nachricht von einem sonderbaren Congreß zu Pensacola, der im Juny 1784 zwischen den Oberhäuptern der Chickesaws und Creecks, zweyer americanischen Völkerschaften, und dem Gouverneur von Louisiana gehalten worden ist . . . I. 28
2. Bertrand du Guesclin, Connetabel von Frankreich; ein historisches Gemählde . I. 39
3. Beschluß . . III. 237
4. Zur Länder- und Völkerkunde der Alten . I. 71
5. Fortsetzung . . II. 153
6. Fortsetzung . . IV. 309
7. Beschluß . . V. 407
8. K. Preuß. Ministerialrescript, den Canzleydirector Gökingk betreffend . . I. 99
9. Scenen in Siam. Ein Beytrag zur Völker- und Menschenkunde . . II. 110
10. Ausserordentliche Begebenheiten auf dem Weltmeer im Jahr 1765, nach den öffentlichen Aussagen vor dem Lordmajor in London, George Nelson, gerichtlich bestätigt . . . II. 173
11. Nachricht von der Insel Moaly . III. 233
12. Ueber die democratische Regierungsform, von der berühmten Geschichtschreiberin Macauly . III. 273

13. Der Character der Römer im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Ein Auszug aus dem 14ten und 28sten Buch des Ammianus Marcellinus III. Seite 281
14. Nachricht von einer sonderbaren Societät in Pensilvanien, die man Dunkers nennt. Ein moralisches Phenomen . . IV. 293
15. Biographische Nachrichten von Cassard, einem berühmten französischen Seemann . . IV. 328
16. Beschluß . . . V. 431
17. Dialog zwischen dem verstorbenen Doctor Johnson und Mrs. Maria Salter . IV. 348
18. Characteristische Beobachtungen über Virginien und America überhaupt . IV. 351
19. Nachricht von einer Sammlung der besten neuen englischen Gedichte . V. 454
20. Die Sybariten . . . VI. 471
21. Feldzug des Attila in Gallien, nebst der grossen Schlacht bey Chalon im Jahr 451 . VI. 479
22. Ueber den Zustand des Handels nach der Zerstörung von Tyrus und Carthago . VI. 521
23. Hurtado und Miranda, die ersten spanischen Colonisten in Paraguay. Eine Erzählung . VI. 493
24. Das jetzige Zeitalter. Deutschland. Ein Fragment . . II. 655
25. Ueber den Character des jüngst verstorbenen berühmten Doctor Johnson, von James Boswel . II. 682
26. Ueber den Ursprung der Verehrung der Heiligen, und der Reliquien unter den Christen. Ein Fragment von Gibbons grosser Geschichte . II. 722

27. Fragment einer philosophischen Rede, gehalten in Philadelphia . . II. Seite 734
28. Das jetzige Zeitalter. Ein Fragment aus dem politischen Herold. Das spanische America. Africa. Rußland . . III 795
29. Nachricht von dem indischen Gedicht Mahabarat, aus der Sanskrittasprache übersetzt . III. 801
30. Litterarische Nachrichten von Clenard, einem Gelehrten des 16ten Jahrhunderts, nebst Auszügen aus seinen Reisen . . III. 806
31. Beschluß . . V. 985
32. Thomas More. Ein dramatisches Fragment III. 831
33. Das jetzige Zeitalter. Bemerkungen über Italien, aus dem Englischen . IV. 868
34. Rede bey der Jahresfeyer der americanischen Independenz. Gehalten in Boston den 4ten Julius 1785. von John Gardiner Esq. . IV. 881
35. Neu aufgefundenes Fragment des Petronius IV. 926
36. Critische Berichtigung . IV. 936
37. Character des berühmten Dupleix, Generalgouverneurs von Pondichery. Ein Fragment aus Orme's Geschichte der indischen Kriege . V. 939
38. Das jetzige Zeitalter. Schweden und Dännemark V. 944
39. Litterarische Nachricht zur Völkerkunde gehörig V. 1026
40. Aus der geheimen Geschichte einer theologischen Facultät in Churſachsen . VI. 1064
41. Abschied von meinem Almanach, 1783, am 31sten December . . VI. 1070

III. Reisen.

1. Schreiben des berühmten Eduard Wortley Montagu, enthaltend eine Nachricht von seiner Reise von Cairo nach dem Berg Sinai . I. Seite 618
2. Reise von Basel bis Frankfurth am Mayn. Fragment aus dem Tagebuche der Reise des Raths und und Bibliothecars R** zu ** im Sommer 1785 . . . II. 663
3. Nachricht von den neuentdeckten im stillen Ocean gelegenen Sandwichinseln . IV. 839
4. Die neuesten Nachrichten von Otaheite. Aus Cook's Tagebuch bey seiner letzten Reise um die Welt . . . V. 951
5. Nachricht von Kamtschatka. Aus dem Tagebuch des Capitain King bey seiner letzten Reise um die Welt . . . VI. 1038
6. Historische Nachrichten von Kentucke, einer neuen ohnweit Virginien angelegten Colonie VI. 1079

IV. Briefe.

1. Auszug eines Briefes aus London vom 16ten May 1785 . . . IV. 367
2. Auszug eines Schreibens aus Glasgow, den 12ten September 1785 . . V. 427
3. Schreiben eines Engländers aus Virginien an seinen Freund in London. Richmond den 6ten März 1785 V. 451
4. Auszug eines Schreibens von der Küste von Malaga. Den 31sten August 1784, die Eroberung von Salangoor betreffend . . . VI. 516

5. Schreiben an eine Dame über den Ursprung der Weyhnachts- und Neujahrsgeschenke I. Seite 585
6. Auszug eines Schreibens des Grafen von Treffan, über die merkwürdige Familie der Fleuriots in Lothringen . . I. 649
7. Auszug eines Schreibens aus Neuwied, den 10ten November 1785 . . II. 686
8. Schreiben des Herausgebers an den Kriegssecretair Neumann in Dresden, die Characteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend III. 737
9. Auszug eines Schreibens aus Bengalen. Aus dem Lager bey Ferochabad in der Provinz Duab, von einem englischen Officier den 16ten December 1784 . . . IV. 876
10. Schreiben des Herrn Doctor Semler an den Herausgeber . . . IV. 923
11. Briefe über die Niederlausitz und Dresden. An den Kaufmann D*** geschrieben im Jahr 1785. Erster Brief . . V. 1015
12. Brief von Moses Mendelssohn an den Baron von Hirschen in Dresden. Berlin den 18ten October 1785 . . . VI. 1106

V. Anecdoten und Erzählungen.

1. Grosses Beyspiel ehelicher Treue. Aus dem americanischen Kriegsjournal des General Bourgoyne II. 127
2. Cromwels Enkelin. Eine nie gedruckte Anecdote II. 195
3. Das Glück und das Unglück. Eine Allegorie II. 188
4. Das karaibische Denkmahl . III. 202

5. Anecdoten zur Geschichte Carls XI. Königs von Frankreich. Aus mannigfaltigen Quellen zusammengetragen . . IV. Seite 299
6. Das Königreich Basoche. Eine historische Anecdote . . IV. 371
7. Anecdote den Büchernachdruck betreffend V. 405
8. Das wiedergefundene Kind. Eine americanische Anecdote . . V. 448
9. Hurtado und Miranda, die ersten spanischen Colonisten in Paraguay. Eine Erzählung VI. 493
10. Eine unbekannte Anecdote von Voltaire VI. 559
11. Die Folter. Eine portugiesische wahre Geschichte, von dem berühmten englischen Dichter Cumberland I. 567
12. Die unglückliche Heyrath. Eine wahre Geschichte. Aus dem Englischen . I. 636
13. Die Preßfreyheit in America im Jahr 1785 III. 837
14. Die Hinrichtung des Ritters von Rohan im Jahr 1674. Eine historische Anecdote V. 1024
15. Liebe und Verzweiflung . VI. 1100
16. Die verspottete Schauspielerin. Eine irrländische Theateranecdote . . . VI. 1109

VI. Gedichte.

1. Tina und die Maus, ein Duett. Die Poesie von L. Neumann, in Music gesetzt vom Kapellmeister Naumann . . I. 101
Music . . . I. 1
2. An Stella's Eremitage bey einem Gewitter. Ein Gedicht von L. Neumann . II. 105

3. Elegie, auf Friedericke Charlotte Bause, im Namen zweyer ihrer Freundinnen D. und W. vom Herrn Kreissteuereinnehmer Weisse . . III. 197
4. Medor und Meda, eine Familienscene. Die Poesie vom Herrn L. Neumann. In Music gesetzt vom Herrn Kapellmeister Naumann V. 459
Music . . . V. 1
5. Meine Empfindungen am Sprudel zu Carlsbad. Zwey Gedichte von L. Neumann VI. 461
6. Das Lob Englands. Von A. F. E. Langbein II. 680
7. Der Herbsttag. Von eben demselben III. 829
8. General Amors Befehl an das Amörettencorps, von L. N. . . . IV. 930
9. Trinklied von A. F. Langbein . V. 1013

* * *

An das Publicum . . VI. III
Vollständiges und in Rubriken nach nach den Materien geordnetes Register des vierten Jahrgangs VI. 1113

Weißenfels, gedruckt bey Caspar Simon Ifens sel. Erben.

K.K. HOFBIBLIOTHEK WIEN

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157621204

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157621204

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157621204

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157621204